

ALEXANDRA SENFFT

DER LANGE SCHATTEN DER TÄTER

*Nachkommen stellen
sich ihrer
NS-Familiengeschichte*



PIPER

ALEXANDRA SENFFT

DER LANGE SCHATTEN DER TÄTER

*Nachkommen stellen
sich ihrer
NS-Familiengeschichte*



PIPER

MEHR ZUM AUTOR

KLICKEN SIE HIER FÜR

+ MEHR BÜCHER

+ MEHR TRAILER

+ MEHR LESEPROBEN

+ MEHR INFORMATIONEN

Mehr Informationen unter www.piper.de
auf Facebook und Twitter

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de*

*Für
Felix, Magdalena und David*

ISBN 978-3-492-97376-2

Mai 2016

© Piper Verlag GmbH, München/Berlin 2016

Covergestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Covermotiv: Picture Allinace (Foto), AKG-Images (Wehrpaß), Corbis (Rahmen)

Datenkonvertierung: psb, Berlin

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der Piper Verlag nicht die Inhalte Dritter zu eigen macht.

Vorwort

»Aufgearbeitet wäre die Vergangenheit erst dann, wenn die Ursachen des Vergangenen beseitigt wären. Nur weil die Ursachen fortbestehen, ward sein Bann bis heute nicht gebrochen«, schrieb Theodor W. Adorno 1959.

Wie also begegnet man dem Bann dieser Vergangenheit, wenn er in Form rechtspopulistischer Wahlerfolge oder als tätliche Übergriffe auf Geflüchtete eine neue destruktive Dynamik entfaltet? Warum nehmen wir Veränderungen und Fremde so oft als Gefahr und nicht als Bereicherung wahr? Die Pflicht, Antworten auf diese sehr aktuellen Fragen zu finden, liegt nicht allein bei den politischen Akteuren – sie betrifft uns alle.

So vorbildhaft die NS-Zeit in Deutschland akademisch und politisch bearbeitet wurde, so wenig ist sie bis heute im Privaten aufgeklärt. In vielen Familien gilt: Die Täter waren immer die Anderen. Trotz der staatlich und gesellschaftlich erarbeiteten Erinnerungsformen herrschen in der biografischen Aufarbeitung weiter Verdrängen und Verschweigen und verhindern die Auseinandersetzung auf der persönlichen, der menschlichen Ebene.

Wirkliche Ursachenbeseitigung bedeutet, die öffentliche Aufarbeitung mit der privaten zu verbinden – es sind sich gegenseitig befruchtende Prozesse. Wer begriffen hat, wie viele Deutsche und sogar die eigenen Verwandten in der NS-Zeit zu Massenmördern werden konnten, kann strukturellem Rassismus, Antisemitismus und Muslimfeindschaft authentisch und entschieden entgegenwirken.

»Auschwitz war ein Ort, an dem man nicht mitmachen durfte«, gestand Oskar Gröning, der »Buchhalter von Auschwitz«. Der 94-Jährige wurde 2015 wegen Beihilfe zur Ermordung von 300 000 Juden zu vier Jahren Haft verurteilt. 2016 stehen weitere NS-Täter, meist schweigend, vor Gericht.

Nun aber, da die letzten Zeitzeugen sterben – jene erste Generation, die das Schweigen als Norm in den Familien etablierte –, wollen einige Nachkommen endlich wissen, welche Rolle ihre Angehörigen im Krieg gespielt haben: Waren sie Täter im Sinne eines Oskar Gröning oder sogar noch schlimmere Verbrecher, machten sie sich als Bystander oder lediglich als Zuschauer mitschuldig? Bis heute ist die Grenze zwischen Schuld, Mitschuld und Unschuld für die meisten Betroffenen unklar, allzumal die Nationalsozialisten selten Beweise für ihre Taten hinterließen.

Die ältere Generation hat einen Dialog mit der jüngeren in der Regel geflissentlich vermieden. Stattdessen hat sie verklärt, verleugnet und eisern geschwiegen. Schuld und Scham sind damit jedoch nicht beseitigt, vielmehr werden sie, ob verbal oder non-verbal, auf die Gefühlswelt der Kinder und Enkel übertragen. Es bleibt der unausgesprochene Auftrag, die Familie vor Schande und Strafe zu beschützen – ein Auftrag, der äußerlich erfolgreich zu erledigen sein mag, innerlich aber nie zu erfüllen sein wird, denn das Verdrängte lebt trotzdem weiter und verbreitet eine negative Energie. Traumatische Erlebnisse können sogar zu dauerhaften genetischen Veränderungen führen, wie die jüngere Epigenetik-Forschung zeigt. Die Folge sind häufig Angsterkrankungen und Depressionen, die nicht nur das Privatleben beeinträchtigen sondern auch Einfluss auf politische Einstellungen haben können. Die Gefühls- und Denkmuster aus der NS-Zeit werfen so einen

langen Schatten innerhalb von Familien und zwangsläufig auch auf die Gesellschaft.

Sich der eigenen Familiengeschichte systematisch anzunähern macht historische Recherchen empfehlenswert, um nicht bei diffusen Gefühlen zu verharren, die sich faktisch nicht verankern und somit kaum bearbeiten lassen. Nicht jedes Hadern mit dem Leben ist allerdings auf den Krieg und den Holocaust zurückzuführen, es gilt zwischen Ursache und Wirkung zu differenzieren. Jedoch lassen sich viele Verhaltensweisen, politische Standpunkte und psychische Belastungen mit der familiären NS-Geschichte erklären, wie aus diesem Buch zu erfahren ist.

Hier wird jedoch ausdrücklich nicht an einem Opfermythos der Täternachkommen gestrickt, vielmehr soll beides einen Raum finden: die Schuld und Mitschuld sowie die transgenerationellen, oft sogar leidvollen Folgen. Der Fokus auf die Tätergesellschaft darf dabei das Narrativ der Verfolgten und Überlebenden des NS-Terrors nicht überschatten – es ist in den Text mit eingewebt. Dabei scheinen immer wieder dialogische Momente auf.

Die in diesem Buch Porträtierten sind nicht die Kinder und Enkel ranghoher Nationalsozialisten, sondern Menschen wie du und ich. Ihre Angehörigen waren auf unterschiedlichste Weise in das NS-System involviert, meist kleine Rädchen im mörderischen Getriebe. Der Schatten der Täter bezieht sich somit nicht ausschließlich auf eine individuell herausragende Schuld, sondern auch auf das gesellschaftliche Klima, das fortgesetztes Verdrängen bis heute befördert.

Meine Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner sind mir über die Jahre als offene Persönlichkeiten aufgefallen, die mir in unterschiedlichen Zusammenhängen während meiner Arbeit begegnet sind. Es sind überwiegend Leser meines Buches »Schweigen tut weh«, in dem ich mich vor zehn Jahren selbst auf die Suche begab. Mein Großvater war der Gesandte des Dritten Reiches in der Slowakei und hauptverantwortlich für die Deportation der slowakischen Juden. Sein Erbe, an dem meine Mutter zerbrach, lastet auf uns Nachkommen bis heute.

Die Porträtierten besaßen schon vor unserem Austausch eine grundsätzliche Bereitschaft zur Auseinandersetzung und haben sich auf einen Dialog mit mir eingelassen, der mitunter dennoch auch spannungsreich war.

Ich nehme ihnen gegenüber daher keine akademische oder journalistische Distanz ein, sondern bin mit ihnen im Kontakt und innerlich beteiligt. Diese reportageartige Erzählform ist bewusst gewählt, um die Chancen und Schwierigkeiten eines Austausches über die NS-Zeit auszuleuchten und nicht auf einer formellen Ebene zu verharren. Ich will ferner meine Haltung als Autorin transparent machen.

Jedoch greife ich nicht tief in das Narrativ meiner Gesprächspartner ein: Ich respektiere ihre Art des Erzählens und ihre emotionalen Grenzen. Manche drücken sich eher anekdotisch distanziert aus, somit hat ihr Lebensbericht einen weniger beweglichen Charakter; andere wagen sich mehr in emotionale, psychologisierende Gefilde und zeigen sich ergebnisoffener. Die Geschichten sind jeweils in die örtlichen und historischen Kontexte sowie in die aktuelle Politik eingebettet. Es sei denn, meine Gesprächspartner duldeten es, werte ich ihre Aussagen nicht, selbst wenn ich anderer Meinung bin. Manchmal ist es aufschlussreich,

beim Lesen auch auf das zu achten, was *nicht* gesagt wird, denn vielleicht verbirgt sich zwischen den Zeilen das noch Ungeklärte und Unverarbeitete.

Die Soziologin Lena Inowlocki verrät, wie man autobiografisch-narrative Interviews betrachten kann. Entscheidend ist, »wie erzählt wurde: Nehmen uns die Erzählenden mit in Situationen, die eher geschildert werden oder nur berichtet? Werden wir in eine Situation mit hineingenommen, die die Erzählenden wieder durchleben? Argumentiert er oder sie, ohne dass wir durch eine Frage dazu Anlass gegeben hätten, in einer Art innerem Dialog mit etwas, was ihn oder sie beschäftigt? Die Darstellungsform zeigt uns an, auf welche Weise sich die Erzählenden damit auseinandersetzen, was sie erlebt haben und welche Position sie zum Erzählten einnehmen«.

Meinen Gesprächspartnern ist gemeinsam, dass sie konstruktive Wege gefunden haben, sich von der »Last des Schweigens« (Dan Bar-On) zu befreien und daraus Konsequenzen für ihre Haltung als deutsche Bürger entwickeln konnten. Sie haben politische, soziale oder auch spirituelle Ausdrucksformen und Handlungsmöglichkeiten gewählt. Ihre Geschichten machen Mut, sich selbst nach den familiären Verhältnissen zu befragen, sich auf die Suche in die Vergangenheit zu begeben und für einen Dialog zu öffnen.

Hitzefrei für einen Angeklagten

»In den sechs Jahrzehnten seit den Nürnberger Prozessen sind weitere Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen worden, darunter auch Völkermord. Die Menschenrechte wahren sich nicht selbst. Sie bedürfen ständiger Pflege. Die Fortführung von Prozessen gegen Naziverbrecher, bis zum letzten Greis unter ihnen, muss in erster Linie als Warnhinweis für künftige Kriegsverbrecher dienen, der ihnen sagt: Bis zu deinem letzten Atemzug kannst du dich auf der Anklagebank wiederfinden.«

TOM SEGEV^[*]

Bahnhof Lüneburg, 2. Juli 2015, halb sechs Uhr morgens.

»Ritterakademie im Graalswall, bitte«, sage ich zum Taxifahrer.

»Graalswall? Das gibt es hier nicht«, behauptet er, während er mit seiner Taxe bereits eine Richtung eingeschlagen hat. Ich krame die Adresse aus meiner Handtasche und korrigiere: »Am Graalwall ohne s! – wo der NS-Prozess stattfindet.« Der Taxifahrer, der mich von Anfang an verstanden hat, murmelt abweisend »Ach so« und fährt mit grantiger Miene schweigend durch die noch schlafende, von frühmorgendlichen Sonnenstrahlen durchflutete Hansestadt. Am Graalwall angekommen, wartet meine Freundin Susanne Hetzer, »Susi« genannt, bereits vor dem Eingang der Ritterakademie. Sie sitzt auf dem Bürgersteig und liest Harry Mulichs Reportage über den Jerusalemer Prozess von 1961 gegen Adolf Eichmann, den Leiter des Judenreferats im Reichssicherheitshauptamt.

In Lüneburg steht seit dem 21. April 2015 der 94-jährige Oskar Gröning vor Gericht. Die Anklage: Beihilfe zur Ermordung von 300 000 Juden im Sommer 1944 in Auschwitz. Gröning, der nach der Mittleren Reife eine Banklehre gemacht hatte, meldete sich 1940 mit 19 Jahren voller Begeisterung für die »zackige« Truppe freiwillig als Zahlmeister bei der Waffen-SS. 1942 wurde er nach Auschwitz versetzt. Dort arbeitete er in der »Häftlingsgeldverwaltung«, sortierte die verschiedenen Währungen der beraubten Juden und leitete das Geld anschließend an das SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt in Berlin weiter. Der junge Mann war auch an der Selektionsrampe eingeteilt: Er sollte dort das Gepäck der aus den Viehwaggons gezerrten Juden bewachen und für den »geordneten Ablauf« des faschistischen Mordprogramms sorgen. Allein im Rahmen der »Ungarn-Aktion« waren 437 402 Juden nach Auschwitz deportiert und sofort nach der Ankunft selektiert worden – hier zum sofortigen Tod in der Gaskammer, dort zum langsamen Tod durch Zwangsarbeit.

Es gab jedoch einen Zwischenfall, der Grönings Sinn für Ordnung erheblich störte: Einer seiner SS-Kameraden zertrümmerte vor seinen Augen den Schädel eines schreienden Babys, indem er es an den Beinen packte und gegen die Planke eines Lastwagens schleuderte. Erschüttert habe Gröning angeblich um Versetzung gebeten, mehrmals sogar, doch ohne Erfolg, sagt er später aus. So blieb er insgesamt zwei Jahre in Auschwitz und wirkte durch seine Tätigkeiten unter anderem daran mit, dass von Mai bis Juli 1944 etwa 300 000 der jüdischen Ungarn in der Gaskammer durch Zyklon B starben.

Waren es Schuldgefühle, die Gröning später dazu veranlassten, seine Erinnerungen an diese Zeit für seine Söhne aufzuschreiben? War es die Suche nach Erlösung oder gar Hoffnung auf Vergebung, die ihn 2005 im Alter von 83 Jahren sogar öffentlich über Auschwitz reden ließ? Die Journalisten, mit denen Gröning sprach, bekamen jedenfalls den Eindruck, dass er nach Entlastung suchte. Den *Spiegel*-Autor Matthias Geyer ließ der ehemalige SS-Mann wissen, dass er die Vergasung der Juden damals als ein legitimes Mittel der Kriegsführung hingenommen habe. In Auschwitz habe es für ihn ein »ganz normales Leben« gegeben – Alkohol, Sport und Gesellschaftsspiele in der Freizeit. Auf Geyers Frage nach seiner persönlichen Verantwortung antwortete er: »Schuld hängt eigentlich immer mit Taten zusammen, und da ich meine, ein nicht tätiger Schuldiger geworden zu sein, meine ich auch, nicht schuldig zu sein.« Er sei ein »Rädchen im Getriebe« gewesen: »Wenn Sie das als Schuld bezeichnen wollen, dann bin ich ein ungewollt Schuldiger. Juristisch bin ich nicht schuldig.«^[1] Seine vermeintliche Unschuld bekundete er auch im Interview mit der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung* 2014 – er habe »nie auch nur jemandem eine Ohrfeige verpasst.«^[2] Wenn es um Schuld ginge, wo wolle man denn dann aufhören, fragte er: »Müsste man dann nicht auch die Lokführer anklagen, die Züge nach Auschwitz gefahren haben? Die Männer am Stellwerk?«^[3]

Ob mein Großvater Hanns Ludin sich im Zweiten Weltkrieg schuldig gemacht hat oder vielmehr ein »Opfer seiner Zeit« war, ist in der Familie meiner Mutter seit vielen Jahren Ursache eines nicht endenwollenden Streits. Als »Gesandter des Dritten Reichs« in der Slowakei (1941–1945) hatte Ludin die Aufgabe, die slowakische Regierung unter dem diktatorischen Priester Jozef Tiso dazu zu

bewegen, die nationalsozialistischen Interessen umzusetzen. Dazu gehörte insbesondere die Deportation der slowakischen Juden. Viel Druck wird es seitens meines Großvaters nicht bedurft haben, denn die Slowakei war bereits durch einen »Schutzvertrag« an das Deutsche Reich gebunden. Tisos Regierung und viele slowakische Bürger waren zudem nicht minder antisemitisch eingestellt als die Deutschen; in ihrem blinden Rassismus, ihrer Menschenfeindlichkeit und Habgier waren sie willfährige Helfer des Verbrechens. Als »Diplomat«, der eigentlich Berufssoldat war und im Nazi-Reich über die SA steil Karriere gemacht hatte, hat mein Großvater sich die Hände in der Slowakei persönlich vermutlich kaum schmutzig gemacht. Er wusste jedoch – daran habe ich anders als einige meiner Verwandten keinerlei Zweifel –, dass es um die »Endlösung der Judenfrage« ging, ja, er sprach von deren »radikaler Lösung«. Wie Gröning hielt er »die Vernichtung des Judentums« für ein Kriegsziel. Da war jedes Mittel zum Morden recht und gerechtfertigt – emotionslos, pragmatisch, berechnend.

Erzählungen über zertrümmerte Babyköpfchen gibt es in meiner Familie nicht. Dafür aber viele Anekdoten über zauberhafte, gutbürgerliche Verhältnisse, über anständige und aufrechte Verwandte, sowie zahlreiche romantische Kindheitserinnerungen. Es sind Erzählungen aus einer heilen Welt – als habe es kaum Krieg und schon gar keinen Holocaust gegeben. Aus Sicht einiger meiner Angehörigen wusste mein Großvater Hanns Ludin angeblich überhaupt nicht, dass die von ihm selbst unterzeichneten Deportationsanordnungen zur Ermordung der Juden führen würden. Er habe die Juden lediglich in Arbeitslager schicken lassen. Kurz vor seiner Hinrichtung hatte mein Großvater noch an meine Großmutter geschrieben: »Du kennst mein Herz, durch und durch. Es ist weder eines unmenschlichen Gefühls, noch einer

unmenschlichen Handlung fähig.«^[4] Dass Ausgrenzung, Enteignung und Deportation an sich schon unmenschliche Verbrechen sind, spielte hier offenbar keine Rolle.

Einige Verwandte halten daher eisern an der Unschuldsvermutung in dubio pro reo fest. Ohne konkrete Beweise für Hanns Ludins bewusste Beihilfe zum Holocaust kommt für sie ausschließlich der Freispruch in Betracht. Er saß ja »nur« am Schreibtisch und warf weder das tödliche Gas in die Kammer, noch erschoss er Juden an der Grube.

Dieser Argumentation bedient sich jetzt auch Oskar Gröning: »Ich wurde nur hingestellt, um auf die Koffer aufzupassen.«

Meine Verwandten, die sich auf diesen bewusst naiven Standpunkt zurückziehen, konnten sich damit bislang bestätigt fühlen und bequem zurücklehnen, schließlich kam ihnen die deutsche Rechtspraxis bis 2011 entgegen: Wem keine konkrete Schuld im Sinne eines eigenhändig verübten Mordes nachzuweisen war, der ging straffrei aus.

1963 wollte der Hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer im Frankfurter Auschwitz-Prozess erreichen, dass das organisierte Massenmorden der Nationalsozialisten als eine einzige Tat beurteilt würde und somit jeder, der am Gesamtablauf des Verbrechens auch nur indirekt mitwirkte, Beihilfe zum Mord geleistet hatte. Ronen Steinke erklärt in seiner Biografie des mutigen Generalstaatsanwalts, dass dieser damit argumentierte: »Alle diese SS-Leute [...] waren arbeitsteilig mit dem Betrieb einer Tötungsfabrik beschäftigt – und wenn man nun, rückblickend, jedem Zahnrädchen den Gefallen tue, es nur isoliert zu betrachten und seine Funktion im größeren Apparat auszublenden, dann verkenne man, was in Auschwitz eigentlich getan wurde.«^[5] Nur

durch die Arbeitsteilung – als »zentrales Strukturmerkmal des Holocaust«^[6] – habe das Morden überhaupt so reibungslos funktionieren können, weshalb Bauer und seine Staatsanwälte auch einen »Querschnitt durchs Lager«^[7] Auschwitz auf die Anklagebank bringen wollten. Doch sie scheiterten an der Rechtsauffassung des Gerichts und dessen NS-vorbelasteten Vorsitzenden Hans Hofmeyer: »Den Richtern reichte für einen Schuldspruch nicht, wenn jemand ›lediglich‹ eine organisatorische Funktion innerhalb der Lageradministration innehatte. Stattdessen wurde nach der individuell zurechenbaren Einzeltat der Angeklagten gefragt«, so der Historiker Werner Renz.^[8] Da sich zudem die meisten NS-Täter mit Befehlsnotstand und Pflicht herausredeten, kam die weitere Strafverfolgung von NS-Tätern in der Bundesrepublik zum Erliegen, das Interesse an Aufklärung schief ein. »So wie gewöhnliche Deutsche während des Holocaust weggeschaut hatten, so sahen sie hinterher weg, als die Täter ungestraft davonkamen«, sagt die Journalistin und Urenkelin eines Holocaust-Opfers, Elizabeth Kolbert, im *New Yorker*.^[9] Das erklärt, warum der Prozess gegen 62 SS-Leute, darunter Oskar Gröning, vor 30 Jahren von der Frankfurter Staatsanwaltschaft mangels hinreichenden Tatverdachts einfach eingestellt worden war. »Das Thema war für ihn [den Staatsanwalt] offenbar so unwichtig, dass er es nicht einmal für nötig hielt, seine Entscheidung zu begründen«, schlussfolgert *Der Tagesspiegel*.^[10]

Erst mit dem Münchner Prozess gegen den ukrainischen SS-Hilfswilligen John Demjanjuk, der 2011 mit einer Verurteilung wegen Beihilfe zum Mord im Vernichtungslager Sobibór endete, hatte sich die Rechtsauffassung durchgesetzt, die Fritz Bauer bereits in den 1960er-Jahren einführen wollte. Insbesondere auch vor

diesem Hintergrund wird der Prozess gegen Oskar Gröning nicht nur an diesem hochsommerlichen Julitag mit Spannung verfolgt: Wie wird das Gericht gegenüber einem der wenigen noch lebenden Zeugen und Täter urteilen? Nicht nur vonseiten Rechtsradikaler gibt es unterdessen üblen Protest gegen den Prozess – auch viele andere Menschen fragen aus den unterschiedlichsten Beweggründen, mitunter durchaus vorwurfsvoll, nach dem Sinn eines Gerichtsverfahrens gegen einen Greis – 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und wenige Jahre vor dessen zu erwartendem Ableben. In der Debatte geht es nicht allein um juristische Aspekte, sondern auch um moralische Überlegungen.

Und nicht zuletzt auch um viel Abwehr von jenen, die bis heute weiter verdrängen, dass eigene Familienmitglieder schuldig geworden sind. Gröning erinnert sie an das, was sie vergessen wollen. »Die Leute wehren sich doch nicht deswegen leidenschaftlich gegen die Prozesse, weil sie ... eine Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit in ihnen sehen, sondern weil Frau Lieschen Müller und ihre Familie, weil die Herren von Industrie, Justiz usw. wissen, dass mit den 22 Angeklagten im Auschwitzprozess 22 Millionen auf der Anklagebank sitzen«^[11], stellte Fritz Bauer 1962 so treffend in einem privaten Brief fest.

Dass nach 2011 neben Demjanjuk plötzlich weitere Prozesse geführt werden, hängt also mit einer veränderten Rechtsauffassung zusammen, die das funktionale Sein am Ort der Vernichtung bereits als Schuld versteht. Außerdem sind viele der Täter und Mitläufer, die in Justiz und Politik Einfluss hatten, mittlerweile gestorben, und eine neue Generation von Strafrechtlern macht es möglich, das Erinnern an die Opfer durch die Verurteilung der Täter aufrechtzuerhalten.

Meine vor dem Prozessort auf mich wartende Freundin Susi ist Juristin und aus Wien nach Lüneburg gereist, um sich persönlich einen Eindruck zu verschaffen. Ich bin aus Bayern hierhergekommen, denn viele solcher Verfahren wird es aufgrund des Alters der Kriegsgeneration naturgemäß nicht mehr geben. Viel ist bereits über den Prozess und den Angeklagten berichtet worden, jedoch selbst im Gerichtssaal zu sitzen ermöglicht neue Perspektiven und gewiss auch emotionale Einblicke: Wie spricht und verhält sich ein Täter, der am größten systematisch organisierten Menschheitsverbrechen mitgewirkt hat? Wie geht so einer mit dieser Schuld um? Gröning redet, er sagt aus, was er damals erlebt hat, und leugnet nicht, in Auschwitz tätig gewesen zu sein. Im Gegenteil: Schon 1985 erwiderte er einem Briefmarkensammler in seinem Verein, der den Holocaust leugnete, er habe Auschwitz und das Morden mit eigenen Augen gesehen. Er soll sich über diesen Auschwitz-Leugner sehr geärgert haben. Zu Beginn seines Prozesses im April gestand er in seiner Erklärung: »Für mich steht außer Frage, dass ich mich moralisch mitschuldig gemacht habe.«^[12] Gröning ist in dieser Hinsicht eine Ausnahmeerscheinung, denn meistens schweigen die Täter oder haben zu ihren Lebzeiten geschwiegen, geleugnet oder gelogen; ihre Nachkommen haben das Schweigen fortgesetzt – sie setzen es oft bis heute fort und verdrängen die Wahrheit. NS-Verbrecher haben so selten über ihre Taten Zeugnis abgelegt, dass der Autor Jonathan Littell den Roman »Die Wohlgesinnten« schrieb, in dem er einen fiktiven Täter zum Sprechen brachte, der die Gräueltaten bis ins letzte Detail über die Schmerzgrenze hinaus schildert: »Ihr Menschenbrüder, lasst mich euch erzählen, wie es gewesen ist ...«^[13] Littell lässt seinen Protagonisten Max Aue fragen: »Seid ihr überhaupt sicher, dass der Krieg vorbei ist? In gewisser Weise

ist der Krieg nie vorbei, oder er ist erst vorbei, wenn das letzte Kind, das am letzten Tag des Krieges geboren wurde, wohlbehalten begraben ist, und auch danach lebt er in dessen Kindern und in deren Kindern fort, bis sich das Erbe allmählich verflüchtigt, die Erinnerungen verblassen und der Schmerz abklingt, auch wenn zu dem Zeitpunkt jeder ihn schon längst vergessen hat und all das zu den alten Geschichten zählt, die nicht einmal mehr dazu taugen, Kinder zu erschrecken, schon gar nicht die Kinder der Toten oder derer, die gerne tot wären.«^[14]

Mein Großvater Hanns Ludin hätte mir, selbst wenn er gewollt hätte, nichts mehr erzählen können: Er hat sich nach dem Krieg den Amerikanern gestellt und ist 1947 in Bratislava als Kriegsverbrecher gehenkt worden. Doch auch meine Mutter, meine Großmutter und andere Verwandte haben sich über die NS-Zeit sehr bedeckt gehalten und alles verschwiegen, was die Rolle meines Großvaters kritisch beleuchtet hätte. Im Vordergrund des familiären Narratives stehen bis heute sein vermeintlich vorbildlicher Charakter und seine guten Taten – angeblich soll er auch Juden gerettet haben, was selbst, wenn es stimmte, seine Mitschuld am Holocaust nicht mindern würde. Manche seiner Nachkommen hielten den Gesandten des Dritten Reichs deshalb fast für einen Widerstandskämpfer, wie mein Onkel Malte Ludin in seinem Film »2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß« zeigt. Jedenfalls mutierte Hanns Ludin, der Täter, in den Augen seiner Familie zu Hanns, dem Opfer – weil er mit dem Tod bestraft worden war und nicht wie andere NS-Verbrecher ins Ausland floh oder gar im Nachkriegsdeutschland unbehelligt im Wohlstand lebte. »Die Siegerjustiz« habe sich an ihm als Sündenbock gerächt.

Ich war zwar damit aufgewachsen, dass der Vater meiner Mutter ein Nazi war, und hatte dazu stets eine klare ablehnende Haltung. Doch auch ich hatte bis ins Erwachsenenalter nie genauer gefragt oder gar recherchiert, was seine Funktion als SA-Mann in Süddeutschland und dann als Gesandter in der Slowakei praktisch bedeutet hatte. Ich bin in das Leugnen und Schweigen hineingeboren worden und habe das verklärende Familiennarrativ lange unbewusst mitgetragen oder jedenfalls nicht hinterfragt. Früh stellte ich fest, dass ich meine Mutter mit jeder Frage nach meinem Großvater verletzte, und so tat ich, was Kinder in solcher Situation eben tun: Ich schonte sie durch Nichtfragen. Deshalb hat der Prozess gegen Oskar Gröning für mich eine so große aufklärerische Bedeutung: Auch mein Großvater hätte irgendwann in hohem Alter vor einem deutschen Gericht sitzen können, und hier wäre endlich über die Verbrechen gesprochen worden, die – freilich – nicht nur in meiner Familie als unsichtbare Last von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Die Berichterstattung über einen solchen Prozess kann innerhalb von belasteten Familien einen Impuls geben, noch lebende Zeitzeugen zu befragen und somit die institutionalisierte Aufarbeitung der Gerichte auf eine individuelle Ebene bringen.

Das Lüneburger Landgericht sah sich aus Raummangel wegen des großen öffentlichen Interesses am Fall Gröning gezwungen, den Prozessort zu wechseln, und mietete für die Prozesstage die Ritterakademie. Das ist sonst ein Veranstaltungsort für kulturelle Ereignisse und vergnügliche Anlässe. Seit April 2015 ist das Veranstaltungsprogramm jedoch fast makaber: Heute Auschwitz, morgen Tanzvergnügen, übermorgen Info-Abend über Sex, und nach einer Hochzeitsfeier wieder Auschwitz-Prozess. Die 72 Nebenkläger – Überlebende und deren Nachkommen, die eigens

aus Ungarn, Israel, Kanada oder den USA angereist sind – erzählen also am selben Ort, wo gestern noch Ausgelassenheit herrschte, über ihre Todeserfahrungen in Auschwitz.

Tatsächlich passen nur 120 Zuschauer in den Saal hinein, und die Hälfte der vorhandenen Plätze ist für die Presse reserviert. Wer den Prozess verfolgen will, muss rechtzeitig anstehen, um einen der 60 Plätze zu ergattern. Susi, ihr Mann Wolfgang Hetzer, eine blonde Dame und ich gehören an diesem frühen Morgen zu den ersten vier in der Schlange, sodass uns der Einlass zum Prozessbeginn um 9 Uhr 30 gewiss ist. Zum Glück könnte das Wetter gar nicht besser sein, sonst stünden wir bei Regen, Wind oder Kälte stundenlang ungeschützt vor dem Rittersaal. Es gibt keinen Stuhl, keine Bank, geschweige denn eine Toilette oder ein Café.

Die blonde Dame, die meine Freunde und mich schon eine Weile aufmerksam mustert, begrüßt uns jetzt freundlich. Sie erzählt, dass sie 1957 in eine Flüchtlingsfamilie geboren und mit Schweigen aufgewachsen sei: Nichts hätten ihre Eltern über die Kriegszeit erzählt. Diese beklemmende Atmosphäre zu Hause habe sie ihr Leben lang verfolgt. Deshalb sei sie zu jedem der bisherigen 13 Prozesstage gekommen, denn sie wolle wissen und verstehen, wie normale Menschen damals zu Mördern oder Mordkomplizen werden konnten. Sie sagt, Gröning mache einen stabilen Eindruck: »Seine Stimme ist klar und kräftig, er ist wach und antwortet auf die Fragen zügig.« Sie nehme ihm aber nicht ab, dass er sich aus Auschwitz an die Front habe versetzen lassen wollen, sagt sie. Auch die Geschichte mit dem Baby als Auslöser für sein angebliches Umdenken ist für sie nicht glaubwürdig.

»Die Zeugen bedanken sich beim Gericht dafür, dass sie aussagen und ihre Geschichte erzählen dürfen, das ist so

berührend«, sagt sie plötzlich, und ihr schießen die Tränen in die Augen. Ihre emotionale Reaktion vermittelt uns einen Eindruck von der Intensität des Prozessgeschehens. »Jeder geht verändert aus diesem Prozess. Dies hat mit der Atmosphäre zu tun, die den ganzen Raum erfasst, wenn eine Aussage nicht nur aus Worten, Sätzen, Erklärungen besteht, sondern eine emotionale Spannung herrscht, die spürbar ist, die einen komplett erfasst«^[15], beschreibt es die Antifaschistische Aktion Lüneburg/Uelzen, die den Prozess verfolgt und dokumentiert.

Es stellt sich im weiteren Gespräch heraus, dass die Blonde mich in »Close to Evil«^[16] gesehen hat, der im Januar 2015 im Lüneburger Scala Kino seine deutsche Premiere hatte. In diesem irischen Dokumentarfilm begegne ich Tomi Reichental, einem slowakischen Überlebenden des Holocaust, der in Dublin lebt. Auf den Spuren unserer so konträren Familiengeschichten kamen wir im Januar 2014 das erste Mal in Bratislava zusammen, wo mein Großvater als Gesandter stationiert war und Deportationsbefehle unterschrieb, vermutlich auch für Tomi und seine Familie. Unsere Reise in die Vergangenheit führte uns an Orte, die für Tomis Familiengeschichte von Bedeutung sind, vor allem sein ehemaliges Dorf Merašice – und an das anonyme Grab meines Großvaters, der nach seinem Tod am Galgen in der slowakischen Hauptstadt beerdigt wurde. Tomi kostete es großen Mut, mich zum Friedhof zu begleiten. Ohne mich, so sagt er später, wäre er nie auf die Idee gekommen, an das Grab dessen zu gehen, der für die Ermordung von 35 Mitgliedern seiner Familie mitverantwortlich war – das Grab eines Mörders. 1944, als Tomi neun Jahre alt war, war er mit seiner Mutter Judith, seinem Bruder Miki, seiner Tante Margo und Großmutter Rosalia aus Bratislava nach Bergen-Belsen deportiert worden. Rosalia war dort

an Hunger und Schwäche gestorben: »Der Karren bog sich bereits unter dem Gewicht der anderen toten Insassen, meine Großmutter wurde einfach auf sie hinaufgeschmissen. Es ist ein Bild, das ich nie vergessen werde [...] [ihr] Ruheplatz war in einem Stapel – sie war nicht in der Erde, sondern unter den Körpern anderer Häftlinge begraben. Es war barbarisch.«^[17]

Meine Motivation, Tomi ans Grab mitzunehmen, war gewiss nicht, meines Großvaters zu gedenken. Auch mich kostete es Überwindung hierherzukommen, wenngleich aus anderen Gründen: Es erschien mir wie der endgültige Bruch mit der Familie meiner Mutter. Seit Erscheinen meines Buches »Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte« 2007, in dem ich unsere Geschichte und die NS-Vergangenheit meiner Großeltern aus der Sicht einer Nachgeborenen aufgeschrieben habe, sind unsere einst engen familiären Beziehungen stark angespannt. Manche halten mich für eine Nestbeschmutzerin, weil ich mich nicht loyal an das Familiendiktat halte. Es gibt Angehörige, die mich wegen meiner kritischen und öffentlich geäußerten Haltung gegenüber der NS-Vergangenheit meiner Großeltern wahlweise als geltungssüchtig, unwissend, inkompetent oder von billigem Gewinnstreben motiviert angegriffen haben. Meine Mutter, das älteste der sechs Ludin-Kinder, ging nach meinem Verständnis am Zwiespalt zwischen ihren Vorstellungen vom geliebten Vater und dem hingerichteten Kriegsverbrecher zugrunde. Diese These lehnt meine Familie ebenso ab wie meine Überzeugung, dass mein Großvater ein NS-Verbrecher war und meine Großmutter sich als Mitläuferin auch schuldig gemacht hat. Für sie ist das Grab der Beweis des tragischen Verlustes ihres geliebten Vaters, der in ihrem Leben naturgemäß sehr fehlte. Es ist wie eine Krypta, in der Kinderträume

und mystifizierte Erinnerungen verschlossen sind, die es in ihrer scheinbaren Unschuld zu bewahren gilt.

Beim ersten Gedanken, mich mit Tomi dort filmen zu lassen, regte sich in mir vorübergehend ein schlechtes Gewissen, wusste ich doch, dass ich damit tief in die familiäre Wunde eindringen und die Ideale von den »anständigen«, stets »Haltung bewahrenden« Eltern abermals öffentlich in Frage stellen würde. Doch es erschien mir wichtig und richtig, *gerade* mit Tomi zum Friedhof zu gehen, denn das Grab ist für mich wie ein Mahnmal, das an all die schrecklichen Folgen von Rassismus, Ausgrenzung, Menschenverachtung und Krieg erinnert. Es ist mein persönliches Symbol für den Wahnsinn des NS-Systems mit all seinen Spätfolgen bis zum heutigen Tag. Ich dachte dabei auch an meine Mutter, die 1998 an den Folgen von Alkoholismus und Depression in einer Badewanne mit kochend heißem Wasser regelrecht verbrannte. Für mich ist Hanns Ludin mittlerweile nicht mehr nur der NS-Täter, der mir emotional so fern ist wie jede andere Person aus dem Geschichtsbuch, sondern mein Großvater, den ich nie kennengelernt habe. Meine Mutter, ein Teenager, als ihr Vater am Galgen starb, war traumatisiert und begriff gar nicht, welche Schuld er auf sich geladen hatte. Denn unterdrückte Trauer, mangelnde Einsicht und ein Verdrängen der Schuld beherrschten das Haus meiner Großmutter – flankiert von der schweigenden Nachkriegsgesellschaft. Die wahren Umstände, die zum Tod meines Großvaters führten, wurden ausgeblendet und blieben für meine Mutter so im Dunklen. Zeit ihres viel zu kurzen Lebens litt sie psychisch an diesem Erbe. Auch ich wuchs deshalb mit erheblichen Belastungen auf und begriff erst nach ihrem Tod, was meine Mutter so entsetzlich umgetrieben hatte; was das Bedrohliche gewesen war, das mir schon als Kind wie eine schwarze Wolke erschien, die,

ständig über uns schwebend, eine depressive Atmosphäre verbreitete.

Das Leiden meiner Mutter ist jedoch in keiner Weise gleichzusetzen mit dem, was Tomi und seiner Familie widerfahren ist. Seine Großmutter und seine anderen ermordeten Verwandten haben nicht einmal ein Grab, an dem Tomi um sie trauern kann.

Dass wir im eiskalten Januar 2014 schließlich Arm in Arm zum Friedhof gingen, war emotional hochaufgeladen. Das Grab meines Großvaters war wie ein Abgrund, in den wir nun gemeinsam hinabblickten. Als Tomi mit gepresster Stimme seine ermordeten Familienmitglieder einzeln beim Namen nannte, konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten. Es entstanden in mir Bilder von Personen, die plötzlich ganz nah wirkten – die Zahl 35 bekam klare Umrisse von Menschen und ihren Lebensgeschichten. Und neben mir stand der alte Herr, der als Kind dem Tod entronnen war. Eine Decke von Trauer legte sich über uns. Was uns in diesem Moment einander sehr nahe brachte, war das Bewusstsein eines gemeinsamen, geteilten inneren Auftrags: sich den Fakten und Erinnerungen zu stellen, so schmerzhaft sie auch sind, und nach Wegen der Heilung zu suchen. Dies war der Anfang eines andauernden Dialogs zwischen Tomi Reichental und mir, der zwischen den Überlebenden und Tätern beziehungsweise ihren Nachkommen bis heute keine Selbstverständlichkeit ist. Vielmehr bleibt jede Begegnung zwischen Juden und nicht jüdischen Deutschen eine schwierige, äußerst sensible Annäherung voller Fallgruben.

In »Close to Evil« macht Tomi sich auf den Weg, Hilde Michnia, geborene Lisiewicz, in Hamburg zu treffen. Sie war eine der SS-

Wächterinnen in Bergen-Belsen, bekannt für ihre Brutalitäten, wofür sie 1945 zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde. Tomi will sie weder beschuldigen noch anklagen, sondern mit ihr ins Gespräch kommen. Er hofft auf eine Einsicht von ihr und vielleicht auch auf eine Entschuldigung.

In einem im Film wiedergegebenen Interview, das die ehemalige SS-Frau 2004 einer Mitarbeiterin der Gedenkstätte Bergen-Belsen gab, behauptete sie, in Bergen-Belsen keine Leichen gerochen zu haben. Aber »eines schönen Tages« hätte sie Leichen begraben sollen, und da habe »man erst gesehen, wie viele Leichen da waren ... Unser Kommandant, der hätte die nicht aufnehmen dürfen, wieso bringt er, lässt er die Toten in sein Lager rein?«, fragt sie allen Ernstes. Im selben Interview erwähnt Michnia, heute 94 Jahre alt, dass sie auch einen Todesmarsch weiblicher Gefangener begleitete. Vermutlich begann dieser Marsch im Zwangsarbeitslager im polnischen Grünberg, das 1944 Groß-Rosen unterstellt wurde, und endete in Guben oder Bergen-Belsen. Man habe in Bauernhöfen übernachtet, sagte sie, und alle, auch die Gefangenen, hätten täglich heißen Kakao und warmes Essen bekommen. Michnia will nichts Schlimmes gesehen und nur ihre Pflicht getan haben. Eine Begegnung mit Tomi Reichental lehnt sie strikt ab.

Mittlerweile lief, ausgelöst durch »Close to Evil«, ein Ermittlungsverfahren auch gegen Hilde Michnia wegen Beihilfe zum Mord. Derselbe Rechtsanwalt, der sich des Falles als Vertreter der Opfer bereits angenommen hat, ist auch der Rechtsbeistand zahlreicher Nebenkläger im Gröning-Prozess: Thomas Walther.

Während meine Freunde und ich geduldig darauf warten, den Rittersaal betreten zu dürfen – wir gehen von rund drei Stunden Wartezeit aus –, fährt ein Wagen vor, und ein älteres Paar steigt

aus. Geschäftig holen sie Klappstühle und einen Picknickkorb heraus. Sie haben die Plätze fünf und sechs in der sich nun rasch verlängernden Schlange und sind offensichtlich schon gut auf das Geschehen eingespielt. Die Frau hat rote Haare und blaue Augen und setzt sich direkt neben uns auf ihren Klappstuhl. Rasch kommen wir auch mit ihr ins Gespräch. Sie heißt Bernadette Gottschalk und ist mit einem der Nebenkläger verwandt: Imre Lebovitz war mit seinen 86 Jahren eigens aus Budapest zum Prozess angereist und hatte im Mai am achten Verhandlungstag im Zeugenstand ausgesagt. Nur durch einen glücklichen Zufall war er nicht nach Auschwitz deportiert worden, seine Familie hingegen schon: »Auf Wiedersehen als Dünger« bemerkte ein Nazi-Richter, der am Bahnsteig eine Rede hielt. Lebovitz überlebte im KZ Mauthausen, 65 seiner Verwandten wurden indes ermordet. Nachdem er ausgesagt hatte, verlas einer der Anwälte eine Stellungnahme anderer ungarischer Nebenkläger – sie wagten es nicht, zum Prozess anzureisen, weil sie sich des virulenten Antisemitismus in Ungarn wegen nicht exponieren wollten; sie fühlten sich zu Hause nicht mehr wohl und seien dankbar, dass der Prozess gegen einen SS-Mann in Lüneburg möglich gemacht wurde. [18]

Bernadette Gottschalk weist auf ein gegenüberliegendes Wohnhaus hin – aus einem Fenster hängt ostentativ eine Deutschlandfahne: Die würde am Ende des Prozesstages immer wieder eingezogen, manchmal hingen auch zwei Fahnen da, sagt die ehemalige Lehrerin. Die Bewohner wollen damit offenkundig ihre ablehnende Haltung gegen den Prozess demonstrieren; wenig später zeigt sich am Fenster ein jüngerer Mann mit abrasierten Haaren, offensichtlich gerade aufgestanden, und blickt unfreundlich zu uns Wartenden hinunter. Solidarisch zeigt er sich jedenfalls nicht, keine

nette Geste, nur die Fahne. Immer wieder haben sich während des Prozesses auch Rechte im Gerichtssaal blicken lassen. Am dritten Prozesstag im April gehörte zu den Zuhörerinnen die »Ikone der Holocaust-Leugner«: Ursula Haverbeck-Wetzel. Die 87-Jährige wurde mehrfach wegen Volksverhetzung verurteilt, und nachdem sie den Holocaust auf ihrer Homepage jüngst als »größte und nachhaltigste Lüge der Geschichte« bezeichnete, wird jetzt abermals gegen sie ermittelt. Reporter der ARD-Sendung *Panorama* wollten von Haverbeck wissen, wie sie den Prozess-Tag wahrgenommen habe. Darauf antwortete sie, die Aussagen eines alten Mannes dürfe man 70 Jahre nach dem Krieg »nicht auf die Goldwaage legen«, und verwies darauf, »wie enorm viel [über den Holocaust] gelogen«^[19] werde – womit sie zum wiederholten Male jüdische Überlebende als Lügner hinstellte. Sieben Monate nach dem Interview verurteilte das Amtsgericht Hamburg die Holocaust-Leugnerin wegen Volksverhetzung zu zehn Monaten Haft. Auf ihrer Website hatte diese angebliche »Auschwitz-Expertin«, als die sie auf NPD-Veranstaltungen regelmäßig auftritt, geschrieben, der Prozess sei »die Schande von Lüneburg«, eine »billige Schmierenskomödie zur Selbstdarstellung der wenigen Holocaust-Überlebenden und der zahlreichen Familienangehörigen dieser Gruppe von Juden«^[20]. Wenn also der Historiker Norbert Frei sagt, Haverbeck benehme sich »BDM-backfischmäßig«, um »offenkundig innere psychische Bedürfnisse zu befriedigen«, und erklärt, »die 16-Jährige bei Kriegsende, die damals nichts gewusst und geglaubt hat, muss ihren geliebten Führer und seine Unschuld offenbar auch noch 70 Jahre danach verteidigen«, dann ist das trefflich analysiert, aber noch viel zu höflich formuliert. Beim Gerichtstermin fragten die *Panorama*-Journalisten, als er am Ende des Prozesstages mit seinem Rollator den Raum verließ, was er

denen sagen würde, die den Holocaust immer noch leugnen würden. Es kam die knappe und klare Antwort: »Gar nichts! Die sind unrettbar verloren.«

Das Berufungsverfahren gegen Haverbeck lief Anfang 2016 noch, sodass sie ihre Haftstrafe noch nicht absitzen musste. Die »Unbelehrbare« nutzte diese Zeit, um ihre Leugnungspropaganda auf einer Veranstaltung von Berliner Rechtsextremisten weiter zu verbreiten.

Beobachter würdigen immer wieder Grönings Bereitschaft, sich dem Prozess zu stellen. Doch seine Haltung bleibe ambivalent, erzählt mir Astrid Steinert, eine Vertreterin der Antifaschistischen Aktion Lüneburg/Uelzen, die mittlerweile am Ort eingetroffen ist: »Gröning stellt sich der Anklage, aber er weicht auch immer wieder aus und legt nicht alle Fakten auf den Tisch«, sagt sie. Die Schlange ist unterdessen so lang geworden, dass Kontakt zu den weiter hinten Anstehenden nicht mehr möglich ist, ohne seinen Platz weiter vorne aufzugeben. Es sind auch zahlreiche Schüler eingetroffen, nunmehr also drei Generationen seit dem Zweiten Weltkrieg vertreten. Die Stimmung ist trotz der unbequemen Warterei sehr gut – die Gespräche sind lebhaft, das Engagement der Anwesenden ist stark spürbar. Gerade ist es Viertel vor neun Uhr geworden, und es dauert wohl noch, bis die Türen geöffnet werden. Ich bitte Susi und Wolfgang, meinen Platz zu verteidigen, um mich auf die Suche nach einem Café zu machen. Nur wenige Meter entfernt liegt ein Park. An dessen Rand entdecke ich eine Tafel, errichtet 2014, mit der Überschrift »Friedenspfad«. Das Wort »-pfad« ist durchgestrichen und handschriftlich durch »Farce« ersetzt worden, ein Hinweis darauf, wie umstritten diese Form öffentlicher Aufarbeitung in Lüneburg ist. Die Stadt bemüht sich seit 2014 um

eine Kommentierung belasteter Orte – doch an dieser Stelle ist dies nicht geglückt, da keine fünfzig Meter weiter ein Denkmal für die gefallenen Wehrmachtssoldaten der 110. Infanterie-Division steht.

Das Monument, um das es geht, ist eine Art Grabstein und gedenkt der 10 500 Mann, die 1944 in der Kesselschlacht bei Minsk gefallen sind: »Es sage keiner, dass unsere Gefallenen tot sind« ist darauf gemeißelt. Kein Wort darüber, dass diese Division an der Verschleppung von 50 000 Zivilisten beteiligt war, wie etwa der Film »Ozarichi 1944 – Spuren eines Kriegsverbrechens« von Christoph Rass (2006) darstellt. Wohl aus diesem Grund hat jemand das Wort »Mörder« auf den Stein gesprayt. Ich gehe zurück zur Tafel an der Straße: auch hier gibt es keinerlei Hinweis auf das Erbe dieser Soldaten, derer hier so unkommentiert und glorifizierend gedacht wird: »Das Kriegstrauma lässt die Toten nicht ruhen« steht da sogar geschrieben. Natürlich waren auch Soldaten und viele Deutsche durch den Krieg traumatisiert – doch warum wird hier nicht auch jener gedacht, die die Opfer des NS-Vernichtungskrieges waren? Später erfahre ich, dass Bernadette Gottschalk und ihr Mann Joachim seit geraumer Zeit gegen diese einseitige Darstellung der Geschichte kämpfen und Strafanzeige wegen Beleidigung der Ermordeten des Naziregimes erstattet haben – und im Herbst 2015 schließlich auch einen bescheidenen Erfolg verzeichnen konnten. Die Tafel wurde inzwischen ausgetauscht, der Text ebenfalls, nur den Hinweis auf die Opferrolle der deutschen Soldaten konnten sich die Stifter abermals nicht verkneifen.

Ich sehe jetzt, dass vor dem Gerichtssaal eine Gruppe von Polizistinnen und Polizisten eingetroffen ist, und beschließe, meine Suche nach einem Kaffee aufzugeben, damit ich nichts verpasse oder gar riskiere, nicht mehr in den Saal zu kommen. Es ist ein

wahrlich beeindruckendes Polizeiaufgebot, und endlich kommt Bewegung in die Sache: Es werden Absperrbänder aufgespannt, Türen gehen auf und zu, es dürfte bald losgehen. Tatsächlich hat das Warten kurz nach 9 Uhr ein Ende. Meine Freunde, Frau Gottschalk und ich sind die ersten vier, die in den Vorraum zur Sicherheitskontrolle eingelassen werden – die nette blonde Dame ist im Laufe der Wartezeit einige Plätze nach hinten gerückt, weil sie mit Bekannten ins Gespräch vertieft war. Wir müssen unsere Taschen abgeben und wie am Flughafen durch einen Scanner laufen sowie eine Körperkontrolle über uns ergehen lassen. Die Polizisten arbeiten ruhig und sehr freundlich, sie sind offensichtlich ausgezeichnet geschult und auf diesen Prozess eingestimmt.

Selbst Papier oder Stifte dürfen wir nicht mit in den Verhandlungsraum nehmen. Und dann sitzen wir endlich, in der ersten Reihe für die Zuschauer, direkt hinter den Presseplätzen. Es gibt keine Klimaanlage, und die Temperaturen steigen merklich. Ich spüre, dass ich ein wenig aufgeregter bin. Am Ende des Raumes ist erhöht eine Richterbank aufgebaut, zur Rechten steht der Tisch, an dem Oskar Gröning in Kürze mit seinen Verteidigern sitzen wird. Zu unserer Linken ist eine lange Tischreihe für die Anwälte der Nebenkläger bestimmt, dahinter werden die anwesenden Nebenkläger mit ihren Verwandten Platz nehmen. Alle Tische sind mit schwarzen Stoffen überdeckt, um dem Raum ein wenig Würde zu verleihen. Die Plätze füllen sich jetzt rasch. Auch Thomas Walther, der zusammen mit seinem Kollegen Professor Cornelius Nestler 51 Nebenkläger vertritt, ist in seiner schwarzen Robe unterdessen eingetroffen. Journalisten interviewen einige der Rechtsanwälte, Kameras und Mikrofone versperren teilweise die Sicht. Die Zuschauer sitzen, in regem Austausch, auf ihren Plätzen und warten auf den Prozessbeginn. Einige von ihnen haben den

Prozess offensichtlich nahtlos verfolgt. Auch die Richterbank ist fast ganz besetzt. Die Menschen im Raum wirken wie durch eine unsichtbare Wand voneinander getrennt: auf der linken Seite die Überlebenden, und rechts, ihnen frontal gegenüber, der Tisch, an dem gleich der Angeklagte sitzen wird. Die Kluft dazwischen scheint unüberbrückbar und sinnbildlich für das, was eine der Zeuginnen Gröning entgegengeworfen hat: »The past is present.« Ich wünschte, Tomi Reichental säße jetzt neben mir und wir könnten den Nebenklägern Mut zurufen. Mitunter kann auf den Trümmern der Vergangenheit auch Neues wachsen, das der Unmenschlichkeit von damals etwas Positives entgegensetzt.

Kurz vor halb zehn Uhr haben sich alle Anwesenden gesetzt, es geht los. »Wo bleibt Gröning?«, flüstere ich Susi zu. Dann erscheint äußerst pünktlich der Vorsitzende Richter Franz Kompisch – und vertagt im Handumdrehen die Verhandlung: Herr Gröning habe sich heute wegen der großen Sommerhitze sehr unpässlich gefühlt, außerdem habe ihm der gestrige Prozesstag mit der Zeugin Irene Weiss zugesetzt. Eine Welle des Unmuts und der Frustration rollt durch den Saal, einige Vertreter der Nebenanklage erheben Einwände, die jedoch an der Autorität des Vorsitzenden abprallen. Grönings Verteidiger betonen, dass ihr Mandant »schwächer denn je« sei, und man darum bitte, zu seiner Schonung künftig nicht mehr zwei Prozesstage hintereinander zu legen. Richter Kompisch, selbst offensichtlich irritiert von der Unterbrechung des Prozesses – es war nicht die erste seit April –, bleibt strikt und klar: Der heutige Termin fällt aus, und an den schon lange festgelegten künftigen Prozesstagen werde nichts geändert. Schon greift er seine Aktentasche, erhebt sich und verlässt den Saal gefolgt von seinen

Kollegen. Die Nebenkläger, darunter die 84-jährige Überlebende Irene Weiss aus den USA, stehen stumm auf.

Meine Freunde und ich sehen uns ratlos an, die Spannung, die sich im Laufe der langen Anreise und des Wartens aufgebaut hat, fällt in sich zusammen. Für einige Sekunden fehlen mir die Worte: Da ist es wieder, das Schweigen. Eine ZuhörerIn zischt verbittert: »Dieses Hinauszögern des Prozesses ist doch nichts weiter als Futter für die Medien. Je länger sich das Verfahren hinzieht, umso länger kann die BRD sich international gut darstellen: Seht her, wie toll wir unsere Vergangenheit bearbeiten.« Hingegen zeigt eine Regionaljournalistin Verständnis für den Angeklagten – er habe gestern während der Verhandlung sehr gebrochen und geschwächt gewirkt. Rechtsanwalt Walther wird später im Gespräch sagen: »Vor genau 71 Jahren, im Juli 1944, als die ungarischen Juden ermordet wurden, herrschte auch große Hitze. Doch Herr Gröning darf sich heute ausruhen, weil es zu heiß ist?«

Hitzefrei für den Angeklagten. Dieses rechtsstaatliche Privileg genossen seine Opfer nicht. Auch nicht die weit gereisten Überlebenden jetzt hier im Gerichtssaal, die nicht viel jünger als Herr Gröning sind. Der Angeklagte wird wegen seines Alters vermutlich noch nicht einmal eine Strafe verbüßen müssen. Ist das gerecht? Kann es im Angesicht von Auschwitz überhaupt Gerechtigkeit geben?

Jeder hat eine Wahl

»Jene, die vor ihrer Vergangenheit fliehen, verlieren immer das Rennen.«

T. S. ELIOT^[*]

Später in der Lüneburger Altstadt. Obwohl der Prozess heute abgesagt wurde, sind wir sehr aufgewühlt und besprechen uns in einem Café. »Gröning als Individuum ist für mich gar nicht der entscheidende Bezugspunkt«, sagt Wolfgang, Jurist und Autor. Bestimmte Strafzwecke ließen sich mit einem Urteil über einen 94-Jährigen sowieso nicht erreichen – er werde weder eine angemessene Haftstrafe absitzen noch in ein Präventionsprogramm gehen müssen. »Ich finde es nicht bedauerlich, dass Oskar Gröning aus gesundheitlichen Gründen heute nicht erschienen ist. Entscheidend ist doch vielmehr, dass der Prozess, wenn auch viel zu spät, stattfindet und die Opfer und deren Angehörige Gelegenheit haben, der justiziellen Bearbeitung der Vorwürfe beizuwohnen. Am wichtigsten ist, dass die Überlebenden sich selbst – vielleicht zum ersten Mal in ihrem ganzen Leben – als Subjekt ihres Schicksals fühlen können!« Susi nickt zustimmend. Fachliches Interesse hat das Juristenpaar nach Lüneburg gebracht. Die juristische Perspektive auf diesen Prozess ist für mich sehr wichtig, da sich die Rechtsprechung im Zusammenhang mit NS-Tätern erst seit dem Demjanjuk-Prozess zu einer konsequenteren Haltung durchringen kann.

Gröning habe ja nicht die hässliche Fratze, die man von einem Täter vielleicht unbewusst erwarte, ihr gehe es mehr ums Ganze, sagt Susi: »Ich werde diese Eindrücke im Festsaal, der zum Gerichtssaal mutiert, nicht vergessen: Auf der Seite der Nebenkläger die Überlebenden von Auschwitz – damals Kinder und damals sowie heute schon am Ende eines Lebens. Immer noch gepeinigt und gequält in Erinnerung, durch ein System der Unmenschlichkeit ihrer eigenen Lebensgeschichte beraubt. Dieses unbeschreibliche und unermessliche Leid ist nicht auszugleichen. Es geht um individuelle Verstrickung und Schuld. Es ist das System, und es sind die alten Männer und Frauen, die zur Verantwortung gezogen werden müssen. Gröning steht für sich und zugleich stellvertretend für dieses System, auf der Anklagebank.«

Während unserer Überlegungen haben wir die aktuellen politischen Verhältnisse stets vor Augen: Die immer lauter werdenden Rechtspopulisten; weit über 1000 Angriffe auf Flüchtlingsunterkünfte, davon rund 900 mit einem laut Bundeskriminalamt und Amadeu-Antonio-Stiftung erwiesen rechtsradikalen Hintergrund – das ist die schockierende Bilanz der Chronik flüchtlingsfeindlicher Gewalt für das Jahr 2015. Die schamlose rassistische, fremdenfeindliche Hetze im Internet; die lauter und offensiver werdenden Holocaustleugner, Antisemiten und Muslimfeinde; der Zulauf zu Pegida und AfD und nicht zuletzt die NSU, dessen Mitglied Beate Zschäpe noch immer vor Gericht steht und den Prozess bewusst in die Länge zu ziehen scheint. Haben alle diese Leute aus der Vergangenheit nichts gelernt?

Der israelische Polizeioffizier Avner Werner Less, der 1960 neun Monate lang Adolf Eichmann verhörte, beschrieb immer wieder, wie enttäuscht er und andere waren, mit Eichmann nicht etwa einer

markanten Persönlichkeit mit Klumpfuß und Hörnern, sondern einem vollkommen unscheinbaren Durchschnittsmenschen mit Minderwertigkeitskomplexen zu begegnen – der sich im NS-System allerdings rasch zu einem geltungssüchtigen, ehrgeizigen und fanatischen Opportunisten verwandelt hatte. In seinem Tagebuch notierte Less: »Das Furchtbare dabei ist, dass dieser Eichmann keine Ausnahme bildet. Seiner gibt es viele. Ein jeder, der passiv solche Gräueltaten mit ansieht und sich abwendet mit der Ausrede, dass er es ja nicht gewollt und befohlen habe, ist für alle Ewigkeit verdammt. So brutal es auch klingen mag, so sehr man auch dagegen protestieren wird, aber viele unter uns sind fähig, eine Eichmannrolle zu spielen. Und so wird Eichmann zum Symbol des Übels.«^[1]

Ich stelle fest, dass sich über mein inneres Bild von Gröning die Figur meines Großvaters legt. Was für Eichmann galt und Gröning entspricht, trifft auch auf ihn zu. Hanns Ludin ist in Bratislava verurteilt und mit dem Tode bestraft worden. In Deutschland wäre er wohl davongekommen und hätte wie seine ehemaligen »Kameraden« Karriere gemacht und weitergelebt, als hätte es Auschwitz nie gegeben. Ich hätte dann – wie so viele andere Enkel von NS-Tätern – auf dem Schoß eines Menschen gesessen, dessen Verbrechen nie geahndet worden wären. Hätte ich ihn als Erwachsene mit seiner Rolle als Nazi konfrontiert oder, um der Harmonie und Liebe willen, eine Auseinandersetzung gemieden?

Den Streit um die angemessene Bewertung der Rolle Ludins führt seit Jahren stellvertretend manches seiner Kinder mit mir – möglicherweise sogar erbitterter, als er selbst es je getan hätte. Angesichts der neuen Rechtspraxis und des Gröning-Verfahrens

erscheint mir ihre blinde Unschuldsvermutung umso absurder. Nicht zuletzt war mein Großvater ein weitaus höher gestellter Nazi und während des Krieges, anders als der sehr junge Erwachsene Gröning, bereits Mitte 30. Manche meiner Angehörigen würden aber wohl selbst dann noch am Bild des guten Nazis festhalten, wenn man ihnen die eindeutigsten Dokumente vor die Nase hielte: Weil eben nicht sein kann, was nicht sein darf.

Die Wahrheit tut mitunter sehr weh, doch es lohnt, sich ihr zu stellen, denn Lügen und Verdrängen schafft neues Leid. Meine Familie ist ja nur exemplarisch: Es gibt viele Menschen, die sagen, die Vergangenheit sei vergangen und solle ruhen. Sie sehnen sich nach dem Schlusstrich und echauffieren sich über diese »Gutmenschen«, die die Geschichte nicht ruhen lassen wollen. Dabei sind sie, wie die meisten Nachkommen der Kriegsgeneration, in der Tradition des NS-Systems groß geworden und wurden oft selbst schmerzhaft geprägt durch Erziehung, Ideologie und die verbale und nonverbale Übermittlung tradierter Familiengeschichten. Der damit meist einhergehende Mangel an Empathie für andere (vor allem »fremde«) Menschen und ungewohnte Situationen war für diese »Täterkinder« oft ebenfalls belastend. Deshalb wird auch für sie Abwehr zum Leitfaden ihres Verhaltens: Die Konfrontation mit den schrecklichen Anteilen der Familiengeschichte könnte schließlich erlernte Wertvorstellungen ins Wanken bringen – Abwehr wird dann zur innerlichen Notwendigkeit, manchmal sogar zum Zwang. Dahinter verbergen sich auch Ängste: Die auf die Familiengeschichte aufgebaute Identität in Frage zu stellen, sich aus dem Familiendiktat und der Loyalität zu lösen und womöglich aus dem Nest zu fallen, schafft gerade da Unsicherheit, wo sich das eigene Selbst nicht frei entwickeln konnte. Lieber hält man an den alten Zwängen fest, als

sich außerhalb des familiären Rahmens vermeintlich ungesichert auf psychologische Abgründe zuzubewegen.

Sich den Schuldgefühlen zu stellen, die man am liebsten nicht wahrhaben möchte, ist eine Herausforderung, der nicht jeder gewachsen ist. Vermeidung ist menschlich, der einfachste Weg liegt stets am nächsten. Verdrängen kostet jedoch enorm viel Energie und schadet der eigenen Psyche – auch der der Nachgeborenen.

Spätestens seit Sigmund Freud ist bekannt, dass die Vergangenheit im Unbewussten stets weiterarbeitet. Kinder müssen die Erfahrungen ihrer Eltern gar nicht selbst gemacht haben, um von ihnen betroffen zu sein. In jüngster Zeit haben amerikanische Wissenschaftler nachgewiesen, dass Stress und Trauma von Holocaust-Überlebenden sogar epigenetisch vererbt werden können.^[2] Durch traumatische Erlebnisse werden bestimmte DNA-Basen modifiziert, sodass sich bestehendes Erbgut nachträglich verändert und so die Veranlagung für Krankheiten oder bestimmte Persönlichkeitsmerkmale beeinflusst.

Die Gruppenanalytikerin und Professorin für Sozialpsychologie an der Leibniz Universität Hannover Angela Moré fasst für mich im Gespräch zusammen, wie das transgenerationale Erbe auch in Täterfamilien funktioniert: »Die transgenerationale Vererbung von Traumata besteht in der unbewussten Weitergabe von emotionalen Eindrücken und kognitiven Mustern, die in ihrer Destruktivität zu erschreckend waren, um psychisch integriert werden zu können; sie überforderten die psychischen Verarbeitungsmechanismen. Die Übertragung von Schuld an die nächste Generation erfolgt aus narzisstischen Gründen auf Seiten der Täter und Täterinnen: Die Beschämung durch ein Schuldeingeständnis wird als zu groß empfunden, daher wird diese Schuld verharmlost, geleugnet oder

Dritten zugeschrieben. Den Kindern vermitteln sich in beiden Fällen die abgewehrten und verleugneten Erfahrungsanteile auf nonverbale Weise. Das Kind ist von Geburt an und gerade in den ersten Lebensjahren sehr sensibel für unterschwellige Gefühlsbotschaften, die sich körpersprachlich, mimisch und szenisch vermitteln. Ältere Kinder entdecken die (logischen) Widersprüche zwischen proklamierter Lebensgeschichte und den affektiven Botschaften und setzen Letztere in Fantasien und Szenen um, in welchen sich ihnen das verschlüsselte Erleben der Eltern facettenweise enträtselt. Reinszenierungen bei den Nachkommen sind Versuche der Aneignung, des Verstehens und des Erlösens und Heilens der Eltern. Wo dies nicht zwischen der ersten und zweiten Generation gelingt, setzt sich das Wechselspiel von Vernebelung und Aufklärungsversuchen unbewusst weiter fort. Kinder, die keine Antworten auf ihre Fragen bekommen, müssen sich diese Antworten selbst konstruieren. Dies geschieht im unbewussten Reinszenieren der erahnten Schicksale und Verhaltensweisen der Eltern und Großeltern.«

Je mehr also die Kriegsgeneration ihre problematischen Gefühle und ihr Wissen verdrängt, umso wahrscheinlicher ist es, dass sie diese in Form von Schuld- und Schamgefühlen an ihre Kinder weitergibt. Diese werden jedoch häufig nicht als solche erkannt, oder ihre Quelle wird übersehen. Sie werden so innerhalb der Familie und im Freundeskreis unbewusst weiter ausagiert – die Verstrickungen der Eltern führen bei den Kindern oder deren Kindern zu neuen Verstrickungen. Das kann destruktive Folgen haben, bis hin zu Gewalt gegen sich und andere, Extremismus, Rassismus, Depression und Sucht.

In Deutschland ist die NS-Zeit bislang überwiegend akademisch-intellektuell bearbeitet worden. Es ist jedoch wichtig, sich auch auf einer persönlichen Ebene mit dem Erbe des Dritten Reiches auseinanderzusetzen und zu erforschen, was die eigene Familie und somit zwangsläufig auch man selbst mit der NS-Zeit zu tun hat. Sonst bleiben die Täter immer die anderen: abstrakte Figuren in den Geschichtsbüchern, deren Namen man kennen sollte, aber dann auch wieder vergessen kann. Millionen überwiegend ganz normale Menschen, seien es die Eichmanns, Grönings oder Ludins, haben völlig unabhängig von ihrem Bildungsstand und ihrem gesellschaftlichen Status am größten Menschheitsverbrechen mitgewirkt. Dieses System war so allumfassend und komplex, dass es in der Rückschau fast nur noch abstrahiert begreifbar wirken mag. Emotional wird es jedoch in dem Moment wirklich spürbar, im dem der persönliche Bezug hergestellt ist. Es geht um all die großen und kleinen Grönings in unseren Familien und um das, was sie mit ihren Taten und Verbrechen auf lange Sicht an katastrophalen Spuren hinterlassen haben – und zwar nicht nur oder vorrangig bei den Opfern, den Überlebenden und deren Nachkommen, sondern auch bei ihren eigenen Angehörigen – und somit auch in der Gesellschaft. Der neu aufgeflamnte offene Rassismus ist ein Indiz für die nicht reflektierte Vergangenheit. »Die Dehumanisierung des Anderen schlägt jedoch auf die Psyche derjenigen zurück, die sie vollziehen; die von Menschen begangenen Grausamkeiten untergraben ihr eigenes Menschensein in einem ihnen nicht bewussten Ausmaß und überdauern die Generationenfolge. Bemühungen um die Bewältigung und Aufarbeitung benötigen daher mehrere Generationen. Wo dies nicht gelingt, droht die Wiederholung des Grauens qua Reinszenierungen«^[3], so Angela Moré und ihr Kollege, der Sozialwissenschaftler Jan Lohl.

Unterdessen sterben die Zeitzeugen, und sie nehmen ihre Erinnerungen zu oft mit ins Grab – die Möglichkeit, nachzufragen und zu erfahren, wie unsere Verwandten die NS-Zeit wahrgenommen und sich seinerzeit verhalten haben, geht verloren. Aufklärung wird damit immer schwieriger, zumal viele Familien jegliche schriftliche Hinterlassenschaften verloren oder zerstört haben. Das Gedenken an die Opfer der deutschen NS-Verbrechen wirkt in Deutschland deshalb so oft hölzern, ritualisiert und formell, weil der persönliche Bezug zur Seite der Täter fehlt. Für heutige Schüler und junge Erwachsene, der vierten Generation, wirkt die NS-Zeit oft sehr fern – ohne biografischen und emotionalen Zusammenhang präsentiert sie sich ihnen als bloße Geschichte in Form kalter Fakten, die sie nicht berühren und folglich oft wenig interessieren. Doch wie kann die Erinnerung am Leben gehalten werden, wenn das Wissen abstrakt bleibt, ohne Bezug zu einem selbst?

Auch aus diesem Grund ist ein Prozess wie der gegen Oskar Gröning von beträchtlicher Bedeutung: Sowohl die Opfer als auch die Täter verlieren ihre Anonymität und bekommen ein Gesicht. Das Unsagbare kann gesagt werden, die Vergangenheit erhält Gestalt in der Gegenwart.

Beim Spaziergang durch Lüneburg mit meinen Freunden frage ich mich, wie es wohl den Söhnen Grönings ergehen mag, und wie sie zu ihrem Vater stehen? Schweigen sie und versuchen, dessen Geschichte zu verdrängen, oder sprechen sie mit ihm, mit Freunden und Verwandten offen über das Verfahren und setzen sich mit der Vergangenheit auseinander? Was haben ihre Eltern ihnen vermittelt? Wie geht es ihnen damit, dass ihr Vater vor der ganzen Welt als »Buchhalter von Auschwitz«, der an der Rampe Dienst

leistete, im Fokus steht? Die Beschäftigung mit den NS-Verbrechen unserer Vorväter und -mütter ist meist bedrückend und belastend. Als ich vor zehn Jahren mein Buch »Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte« zu schreiben begann, erzählte ich dem israelischen Psychologen Dan Bar-On, mit dem ich in verschiedenen Dialog-Projekten zusammenarbeitete, von meinem Konzept und von meiner Angst, durch die Beschäftigung mit meiner Familiengeschichte die Zuneigung meiner Verwandten zu verlieren. Er sagte damals: »Du wirst gewiss auf Ablehnung stoßen und die Beziehung zu einigen Familienmitgliedern könnte darunter leiden oder sogar in die Brüche gehen. Doch Du wirst sehen, an deren Stelle werden Menschen rücken, mit denen Du vorher nie gerechnet hast!« Dan hatte recht. Ich zahlte einen Preis für das Ausbrechen aus dem Familiennarrativ des »guten Nazi«, es entwickelten sich stattdessen aber auch ganz unerwartete Freundschaften zu Personen, die mich in meinen Bemühungen um Aufklärung unterstützten oder sich von mir unterstützt fühlen. Auch Tomi Reichental ist einer von ihnen. Er begleitet mich seit mehr als zwei Jahren in meinem Leben. Am 6. Februar 2015 sagte er dem *Guardian*, seine Freundschaft zu mir habe mit Vergebung nichts zu tun: »Es war ein Zusammenkommen von Seelenverwandten. Alexandra hat den Kontakt zu mir aufgenommen, um unsere gemeinsame Menschlichkeit zu demonstrieren. Ihr geht es um die Wahrheit, und sie fordert die Menschen dazu auf, nicht zu vergessen. Ich empfinde denselben Auftrag, wir müssen uns erinnern. Mittlerweile hat sie auch meinen Bruder kennengelernt, sie ist eine Freundin und ein neues Mitglied unserer erweiterten Familie.«^[4]

Die Menschen, denen wir beim Warten auf den Prozess begegneten, haben mich beeindruckt und berührt: Sie stellen sich dem Verfahren mit all seinen emotionalen Implikationen und oft schwer zu ertragenden Erkenntnissen. Sie machen Mut. Bei allem Entsetzen und aller Trauer, die hier seit Monaten mitschwingen, vermitteln ihre Solidarität und ihr Engagement Hoffnung in einer sich rasch wandelnden Welt, in der Ausgrenzung und Hass unsere Demokratie zunehmend bedrohen. Eine lebendige und starke Demokratie lebt auch von der Auseinandersetzung ihrer Gesellschaft mit der Vergangenheit, weil sich daraus Handlungsmöglichkeiten für die Gegenwart entwickeln lassen. Ein tieferes Verständnis für die Entstehung faschistoider Strukturen kann helfen, das eigene Verhalten zu verändern und innerhalb der unmittelbaren oder weiteren Umgebung konstruktiv zu agieren.

Ich habe gelernt, dass man gut beraten ist, auf der beschwerlichen und oft einsamen Reise in die Vergangenheit immer wieder den Dialog mit ähnlich denkenden und fühlenden Menschen zu suchen. Ich bin froh, dass in den vergangenen Jahren Arbeitsgruppen und Gesprächskreise für Nachkommen von Opfern und Tätern entstanden sind, die helfen, »die schier unüberwindlichen Hindernisse«^[5] einer erfolgreichen Vergangenheitsbewältigung, die Avner Werner Less sah, überwindbarer zu machen.

Aus dem Rechercheseminar »Ein Täter in der Familie«, das die KZ-Gedenkstätte Neuengamme/Hamburg seit einigen Jahren anbietet, kenne ich Hans-Jürgen Brennecke, den ich gleich treffen werde. Der 71-Jährige ist der Sohn eines Ordnungspolizisten, der im Nationalsozialismus verschiedenen Polizei-Reserve-Bataillonen angehörte. Dieser war antisemitisch und befürwortete die Vernichtungseinsätze im Osten. Das weiß Hans-Jürgen aus den

Briefen seines Vaters, die seine Mutter ihm 2002 nach ihrem Tod hinterließ. Er vermutet, dass sein Vater Juden und andere Verfolgte aus ihren Wohnungen abführte und politische Gegner drangsalierte. »Er war sehr ehrgeizig, und die Karriere stand für ihn stets im Vordergrund«, so Hans-Jürgen. Nach dem Krieg sei die Welt seines Vaters zusammengebrochen: »Der nationale Mann ist noch nicht wieder gefragt«, schrieb er 1953 an seine Frau – Hans-Jürgens Mutter –, bevor er sich das Leben nahm. Da war der Sohn gerade acht Jahre alt. Bis zum Auftauchen der Briefe hielt er seinen Vater für einen »harmlosen Polizisten«. Die späten Erkenntnisse beschäftigen ihn, und er leidet unter diesem Erbe. Es ist gewiss kein Zufall, dass er Sozialarbeiter wurde und sich später in Lüneburg historisch-politisch engagierte, um die Erinnerung an die Nazi-Verbrechen wachzuhalten. Er war es, der für die deutsche Premiere von »Close to Evil« im Januar 2015 in Lüneburg sorgte. Auch erstattete er Strafanzeige wegen Beihilfe zum Mord gegen die ehemalige SS-Frau Hilde Michnia. Außerdem sorgte er dafür, dass Rechtsanwalt Thomas Walther, der auch schon im Gröning-Prozess mit dem Strafrechtsprofessor Cornelius Nestler Nebenkläger vertritt, sich nun auch um ihren Fall kümmert. Ob der Staatsanwalt entscheiden wird, sie vor Gericht zu bringen?

Brennecke wird, wie ich, heute wieder vor der Kamera stehen, denn auch das irische Filmteam von »Close to Evil« ist anwesend: Regisseur Gerry Gregg und seine Kollegen sind in Lüneburg eingetroffen, um den dritten Dokumentarfilm über Tomi Reichental zu drehen, Arbeitstitel »Witness for the Prosecution«.

In einem alteingesessenen Lüneburger Hotel treffen Susi, Wolfgang und ich im Rahmen der Dreharbeiten auch die Überlebende Irene Weiss, Nebenklägerin im Gröning-Prozess sowie Thomas Walther.

Der 71-jährige pensionierte Richter arbeitete von 2006 bis 2009 in der Zentralstelle zur Aufklärung von NS-Verbrechen in Ludwigsburg. Die kanadische Presse hat ihn den »Nazi-Jäger« genannt, denn er war es auch, der den Fall John Demjanjuk recherchierte und 2009 für dessen Verurteilung sorgte. Seit Sommer 2009 ist er als Rechtsanwalt zugelassen und kümmert sich um diverse Ermittlungsverfahren, in denen Holocaust-Überlebende als Nebenkläger für ihre ermordeten Familien nach Gerechtigkeit suchen. Für das Umdenken in der deutschen Rechtspraxis gebührt vor allem ihm Dank. Um die Anklage für den Fall Gröning vorzubereiten, hat Walther seine Mandanten an ihren diversen Wohnorten, vorwiegend in Kanada, aufgesucht und sich ihre Geschichten angehört.

In einem zitrusgelb-sommerlichen Hemd erwartet uns der Vater von vier Kindern bereits in der Hotellobby. Eines seiner Mottos stammt von Immanuel Kant: »Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem andern solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen.« Er übersetzt das in: »Tu im Krieg nie etwas, womit Du danach keinen Frieden findest.« Seit seiner Kindheit habe er über die NS-Zeit Bescheid gewusst, umso unerträglicher sei es für ihn als Richter und Staatsanwalt gewesen, dass das deutsche Rechtssystem bei der Aufklärung der Nazi-Verbrechen so eklatant versagt habe. Es war sein Vater Rudolf, der ihm ein starkes Gefühl für Recht und Unrecht vermittelte und ihm zeigte, dass man sich auch anders als die Mehrheit verhalten kann. Walther kann stolz sein, dass sein Vater den Mut hatte, während der »Reichskristallnacht« zwei jüdische Familien bei sich zu Hause zu verstecken. Dieses väterliche Vorbild prägte den Sohn entscheidend. Auf Hilde Michnia angesprochen, sagt Thomas Walther: »Für eine Anklage reicht es,

dass Michnia, damals Lisiewicz, den Todesmarsch begleitet und nicht dafür gesorgt hat, dass die Gefangenen Essen und angemessene Kleidung hatten. Diese Unterlassung ist bereits Beihilfe zum Mord.« Einen Unterschied zwischen Michnia und Gröning sieht Walther nicht: »Wer Befehle entgegennimmt und befolgt, muss auch die Verantwortung für seine Handlungen übernehmen. Es gibt keinen Beweis für die so häufige Behauptung, dass man getötet worden wäre, wenn man sich geweigert hätte, Juden umzubringen. Ebenso wie Gröning hätte auch Michnia nicht in die SS eintreten müssen. Ebenso hätte keiner sie gezwungen, den Todesmarsch der Frauen nach Bergen-Belsen, auf dem Hunderte getötet wurden, zu begleiten. Jeder hat eine Wahl!«, so der engagierte Jurist. Das Wichtigste am Lüneburger Prozess ist für ihn, dass die Nebenkläger gehört werden: »Meine Mandaten sagten wiederholt, dass der Prozess für sie eine heilende Wirkung habe. Die Erfahrungen im Gericht, das Interesse der Presse und der Öffentlichkeit hat ihnen zudem die Angst vor Deutschland genommen, das viele von ihnen nie wieder betreten wollten.«

Später nehmen die Ereignisse jedoch eine andere Wendung: Ende Februar 2016 bestätigte die Staatsanwaltschaft der *Welt*, dass Hilde Michnia nicht angeklagt wird. Das im Januar 2015 eingeleitete Ermittlungsverfahren wurde mangels hinreichenden Tatverdachts nach Paragraph 170 Absatz 2 der Strafprozessordnung eingestellt. Der Vorwurf gegen sie konnte nicht verifiziert werden, da Zeugen inzwischen gestorben oder nicht auffindbar waren.

Auch Irene Weiss, die mit ihrem Sohn Ron als Zeugin im Gröning-Prozess aus den USA angereist war, wollte Deutschland eigentlich nicht mehr betreten. Bevor die Holocaust-Überlebende eine geschätzte Zeitzeugin am United States Holocaust Memorial

Museum wurde, war sie fast 50 Jahre lang nicht in der Lage gewesen, über ihre Erfahrungen von damals zu sprechen, insbesondere nicht darüber, wie ihr Vater starb, der die Leichen aus den Gaskammern ins Krematorium schleppen musste, darunter vermutlich seine eigene Frau und vier seiner Kinder.

Sie sollte bereits Anfang Mai vor Gericht aussagen, doch wegen Grönings Gesundheitszustand wurden Verhandlung und Aussage verschoben. Gestern nun stand die 84-jährige Überlebende endlich im Zeugenstand. Ihr sei es wichtig, Gröning persönlich zu konfrontieren, sagt sie uns. Sie sitzt aufrecht in einem roten Sessel im Hotelsalon, eine zierliche Frau, die Autorität ausstrahlt. Neben mir sitzt Ron, der den Erzählungen ebenso aufmerksam zuhört wie meine Freunde, Hans-Jürgen Brennecke, das Filmteam und ich.

Das Schicksal der Überlebenden darf bei der Betrachtung der NS-Verbrechen nicht von den Täterbiografien überschattet werden, daher ist es wichtig, ihre Erlebnisse detailliert zu protokollieren. Ich ahne noch nicht, dass mir Irene Weiss auf meiner Spurensuche noch auf ganz andere Weise wiederbegegnen wird.

Irene Weiss, geborene Fogel, und ihre Familie wurden 1944 im April von ungarischen Kräften ins Ghetto verbannt und im Mai nach Auschwitz deportiert. An der Selektionsrampe rissen die SS-Männer die Eltern und ihre sechs Kinder innerhalb von Sekunden auseinander. Die 13-jährige Irene trug einen dicken Wintermantel, der sie älter aussehen ließ, weshalb sie und ihre ältere Schwester Serena zum Arbeiten eingeteilt wurden. Es gibt ein Foto – das einzige, das die Ankunft der ungarischen Juden dokumentiert –, auf dem Irene nach ihrer kleinen Schwester Edith Ausschau hält, die im Chaos verloren gegangen war. Die Trennung von Edith und die Tatsache, dass diese plötzlich ganz alleine war und in der

Gaskammer endete, blieb für Irene Zeit ihres Lebens das größte Trauma. »Dieses Bild habe ich seither nicht mehr aus dem Kopf bekommen, und oft dachte ich, ich hätte das alles nur geträumt, dass das nicht wahr sein könne. Das später aufgetauchte Foto beweist, dass es wirklich passiert ist«, sagt sie mit fester Stimme und entschlossenem Blick. Irene Weiss will, dass ihre Geschichte gehört wird und jüngere Menschen davon lernen können.

Auf einer zweiten historischen Aufnahme sind Irenes Brüder und dahinter ihre Mutter zu erkennen. Sie sitzen ahnungslos wartend in einem Wäldchen, kurz vor ihrem Gang in die Gaskammer. Die Abgebildeten, auch die Kinder, sehen nach der Deportation aus Ungarn sehr angestrengt und gequält aus. Einer von Irenes Brüdern zieht sich die mit einem Judenstern markierte Jacke aus, sein Gesichtchen ist vom Stress verzerrt. Dieses Bild anzusehen und sich die Situation vorzustellen ist kaum zu ertragen.

Die Fotos wurden auch während der gestrigen Verhandlung gezeigt, berichtet später die Antifa Aktion Lüneburg/Uelzen über den 13. Prozesstag: »Das darauf abgelichtete Geschehen wirkt plötzlich ganz nah, das empfundene Chaos ist spürbar, die Angst um die Schwester und die restliche Familie, das Schreien der SS-Männer. Ob und wie das Geschehen und Erlebte der Zeugin den Angeklagten Gröning erreicht, vermögen wir nach der Einlassung nicht zu bewerten. Von ihm ist wie bisher keine Regung zu erkennen.«^[6] Am selben Tag verlas die Verteidigerin von Gröning eine fünfseitige Erklärung, in der der Angeklagte einräumte, dass es »Bequemlichkeit« gewesen sei, sich auf die Befehlsstruktur zu berufen. Ihm sei heute bewusst, dass er durch seine Tätigkeit zum Funktionieren von Auschwitz beigetragen habe. Gröning bezog sich darauf, dass er in seiner ersten Erklärung während des Prozesses Formulierungen benutzt hatte, die unter den SS-Angehörigen in

Auschwitz gang und gäbe gewesen waren. Sie entsprächen nicht seiner heutigen Auffassung, ließ er wissen, und er entschuldige sich dafür, dass seine Worte auf die Nebenkläger furchtbar gewirkt haben müssen. »Mir war in meiner Erklärung wichtig, zum Ausdruck zu bringen, dass ich in Demut und Reue vor den Überlebenden und den Angehörigen der Opfer stehe. Gleichwohl habe ich bewusst nicht um Vergebung für meine Schuld gebeten. Angesichts der Dimension der in Auschwitz und anderswo verübten Verbrechen steht mir meiner Auffassung nach eine solche Geste nicht zu. Um Vergebung kann ich nur meinen Herrgott bitten.«^[7] Die Antifa-Aktion Lüneburg/Uelzen bemerkte, wie sehr das Verlesen der Erklärung durch eine andere Person als Gröning selbst »die Distanz von dem Gesagten zu dem Angeklagten noch verstärkt. Es fehlt das Ungesagte und Ungezeigte. Wäre die Erklärung durch seine Worte erfolgt, vielleicht wäre das sichtbar geworden, was den gesamten Prozessverlauf fehlte und ausblieb: eine Gefühlsregung, eine menschliche Geste, ein authentisches Zeichen an die anwesenden Nebenkläger*innen (sic), das die wiederholt formulierte und von der Verteidigerin vorgetragene ›Reue und Demut‹ erkennbar hätte werden lassen.«^[8]

Im April hatte die Nebenklägerin Eva Mozes Kor Gröning im Prozesssaal die Hand geschüttelt – zum Entsetzen der anderen Nebenkläger und zur sichtlichen Freude des Angeklagten. Sie sagte: »Ich habe den Nazis vergeben. Das spricht den Täter aber nicht davon frei, Verantwortung für sein Handeln zu übernehmen.«^[9] Die 91-jährige Auschwitz-Überlebende wollte mit ihrer umstrittenen Geste ein Signal aussenden: Gröning solle den Neo-Nazis in Deutschland im Sinne der Prävention klarmachen, dass Auschwitz stattgefunden habe und wie grausam es gewesen sei. Sie treibt

jedoch noch ein weiteres Anliegen: »Ich habe die Vorstellung, dass Menschen von der Opfer- und von der Täterseite zusammenkommen und die Wahrheit konfrontieren, dass sie versuchen, Heilung zu finden und gemeinsam daran zu arbeiten, dass so etwas nie wieder passieren kann.«^[10] Irene Weiss war mit Kors Haltung nicht einverstanden. Im Zeugenstand bemerkte sie am 1. Juli, dass Gröning sich nicht als Täter, sondern lediglich als Rädchen in der Maschine betrachte. »Säße er heute hier in seiner SS-Uniform, würde ich am ganzen Leibe zittern, und all der Horror, den ich als 13-Jährige erlebte, käme zu mir zurück. Für diese 13-Jährige repräsentierte jeder Mensch, der an diesem Ort eine Uniform trug, den Terror und den Abgrund, in den die Menschheit sinken kann.«^[11]

Nachdem Irene in Auschwitz gewaltsam vom Rest ihrer Familie getrennt worden war, kam sie zusammen mit Serena kahl geschorenen Kopfes in Gefangenenkleidung in eine Baracke voller Frauen. Einige von ihnen wiesen Irene auf den Schornstein hin und sagten: »Siehst du den Rauch? Das ist deine Familie.« Acht Monate erlitt das Mädchen die Zwangsarbeit im »Kanada-Lager«, wo sie die Habseligkeiten der Juden sortieren musste. Eines Tages fand sie unter Kleidungsstücken das weiße Kleid und den beigen Schal ihrer Mutter. »Wir arbeiteten und lebten direkt neben der Gaskammer und dem Krematorium, deshalb wusste ich genau, was mit unseren Familien geschah«, sagte sie aus. Im Januar schickte die SS sie und Serena auf den Todesmarsch nach Ravensbrück. Es war bitterkalt, viele Frauen starben vor Hunger und Entkräftung. »Wir haben Schnee gegessen, um uns vor dem Verdursten zu retten«, so Irene Weiss. Im KZ Ravensbrück gab es in den Baracken anfangs keinen Platz für sie. »Wir mussten draußen schlafen. Ich fand eine Zeitung

und legte mich darauf, ich schlief ein, es fühlte sich gut an. Zum Glück hat mich jemand geweckt, sonst wäre ich erfroren.« Drei Wochen später wurde sie nach Neustadt-Glewe bei Hamburg transportiert, bis dann endlich die Befreiung kam. Irene wuchs als Waisenkind in einer jüdischen Familie in den USA auf, wo sie noch heute lebt. Ihre Tätowierung von Auschwitz hat sie sich herausoperieren lassen – nichts sollte sie an diese Zeit erinnern.

Als Regisseur Gerry Gregg sie auf Hilde Michnia anspricht, und ob sie deren Behauptung glaube, dass die Frauen auf dem von ihr begleiteten Todesmarsch mit Kakao und Essen versorgt wurden, lacht die würdige alte Dame bitter auf – das halte sie für vollkommen unwahrscheinlich, die Todesmärsche seien besonders brutal und unmenschlich gewesen. Die Stimmung im Hotelsalon ist mittlerweile stark gedrückt, wir nehmen Anteil an ihrer Erzählung und spüren ihre Traumata, die sie ihr ganzes Leben mit sich herumgetragen hat. Doch wir sind beeindruckt von der Kraft dieser Frau. Als wir uns schließlich erheben, entspannt sich die Atmosphäre, und Herzlichkeit kommt auf. Zum Abschied sagt Irene Weiss: »Lasst die Michnia nicht mit ihrer Geschichte vom heißen Kakao davonkommen.«

Der Kännchenkaffee am nächsten Morgen schmeckt bitter. Susi, Wolfgang und ich sitzen beim Frühstück in einem Landhotel zwischen Lüneburg und Bergen-Belsen. Wir sind noch erschöpft von den vielen Eindrücken und Emotionen des gestrigen Tages. Als wir schließlich unsere Reise fortsetzen, komme ich beim Begleichen meiner Rechnung mit der Besitzerin des Hotels ins Gespräch. Ich erzähle ihr, dass wir gleich die KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen, 60 Kilometer nordöstlich von Hannover gelegen, besuchen werden. Da

hätten ihre Eltern ja auch hingemusst, sagt sie etwas kryptisch und meint damit wohl, dass die englischen Truppen die Bewohner aus der Umgebung nach der Befreiung des Konzentrationslagers am 15. April 1945 zwangen, sich die Leichenberge und die Verhältnisse im Konzentrationslager anzusehen. »Man muss doch jetzt endlich mal zur Ruhe kommen, wir Deutschen haben doch schon so viel zur Aufarbeitung unserer Geschichte getan«, sagt die knapp 70-Jährige. Als ich erwidere, dass wir biografisch aber bislang noch wenig aufgeklärt hätten, wird sie emotionaler: »Dieser Hass muss doch jetzt mal aufhören!« Wessen Hass sie denn meine, frage ich sie. Dann erzählt sie mir von der Begegnung mit einer Jüdin, die ihr gesagt habe, nach Deutschland käme sie nie wieder zurück, und den Deutschen könne sie nicht vergeben. »Was die Israelis jetzt mit den Palästinensern machen«, fährt sie fort, »ist doch auch ein Ausdruck von Hass, die können die Vergangenheit doch einfach nicht ruhen lassen.« Aha: Aus ihrer Sicht sind es also die Juden, die hassen, diese sind schuld daran, dass es keine Ruhe gibt, und jetzt sind sie in Israel sogar genauso schlimm wie die Nazis. Das erinnert mich an den von Henryk Broder bekannt gemachten Spruch des österreichisch-israelischen Arztes Zwi Rix: »Auschwitz werden uns die Deutschen nie verzeihen.« Mit Ärger im Bauch steige ich zu Susi und Wolfgang ins Auto.

Im Museumsbereich der Gedenkstätte laufen zahlreiche schnatternde Schüler herum. Susi bittet die Lehrerin um ein dem Ort angemesseneres Verhalten. »Das legt sich gewiss gleich, wenn die Jugendlichen in der Ausstellung sind«, antwortet diese. Wir sind vom gestrigen Tag noch sichtlich mitgenommen. Als Wolfgang vor Jahren zum ersten Mal in Bergen-Belsen war, begleitete ihn ein Bekannter, der ihm weismachen wollte, dass die meisten

Gefangenen im KZ ja »nur am Hunger« gestorben wären und weil die Engländer ihnen nach der Befreiung zu viel Essen auf einmal gegeben hätten. »Welch' Verleugnung und Ablehnung jeglicher Verantwortung!«, erinnert sich Wolfgang, bei dem sich ebenfalls Wut aufgestaut hat. Susi ist still und in Gedanken versunken. In der Buchhandlung des Dokumentationszentrums entdeckte ich Tomi Reichentals Buch »I was a boy in Belsen«. Auch das »Tagebuch aus Bergen-Belsen 1944–1945« von Hanna Lévy-Hass, der Mutter der Journalistin Amira Hass, liegt hier aus. »Heute weiß ich, dass Schweigen ein wesentlicher, stets gegenwärtiger, gewichtiger Bestandteil ihrer Biografie war – weit bedeutsamer als die Details, die sie mir erzählte, und jene, die ich erinnere«^[12], sagt Amira Hass in der Einleitung zur Neuauflage von 2009. Die Täter schwiegen aus Scham und um sich vor Verurteilung zu schützen, die Opfer aus Schmerz und zum Schutz ihrer Kinder.

Unterdessen haben sich die Schüler in der Dauerausstellung des Dokumentationszentrums in Gruppen aufgeteilt. Auf einer Tafel über die Urteile im Bergen-Belsen-Prozess 1945, elf davon Todesstrafen, entdeckte ich den Namen von Hilde Lisiewicz, die als Hilde Michnia noch heute in Hamburg lebt: ein Jahr Haft, Entlassung am 16. 11. 1946. Darunter abgedruckt ist der Kommentar eines Überlebenden aus Norwegen: »Uns, die wir die Prozessberichte lesen, erscheint das Ganze ziemlich unwirklich – was zum Teufel schert es uns, ob ein Kapo gerade diesen Gefangenen bei dieser bestimmten Gelegenheit geschlagen oder nicht geschlagen hat? [...] Einige wenige folgten ihren zahllosen Opfern. Ein Stück Gerechtigkeit, sofern es hier Gerechtigkeit geben kann.« Die Ausstellungsmacher weisen darauf hin, dass der Prozess damals zwar zum Nachdenken über die Mitverantwortung der

deutschen Gesellschaft angeregt, aber auch die Vorstellung gefördert habe, es erübrigten sich nun weitere Debatten über die gesellschaftlichen und politischen Ursachen der NS-Verbrechen. Hat sich seither eigentlich viel geändert?

Im sogenannten Filmturm der Gedenkstätte treffe ich Susi und Wolfgang wieder. Sie sitzen in der ersten Reihe. Es wird historisches Material über die Befreiung des Lagers gezeigt – grauenerregende Bilder von den Leichenbergen, die die britischen Truppen damals vorfanden und nur in riesigen Gruben massenweise notdürftig bestatten konnten. »Der Tod hat sich endgültig unter uns niedergelassen«, beschrieb Hanna Lévy-Hass die Situation im Januar 1945. »Er ist unser treuester Mitbewohner, immer und überall gegenwärtig. Infolge der infamen Behandlung sterben die Leute in Massen, an Hunger, Demütigungen, Ruhr, Ungeziefer [...] schließlich verwechselt man die Lebenden und die Toten.«^[13] Im hinteren Teil des Raumes höre ich eine Frau Hebräisch sprechen. Nach einiger Zeit schluchzt sie herzerreißend. Bald kann auch ich die Bilder nicht mehr ertragen und verlasse den verdunkelten Raum. An einem Ausstellungskasten, in dem rosa-weiße Kinderhandschühchen zu sehen sind, beobachte ich fünf Schülerinnen, die mittlerweile ganz konzentriert sind. Immer und immer wieder hören sie sich die Geschichte einer Frau an, die als Kind überlebte, weil eine Russin ihr nicht nur die Handschuhe strickte, sondern sie heimlich mit Essen versorgte. Die gütige Frau verschwand eines Tages, die Überlebende konnte sich bei ihr nie bedanken. Die Mädchen sind ergriffen von diesem Schicksal, das ihnen den Holocaust über eine persönliche Erzählung näherbringt. Anders kann man die Übermacht der Informationen über dieses monströse Mordsystem und die Gefühle auch gar nicht verarbeiten,

denke ich. Über individuelle Geschichten und die Identifikation mit den Biografien einzelner Personen wird die Vergangenheit gerade für Schüler und junge Erwachsene greifbarer. Dazu gehört freilich auch das Schicksal von Anne Frank. Für sie und ihre Schwester Margot finden wir auf dem historischen Lagergelände einen Gedenkstein. Die beiden Mädchen liegen zwischen den 70 000 Toten, die zwischen 1941 und 1945 in Bergen-Belsen ermordet wurden, in einem der 13 Massengräber. Auf den Gedenksteinen dieser Gräber steht die Zahl der dort Verscharren: »Hier ruhen 5000 Tote.« Oder: »Hier ruhen 20 000 Tote.« Mir fällt das Lüneburger Denkmal für die gefallenen Soldaten nahe dem Rittersaal ein: »Das Kriegstrauma lässt die Toten nicht ruhen.«

Tomi und Amiras Mutter begleiten mich gedanklich auf diesem Besuch. Meine Fantasie reicht nicht aus, um mir auf der gut erhaltenen ehemaligen Lagerstraße vorzustellen, wie die beiden in den vollkommen überfüllten Baracken zwischen Läusen, Mäusen, Ratten, unsagbarem Dreck, Kranken und Toten halb verhungert und verdurstet existieren und überleben konnten. Und ich denke an all die Menschen, die diesen Terror durch ihre Tätigkeiten ausübten, und wie viele von ihnen danach unbehelligt ein bürgerliches Leben führen konnten. War es aber Gerechtigkeit, dass einige Personen des Lagerpersonals, darunter der Lagerkommandant Josef Kramer, im Bergen-Belsen-Prozess zum Tode verurteilt wurden? War es gerecht, dass mein Großvater in Bratislava am Galgen starb? Konnten die Todesstrafen für die unfassbaren Verbrechen der Nazis überhaupt Gerechtigkeit herbeiführen?

Auf dem Lagergelände diskutiere ich in sengender Sommerhitze mit Wolfgang und Susi, was eine angemessene Strafe wäre, nachdem doch die Nazis jedes Maß überschritten hatten. Wir

schaffen nur eine Annäherung. Ein Mann, der sich am Mord von 300 000 Menschen beteiligt hat, »verdient« meiner Meinung nach eine lebenslange Haftstrafe. Angesichts Grönings fortgeschrittenen Alters und seiner Mitarbeit im Prozess wäre zu diesem Zeitpunkt eine Haftverschonung eine humane Lösung. Hauptsache, das Fazit des Rechtsstaates lautet klar und deutlich: Mord verjährt nicht!

»Das Verfahren gegen den Angeklagten Gröning wird natürlich nichts ›wiedergutmachen‹ können«, sagt Wolfgang. »Es ist aber ein Signal und eine Chance zu erkennen, dass die Verfolgung bestimmter Taten nicht durch Verjährung verhindert werden kann und dass mit ›Versöhnung‹ und Verzeihung erst gerechnet werden kann oder darf, wenn ein Staat, insbesondere der Nachfolger des Reichs der Mörder, alles in seiner Macht Stehende getan hat und tut, um nach Recht und Gesetz gegen die vorzugehen, die, ob als Bystander oder Täter, an der massenhaften Ermordung von Menschen teilgenommen haben. Die Höhe der Strafe erscheint letztlich nebensächlich. Wichtig und unverzichtbar ist, dass im Rahmen des Menschenmöglichen Recht geschieht, wohlwissend, dass es in jeder Hinsicht nur mangelhaft geschehen kann. Niemand wird zurückkommen. Niemand wird es verstehen. Darin liegt vielleicht eine ganz besondere ›Gemeinsamkeit‹ zwischen Gröning und seinen Opfern.«

Mit der Gemeinsamkeit hat Wolfgang einen wichtigen Punkt angesprochen. Bereits Anfang der 1960er-Jahre schrieb der beeindruckend weitsichtige israelische Polizeioffizier Aver Werner Less: »Es ist doch eine unumstößliche Tatsache, dass die Überlebenden und Nachkommen der nazistischen Vernichtungswelle – egal ob sie zu den Opfern oder zu denen gehören, die passiv oder aktiv an der lebensauslöschenden

›Endlösung‹ mitgewirkt haben – durch das gemeinsam erlebte Schicksal für alle Zeiten aneinandergelockt sind, in beinahe gleicher Form von dieser Vergangenheit traumatisiert bleiben.«^[14] Er, der er sich die Verhöre Adolf Eichmanns zugemutet hatte, erfasste wohl gerade deshalb besonders scharfsinnig die Verstrickung zwischen Opfern und Tätern – eine Verstrickung, die sogar noch unter den Nachkommen oft desaströse Auswirkungen hat. »Das Opfer hasst seinen Peiniger und glaubt, dass es nur dank dieses Hasses weiterleben kann. Der Peiniger dagegen hasst sein Opfer, weil er es gepeinigt hat und sehr wohl weiß, dass diese Schuld ihn außerhalb menschlicher Moralgesetze für ewig gestellt hat, dass er ohne Form von Sühne das Kainszeichen niemals von seiner Stirn wischen kann.«^[15] Und als habe er den Gröning-Prozess vorausgesehen, schrieb Less: »Aber Reue für eine derartige Tat zu empfinden und sie einzugestehen – dazu gehört Mut, viel Mut. Doch ähnlichen Mut braucht auch das Opfer, denn Hass ist selbstzerstörerisch, steril und hoffnungslos. Wir können die Vergangenheit bewältigen, wenn der ehrliche Wille bei beiden Seiten dazu besteht. Man soll und darf die Vergangenheit nicht vergessen, weil wir sonst Gefahr laufen, eine andere Welle menschlicher Vernichtung auszulösen.«^[16] Es gibt freilich auch ganz andere Stimmen: Mein israelischer Freund Zeev Raphael etwa glaubt, dass es heute nicht mehr viel bringe, über 90-Jährige wie Gröning oder Michnia zu verurteilen. »Nicht jeder konnte so mutig wie die Geschwister Scholl sein. Die meisten der damals ganz jungen Leute waren durch den BDM und die HJ indoktriniert. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten hätte.« Zeev erzählt, dass im Altenheim in Haifa, wo er lebt, eine aus Thüringen stammende Jüdin mal sagte: »Oh, als ich ein kleines Mädchen war, wollte ich

unbedingt auch zum BDM; die hatten alle so hübsche Uniformen an.«

»Das Leben ist kompliziert«, seufzte Zeev, als er sich für mich erinnerte. Er findet es wichtiger, sich jetzt Sorgen um die Zukunft der Israelis und Palästinenser zu machen, als um das Schicksal von Greisen, die vor mehr als 70 Jahren verblendet waren.

Auf dem Rückweg zum Ausgang der Gedenkstätte begegne ich der Frau, die bei der Filmvorführung so geweint hat. Sie steht mit ihrem Sohn vor einem der Gedenksteine und lässt sich von ihrem Mann fotografieren. Ich biete der Familie auf Englisch an, sie gemeinsam abzulichten, was die Frau dankend annimmt. Ob sie aus Israel kämen, frage ich. »Ja«, antwortet sie, »aus Tel Aviv.« Und dann erzählt sie mir, wie sie erst nach dem Tod ihrer Mutter herausfand, dass diese in Bergen-Belsen gefangen war, denn ihr gesamtes Leben lang hätte sie ihr das verschwiegen. Auch ihr Vater erzählte ihr nie, dass er Auschwitz überlebte. Der Mann der Israelin bemerkt, wie gut mein Englisch sei, woher ich denn käme? »Aus Deutschland«, sage ich verlegen und mache eine fast resignierte Geste. »Das macht nichts«, sagt er und lächelt betreten. Ich verabschiede mich von der Familie auf Hebräisch.

Der Besuch in Lüneburg und Bergen-Belsen wirkt bis heute intensiv nach. Unerwartet rasch, am 14. Juli, hielten die Verteidiger im Gröning-Prozess ihre Plädoyers. Rechtsanwalt Mehmet Gürcan Daimagüler fand mit zwei seiner Kollegen der Nebenanklage die richtigen Worte auf unsere Frage nach der Gerechtigkeit. Er sagte: »Dieses Verfahren kann keine Gerechtigkeit herstellen. Gerecht wäre es, wenn Auschwitz und die Shoah niemals stattgefunden hätten. Gerecht wäre es, wenn der Tod nicht das letzte Wort hätte.«

Was den Umgang mit der Shoah angehe, sei »die Ungerechtigkeit ein Meister aus Deutschland«. Die Juristen nutzten zudem die Gelegenheit, uns auf unsere Sprache aufmerksam zu machen: »Was soll das Gerede von den ›Verbrechen in deutschem Namen‹? Es waren keine Verbrechen in ›deutschem Namen‹: es waren Verbrechen, von Deutschen begangen [...]. Was soll das Gerede von der ›Entmenschlichung‹ der Opfer durch die Deutschen? War es nicht umgekehrt der Fall? Sind nicht die Toten und die Überlebenden bis zum Schluss Menschen geblieben, während die Täter aufgehört hatten, Mensch zu sein?«^[17]

Der Angeklagte raffte sich schließlich selbst mit brüchiger, aber deutlicher und klarer Stimme zu letzten Worten auf. Beobachter sagen, er sei das einzige Mal während des Prozesses emotional, menschlich spürbar und authentisch gewesen: »Auschwitz war ein Ort, an dem man nicht mitmachen durfte. Das haben wir hier gehört, das ist mir bewusst. Ich bereue aufrichtig, dass ich diese Erkenntnis nicht früher umgesetzt habe. Das tut mir aufrichtig leid.«^[18]

Daimagüler, der derzeit auch die Familien zweier türkischer Mordopfer im NSU-Prozess vertritt, sprach in dem fulminanten Plädoyer auch die Frage der Verantwortung im heutigen Deutschland an. Gröning sei zwar allein auf der Anklagebank, aber stellvertretend für Hunderttausende, die am Morden beteiligt waren, und Millionen, die von den Morden wussten und von ihnen profitierten: »Wie steht es um unser Menschsein? Was haben wir aus unserer Geschichte gelernt, wenn wir Mauern bauen um unsere Grenzen und um unsere Herzen? Wie sprechen wir denn heute über Sinti und Roma? Wie sprechen wir denn heute über Juden und Muslime? [...] Unsere Vergangenheit ist unsere Vergangenheit ist

unsere Vergangenheit. Sie war, sie ist und sie wird sein. Sie bedarf keiner Neuinterpretation, keiner Relativierung. Wir können unsere Vergangenheit nicht bewältigen. Es ist unsere Gegenwart, die wir bewältigen müssen im Schatten unserer Vergangenheit.«^[19]

Die vier Jahre Haft, zu denen Oskar Gröning am 15. Juli 2015 in Lüneburg verurteilt wurde und die der alte Mann, der durchaus auch Mut bewiesen hatte, vermutlich nie antreten muss, haben eher einen symbolischen Charakter. Die Nebenkläger erklärten ausdrücklich, dass das Strafverfahren ihnen helfe, in Zukunft mit ihrem Leid besser leben zu können. Das Urteil käme spät, sei aber ein Schritt hin zur Gerechtigkeit. »Es erfüllt uns mit Genugtuung, dass nunmehr auch die Täter zeit ihres Lebens nicht mehr vor einer Strafverfolgung sicher sein können«, hieß es in ihrer Presseerklärung.^[20] Bedeutsam ist, dass der Prozess überhaupt stattfand und an dessen Ende der moralische Imperativ stand, aus der Geschichte zu lernen. »Wie wollen wir die jungen Nazis bekämpfen, wo wir doch so nachsichtig mit den alten Nazis waren«, mahnten die Anwälte. Oder noch immer sind?

Ich weiß, dass die Nazis nicht nur ihre Opfer ein Leben lang leiden ließen, sondern auch ihre eigenen Nachkommen, wenn auch in nicht vergleichbarer Weise. Auf meiner Reise werde ich noch vielen Persönlichkeiten begegnen, die mir über ihre schmerzvolle Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit ihrer Verwandten berichten werden.

Schon Avner Werner Less forderte, der Vergangenheit offen und ehrlich zu begegnen, um der Jugend »endlich den Glauben an die Menschheit, an die Gerechtigkeit und an die Freiheit zurück [zu geben], den sie durch die Schuld ihrer Eltern und Erziehung

verloren haben und dessen Verlust sie zu zerbrechen droht.«^[21] Der Gröning-Prozess war dafür ein gutes Beispiel und ein Meilenstein auf dem schwierigen Weg zur Aufklärung. Es ist höchste Zeit. Die Täter von damals werfen lange Schatten, und neue Schatten ziehen auf. Unsere Aufgabe und Verantwortung ist es, Licht auf die Handlungen der NS-Generation zu werfen und uns der Wahrheit zu stellen – das ist nicht nur eine Verpflichtung gegenüber den Opfern, den Überlebenden und ihren Angehörigen, sondern auch gegenüber uns selbst –, uns, den Nachkommen von Tätern und Bystandern in unserer Gesellschaft.

Die familiäre NS-Geschichte zwischen Verdrängung, vorsichtiger Annäherung und radikaler Aufklärung

»Es gibt zur Vergangenheit nicht die Grenze, die Sie sich ausmalen.«

MARCEL COHEN^[*]

Meine Recherchen führen mich immer wieder in meine Geburtsstadt Hamburg zurück. Im »Polittbüro« in St. Georg wird heute »Bei mir hing Vati immer pünktlich am Galgen«^[1], ein Hörspiel von Niklas Frank, gegeben. Niklas ist der Sohn von Hans Frank, dem einstigen Generalgouverneur des besetzten Polen, der als »Schlächter von Polen« 1946 gehenkt wurde. Der Autor gehört zu den ersten Kindern von Nazi-Verbrechern, die sich öffentlich mit ihrer Geschichte zeigten. Mit seinem Debüt »Der Vater« erregte er 1987 großes Aufsehen, nicht zuletzt, weil er seinen Vater radikal, ja, fast gnadenlos anklagte. In »Meine deutsche Mutter« beschäftigte er sich 2005, auch nicht gerade zimperlich, mit deren Erbe und zuletzt 2013 mit seinem Bruder Norman. Bei der Vorstellung an diesem Abend wird er selbst anwesend sein, eine gute Gelegenheit, ihn zu treffen und endlich mal wieder ins »Polittbüro« zu kommen. Geführt wird die Bühne seit 2003 vom preisgekrönten Kabarett-Duo mit dem schrägen Namen »Herrchens Frauchen«, Gunter Schmidt und Lisa Politt, »eine radikale Denkerin, die gnadenlos analysiert und exakt formuliert«, so die Jury des Deutschen Kleinkunstpreises 2005.

Die Kabarettisten nehmen kein Blatt vor den Mund, was man auch von Niklas Frank behaupten kann. Seine Gradlinigkeit und seinen Humor schätze ich. Er ist unter der Last der extremen NS-Tätergeschichte nicht, wie manche seiner Geschwister, zerbrochen, sondern hat einen kompromisslosen, aber konsequenten Weg gefunden, mit ihr umzugehen. Im Gegensatz zu vielen anderen Täter-Nachkommen, die verständlicherweise lebenslang zwischen Aufklärungswillen und Loyalitätskonflikten schwanken, kann man bei ihm von Ambivalenzen bezüglich seiner Nazi-Eltern wahrlich nicht sprechen.

Er verurteilt Hans Frank sowohl als Haupttäter als auch als einen Vater, für den »Vaterschaft nur eine Rolle«^[2] war. Damit bricht er Tabus, insbesondere das tief verankerte christliche Gebot, seine Eltern ehren zu müssen. Das erzeugt bei vielen seiner Leser ein Gefühl der Abwehr. Für jene, die erst am Anfang einer innerlichen Auseinandersetzung mit der Familiengeschichte stehen, ist seine radikale Art der Aufklärung harter Tobak. Frank beschäftigt sich allerdings schon seit Jahrzehnten mit seiner furchtbaren Erbschaft und hat in der biografischen Aufarbeitung einen großen Vorsprung. Seine Art damit umzugehen stellt den einen Pol eines breiten Spektrums der möglichen Auseinandersetzung mit der familiären Vergangenheit dar.

Sein Hörspiel, das gleich als Lesung aufgeführt wird, beruht auf seinem Buch »Bruder Norman! Mein Vater war ein Naziverbrecher, aber ich liebe ihn«. Darin schildert er die enge, aber ambivalente Beziehung zu seinem ältesten Bruder, der sich von seinem Vater und dessen Schuld innerlich nie lösen konnte und 80-jährig als Alkoholiker starb.

Im »Polittbüro« spricht Niklas sich teilweise selbst, während die Rolle seines Bruders, der Zufall will es, mein langjähriger Freund, der Schauspieler Hans-Peter Hallwachs übernommen hat – ein weiterer Grund für meine Vorfreude auf den Abend. Wir sind später miteinander verabredet. Die Vorstellung ist gut besucht, trotz des nicht gerade erbaulichen Themas. Die Besucher sind meist ältere Jahrgänge. Die Ausgangslage des Stücks ist der Tod von Norman. Norman hat sich der Pathologie zur Verfügung gestellt. Der Autor nutzt die Obduktion seines verstorbenen Bruders als literarische Vorlage, um sich mit jedem obduzierten Körperteil dem Bruder anzunähern. Monolog Niklas: »Zu gerne hätte ich in dein Herz geschnitten. Vor allem in dein Hirn. Wo hast du sie versteckt, die Wahrheiten über unsere Familie, die Lügen, die du mir erzählt hast?«

In Rückblenden dokumentiert der Autor Gespräche, die er mit Norman, dem letzten seiner noch lebenden Geschwister, in dessen letzten Lebensjahren führte. Frank zeigt seinen Zuhörern, wie schwer bis fast unmöglich es ist, durch die Wand der Abwehr zu dringen. Im Saal ist es fast unheimlich still.

»*Norman*: Das verdient Vati nicht. Diesen körperlichen Schmerz.

Niklas: Natürlich im Präsens! Unser ewig lebendiger Vater. Ach, Bomi, warum kommst du 80-jähriger Greis nicht über ihn hinweg? Da schleppe ich seit Jahren Dokumente über unseren verbrecherischen Erzeuger an, und du hast nur Mitleid, weil er mal verprügelt worden ist.

Norman: Du selbstgerechter Richter kennst die Liebe nicht [...]

Niklas: Wonach soll ich denn unseren Vater beurteilen? Dass er mal in Krakau meine kindliche Haarpracht streichelte, oder dass er

Millionen Ermordete hinterließ? Ja, ja, Norman, zuck nur wieder mit den Schultern, und schau zum Fenster raus! [...]

Niklas: Wie siehst du den Nürnberger Prozess heute?

Norman: Genauso wie ich heute keine Spatzen mehr schießen könnte, habe ich auch für die damaligen Todesurteile kein Verständnis mehr. Wie kann man nur einen Menschen zu Tode bringen!

Niklas: Ich bin auch gegen die Todesstrafe, aber Vati gönne ich sie, bis heute. Weil er endlich selbst jene entsetzliche Todesangst verspürte, die er Millionen Mal bei Unschuldigen verursacht hat.

Norman: Wie töricht von dir.

Niklas: Ich bin zu wütend, um ihn begnadigen zu können. Oder mich mit ihm zu versöhnen. Niemals.

Norman: Wer, mein liebes Nikilein, von uns beiden ist eigentlich der von Vati Besessene?

Monolog Niklas: Ich. Erst jetzt geht es mir auf: Du hast den bestmöglichen Ausweg gefunden. Letztlich hast du alles verdrängt, was er angerichtet hat. Gelogen hast du, als du sagtest: »Mein Vater ist ein Naziverbrecher, aber ich liebe ihn.« Für dich war er nie Naziverbrecher. Vati war deine große, unschuldige Liebe. Dein wunderschöner Lebenstraum, mit Alkohol schön feucht gehalten.«

Als Norman sagt: »Weißt du, Niki, ich nehme das Schicksal mit mir, das man mir gegeben hat: Vatis Sohn zu sein« und das Stück endet, sind die Menschen im Publikum so überwältigt, dass sie in der anschließend angebotenen Diskussion still bleiben. Wie viele der Zuschauer haben sich wohl entweder mit Norman oder mit Niklas identifiziert?

Auch für mich ist das Stück eine Auseinandersetzung mit meiner eigenen Familiengeschichte. Immer wenn Niklas' Bruder spricht,

muss ich an meine Mutter denken, die die unschuldige Liebe zu ihrem Vater nur bewahren konnte, indem sie den Schmerz über seine Täterschaft mit der Hilfe von Alkohol betäubte.

Im Foyer treffe ich die Darsteller und Lisa Politt. »Die eindeutige Parteinahme von Niklas Frank gegen die deutschen Täter war der Grund, dieses Stück am 8. Mai auf unsere Bühne zu holen«, sagt Politt mir. Die Verdrängung der Verbrechen in der Nazizeit und die Kontinuität faschistischer Strukturen weit über 1945 hinaus haben sie politisiert und, so sagt sie, letztlich zur Kabarettistin gemacht. Mit ihren regelmäßigen Veranstaltungen zum Thema wie der jährlichen Feier des Auschwitz-Komitees zur Befreiung durch die Rote Armee fühlten sie und Schmidt sich »inmitten der muslimischen Hochburg am Steindamm gerade richtig am Platze«, so Politt. Wer »ausgerechnet von den Linken sich einseitig gegen Israel positioniert, wer sich in den Floskeln ergeht, hinter denen sich der virulente Antisemitismus heute versteckt«, der riskiert bei ihr einen Platzverweis. Von der Bühne höhnt sie über die »Verkörperung des Paradigmenwechsels in der Außenpolitik der *Grünen*, Joschka Fischer«: Der hat im Fall der deutschen Angriffe auf Jugoslawien seine »messerscharfe« politische Analyse von »Wir *dürfen* in Jugoslawien nicht eingreifen wegen unserer nationalsozialistischen Vergangenheit« rechtzeitig und quasi über Nacht geändert in »Wir *müssen* in Jugoslawien eingreifen wegen unserer nationalsozialistischen Vergangenheit«. Politt hegt eine tiefe Verachtung für die »Friedenspfeifen«, die, wie sie sagt, »unter den erschütternden Eindrücken des Holocausts und im Verfolgungswahn der verdrängten Geschichte jeden lendenlahmen Diktator zwanghaft mit Hitler verwechseln, daraus die Verpflichtung zum militärischen Überfall auf andere Länder

ableiten, bei den Abstimmungen Bauchschmerzen kriegen und mit Nein stimmen, solange sie den Kriegseinsatz selbst dadurch nicht gefährden, aber vor christlichem Mitleid anfangen zu heulen, wenn es um ›Hühner-KZs‹ geht.«

Irgendwann setze ich mich auch zu Niklas Frank. Sein Vater und mein Großvater kannten sich. Beide Nazis endeten am Galgen. Was hätten sie wohl gesagt, wüssten sie, dass der Sohn und die Enkelin 71 Jahre später in einem Hamburger Kabarett über ihr unerträgliches Erbe sprechen?

Im Hörspiel sagt Niklas zu seinem Bruder: »Bomi, es ist bewegend und grotesk, auf dem Ticket eines Naziverbrechers zu fahren, aus meinen Büchern zu lesen und zu diskutieren.« Auch ich »fahre auf diesem grotesken Ticket«, das ich als Dauerabonnentin schon in die Wiege gelegt bekommen habe. Wahrscheinlich säße ich nicht hier, wenn in meiner Familie alles vorbehaltlos aufgeklärt worden wäre oder zumindest meine Mutter das getan und mir damit die Arbeit erspart hätte. Je aggressiver sich jedoch die Abwehr einiger meiner Angehörigen darstellt, umso wichtiger finde ich es, Verantwortung für die Benennung der historischen Fakten zu übernehmen. Anders als Niklas könnte ich allerdings nicht sagen, dass ich meinem Großvater den Galgen gegönnt hätte. Ich hätte gerne einen Großvater gehabt, mit dem ich mich persönlich hätte auseinandersetzen können, obwohl ich in einen ähnlichen Loyalitätskonflikt wie mit meiner Großmutter gekommen wäre. Liebe und eine positive Bindung auf der einen, Komplizenschaft oder gar Verbrechen auf der anderen Seite, passen scheinbar nicht zusammen. Doch liebt nicht auch heute die Frau ihren Mafioso, der Lebensgefährte die Betrügerin, der Mann die gewalttätige Alkoholikerin?

Niklas und ich sprechen darüber, welchen Weg wir selbst eingeschlagen haben, aber auch wie schwer es sein kann, sich der eigenen Familiengeschichte zu stellen. Es ist kein Zufall, dass die meisten Menschen, wenn überhaupt, die Auseinandersetzung mit ihrem Familienerbe erst beginnen, wenn die Verwandten, um die es geht, gestorben sind. Die direkte Konfrontation mit ihnen zu ihren Lebzeiten ist in der Regel zu schwer oder gar unmöglich. Man will die geliebte Person verschonen und nicht riskieren, von ihr nicht mehr geliebt zu werden, außerdem herrscht Angst vor einem Konflikt, wenn es um so fundamentale Dinge wie Schuld geht – einen Konflikt mit dem betreffenden Angehörigen als auch mit sich selbst. Es ist schließlich menschlich, sich das gute Bild von Vater, Großvater, Mutter oder Großmutter erhalten zu wollen.

Doch die Flucht in harmonisches Miteinander oder in die Kommunikationslosigkeit schafft langfristig keine Abhilfe, sondern schiebt das Problem nur weiter hinaus und kann es gar vergrößern. Konflikte sind nicht grundsätzlich schlecht, sondern können viel zur Klärung und Verständigung beitragen. In diesem Fall führen sie sogar zur Stärkung der Identität.

Weil es mir ein besonderes thematisches Anliegen ist, frage ich Niklas, was ihm und seiner engsten Familie die Bearbeitung seiner Familiengeschichte gebracht hat. »Meine Tochter Franziska hat einmal in einem Interview den schönen Satz gesagt, dass ich durch mein Nichtverleugnen der Taten ihres Großvaters um sie eine Schutzmauer gebaut hätte. Will heißen, dass sie »ehrlich« und »befreit« aufwachsen konnte, weil ich dafür gesorgt habe, dass in meiner Familie nichts verschwiegen wurde. Sie brauchte sich also nicht mit diesem elend feigen Verdrängen und Weghüsteln und bei unangenehmen Fragen schnell ein Stück Torte reichen zwecks

Ablenkung herumschlagen«, sagt Niklas, kurz, bündig und präzise wie immer.

Meine Kinder sind noch fast zu jung, als dass ich sagen könnte, meine Hoffnung, einen Schutzwall um sie gebaut zu haben, habe sich erfüllt. Indes, bei meiner Tochter Magdalena hat sich nach der gemeinsamen Reise mit dem Überlebenden Tomi Reichental in Bratislava bereits vor zwei Jahren, als sie 19 Jahre alt war, gezeigt, dass sie sich für die Geschichte geöffnet hat. Ihr ist die Bedeutung der Vergangenheit kognitiv und emotional bewusst geworden, und vor allem hat sie Interesse für die aktuelle Politik entwickelt. Meine Kinder jedenfalls werden die Familiensaga, mit der ich aufgewachsen bin, nicht mehr weitergeben, diese unselige Kette ist zerrissen. Ich habe ihnen nicht aufgebürdet, sich mit Rätseln und diffusen Gefühlen herumzuschlagen, so wie ich es tat, weil innerhalb der Familie meiner Mutter mit der Mystifizierung der wahren Begebenheiten Frieden und Harmonie krampfhaft aufrechterhalten werden mussten. Kinder spüren schon von früh an, ob die Erwachsenen ehrlich mit ihnen sind oder ihnen etwas vorspielen. Wenn das, was ihnen als vermeintliche Realität vorgehalten wird, mit ihren Gefühlen nicht kongruent ist, kann das zu starken Selbstzweifeln führen. Den eigenen Gefühlen nicht vertrauen zu können, weil die Erwachsenen verbal oder nonverbal das Gegenteil suggerieren, kann sogar bis zur Depression verunsichern. Die Eltern hingegen kostet die Verdrängung viel Energie, die freigesetzt würde, sobald sie nicht mehr darum kämpfen müssten, etwas vor sich und anderen zu verbergen. Eltern, die für sich selbst das Richtige tun, vermitteln auch ihren Kindern etwas Gutes. Ich finde es durchaus einen Fortschritt, wenn meine Verwandten und ich uns immerhin darauf einigen können, dass wir uns nicht einig sind.

Niklas Frank gehört zu einer winzigen Minderheit von Deutschen, die sich in dieser Radikalität ihrer Geschichte stellen. Meine Gesprächspartner in diesem Buch haben teilweise schon sehr klare Positionen zu ihrer eigenen Geschichte entwickelt, andere hingegen tasten sich eher vorsichtig heran. Keiner der Täter oder Mitläufer in ihren Familien ist so schwer mit Schuld belastet wie der »Schlächter von Polen« Hans Frank. Es sind nicht die bekannten ranghohen Nationalsozialisten, die in diesem Buch eine Rolle spielen, sondern »Menschen wie du und ich«, die wie Millionen andere auf den unteren Ebenen mitgemacht haben. Viele von ihnen waren als Soldaten und meist auch überzeugte Nazis kleine Rädchen im Getriebe der tödlichen NS-Maschinerie. Für mich erklären ihre Verwicklungen ins NS-System oft viel mehr als die prominenten Fälle, denn der Fokus auf die großen Karrieristen lenkt davon ab, dass es eben ganz normale Menschen wie Oskar Gröning oder Hilde Michnia waren, die den Holocaust mit möglich machten.

Daher sind schon erste behutsame Schritte zur Offenlegung einer von der NS-Zeit geprägten Lebensgeschichte eine große Leistung. Denn es »ist nicht leicht, über begangenes Unrecht der Eltern und Großeltern Rechenschaft abzulegen«, sagt Oliver von Wrochem, der in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme seit Jahren die Seminare »Ein Täter, Mitläufer, Zuschauer, Opfer in der Familie« leitet. »Doch wenngleich durch die Auseinandersetzung mit dem Handeln der eigenen Eltern und Großeltern und den daraus resultierenden Folgen nichts rückgängig gemacht werden kann und konnte, so ist es doch möglich, über weitere persönliche wie auch vergemeinschaftete Wege (wie Ausgleich / Wiedergutmachung / Sühne), aber auch über Mitschuld und Kollaboration zu sprechen

und darüber, wie angesichts des Bruches, der sich ja bei den Kindern von TäterInnen auch als Bruch im Vertrauen zu den eigenen Eltern artikuliert, ein Weiterleben mit der Schuld der Eltern möglich sein kann.«^[3] In den zweitägigen Gesprächsseminaren wird über den Charakter der Täterschaft gesprochen sowie darüber, was Recherchen in den eigenen Familien auslösen können, »was es heißt, auf die Suche nach unliebsamen Wahrheiten zu gehen und wie die Familiengeschichte das eigene Leben prägt«^[4]. Die, die am wenigsten über die Vergangenheit ihrer Familie wüssten, hätten am meisten Angst, erzählt mir von Wrochem im Gespräch. Die Mehrheit der Teilnehmer käme mit sehr ambivalenten Gefühlen und häufig lückenhaften Informationen in die Seminare. »Und auch wenn sie Kenntnisse über Angehörige haben, nennen sie das Kind oft nicht beim Namen, weil sie Angst haben, von der Gesellschaft in Mithaftung genommen zu werden«, so der Studienleiter. Die zweite Generation habe stärker mit Schuldgefühlen zu kämpfen als die dritte und sei deshalb häufig emotional beteiligter und befangener: »Oft bleibt es bei dumpfen Schuldgefühlen, denen jegliche historische Verortung fehlt«, sagt der Historiker und bestätigt damit, was auch ich bei meiner Arbeit an diesem Buch erlebe. Speist sich ein Urteil ausschließlich aus solchen unbestimmten emotionalen Impulsen und nicht auch aus Informationen und Reflexionen, ist dies für eine differenzierende Einordnung der eigenen Familienvergangenheit wenig hilfreich. Deshalb bilden die Rechercheseminare in Neuengamme die Basis für die persönliche Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte. »Damit die Gespräche und Gefühle nicht diffus bleiben, ist es notwendig, historisch zu recherchieren, um sich anhand von Fakten ein Bild zu machen. Manche fühlen sich schon schuldig, weil ihre Mütter beim BDM waren. Es liegen im

Sinne von Täterschaft jedoch Welten zwischen Mitläufern oder Zuschauern und jenen, die konkret Verbrechen verübten oder für diese verantwortlich waren, beispielsweise, indem sie die Befehle gaben«, meint von Wrochem.

Andersherum, so bemerke ich es in solchen Seminaren, ermöglicht Wissen aber oft auch Emotionalität – sobald die Fakten offengelegt sind, kann ein Bearbeitungs- und auch Loslösungsprozess beginnen. Dieser hilft, sich als eigenständige Person wahrzunehmen und auf diese Weise einen Umgang mit der Vergangenheit der eigenen Verwandten zu finden. Der Leiter des Studienzentrums wünscht sich als Basis für die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit Faktenwissen, gepaart mit einem reflektierten Umgang mit Emotionen: »Es ist wichtig, einen differenzierten Umgang mit den eigenen Gefühlen zu finden, das Geschehene zu seinem eigenen Handeln in der Gegenwart ins Verhältnis zu setzen und sich selbst damit gesellschaftlich zu verorten. Sonst abstrahiert man zu schnell von sich selbst, schiebt die persönliche Verantwortung für einen ehrlichen Umgang mit der Familienvergangenheit beiseite, und am Ende hat man mit der Geschichte nichts mehr zu tun.« Von Wrochem hält es für unangemessen, unbestimmte Gefühle und Teilwissen in einen Topf zu werfen, und aus dieser diffusen Gemengelage Aktionismus zu entwickeln. Er erlebe es immer wieder, dass gerade Menschen, die wenig über ihre Familiengeschichte wissen, »im Büßergewand« daherkämen: »Sie erhoffen sich stellvertretend für ihre Täterverwandten Gesten der Vergebung von Überlebenden und deren Nachkommen, wollen aus einem Entlastungsbedürfnis heraus Juden kennenlernen und nach Israel reisen. Sie sprechen leichtfertig von Versöhnung, ohne dass die notwendigen

Voraussetzungen dafür bestehen. Da fehlt mir manchmal das gesellschaftspolitische Bewusstsein.«

Ich erlebe dieses »Büßergewand« selbst immer wieder in unreflektiertem Aktionismus von Deutschen, die sich ohne das notwendige Hintergrundwissen in den Nahostkonflikt einmischen. Sie sind sich der eigentlichen Motive ihrer Einmischung nicht bewusst und nähren die destruktive Dynamik durch polarisierende Haltungen: Auch ohne Faktenwissen hat jeder schnell eine Meinung über »die Israelis«, »die Juden« oder »die Palästinenser« bzw. »die Muslime«. Es ist psychologisch interessant zu beobachten, wer sich mit den einen oder den anderen identifiziert. Konstruktiv ist aus meiner Sicht allein eine Haltung, die sich den nach Frieden strebenden Vertretern beider Konfliktparteien empathisch zuwendet, ohne dabei notwendige Kritik zu unterdrücken.

Doch wie bestimmt man den Charakter von Täterschaft? Wo verläuft die Grenze zwischen Unschuld, Schuld und Mitschuld? Die NS-Zeit hat ja nicht nur Täter, Opfer, Mitläufer und Zuschauer geschaffen, sondern auch Traumatisierte, psychologisch Beschädigte, Gewalt- und Vergewaltigungsopfer, Tote und Verletzte. Oft vermischen sich in einer Person oder Familie mehrere dieser Aspekte: Nazis und Massenmörder konnten auch zu Kriegsgefangenen oder mit dem Tod bestraft werden. KZ-Aufseherinnen waren manchmal auch Opfer von Gewalt und Vergewaltigungen. Der Sozialpsychologe Harald Welzer weist in seinem Buch »Täter« darüber hinaus auf die Bedeutung sich wandelnder Norm- und Wertgefüge hin: »Das Problem der Be- und Verurteilung von Vernichtungstätern besteht darin, dass ein Referenzrahmen für die Beurteilung ihrer Taten herangezogen wird,

der nicht in Kraft war, als sie ihre Taten begangen haben [...] sie haben erstens genau gewusst, was sie taten, und zweitens sahen sie sich dabei – gerade in ihrem gelegentlichen Gefühl, etwas Unangenehmes tun zu müssen – in prinzipieller Übereinstimmung mit einer sozialen Umwelt, die von ihnen erwartete, dass sie die als notwendig erachtete Tötungsarbeit übernehmen würden.«^[5] Töten wurde somit »zum gesellschaftlich integrierten Handeln«^[6]. Die Nazis hatten aufgrund der sozialen Akzeptanz kein Unrechtsgefühl und hielten sich deshalb auch nach dem Krieg noch für unschuldig. Sie haben sich vielmehr häufig auf die Position zurückgezogen, ihnen selbst sei Unrecht geschehen. So wurden im tradierten Familiennarrativ aus den Tätern Opfer, nicht selten sogar Widerstandskämpfer.

Man musste ja noch nicht einmal Nazi gewesen sein, um im Nationalsozialismus zum Täter zu werden. »Voll verantwortliche Täter sind für mich all jene, denen bewusst war, dass sie etwas Unrechtes tun, oder denen der Unrechtscharakter der eigenen Handlungen zumindest hätte bewusst sein können«, sagt Oliver von Wrochem. »In der Perspektive historischer Forschung ist der Übergang zwischen Kollaborateuren, Zuschauern und Tätern allerdings oft fließend. Schwierig wird es beispielsweise, wenn Opfer von Gewalt dazu gezwungen werden, zu Mittätern zu werden, wie häufig die Kapos in den Konzentrationslagern oder die sogenannten Judenräte in den Ghettos.« Für die Bewertung der Handlungsmotivation und der individuellen Verantwortung von Tätern sieht er es als bedeutsam an, ob bei der Beteiligung an Verbrechen Handlungsspielräume beziehungsweise Entscheidungsmöglichkeiten gegeben waren. »Es ist wichtig, ob sich Menschen ohne Gefährdung von Leib und Leben dagegen oder dafür entscheiden können, sich an Verbrechen zu beteiligen, also

beispielsweise, ob Menschen dazu gezwungen werden, grausam zu sein, oder ob diese Grausamkeit einem eigenen Entschluss, eigener Überzeugung oder aber einer inneren Gleichgültigkeit durch Eingewöhnung in eine mörderische Praxis entspringt«, so der Leiter des Studienzentrums.

Die Gedenkstätte Neuengamme macht die Erfahrung, dass der Bedarf an Gesprächskreisen für Nachkommen aus belasteten Familien in den letzten Jahren deutlich gewachsen ist. Da die Zeitzeugen sterben, die in den Familien die Gesprächstabus aufrechterhielten, trauen sich mehr Menschen daran, das Schweigen zu brechen und die tradierten Erzählungen zu entmythisieren. Wer kennt sie nicht, die Kriegsanekdoten, in denen Großvater oder Vater mutig, tapfer und zäh mit ihren heroischen Taten prahlen oder die Kriegserfahrungen wie Abenteuer im Pfadfinderlager aussehen lassen, anstatt ihren Nachkommen reinen Wein über die Grausamkeiten von Krieg und Verfolgung einzuschenken? Wer hat nicht schon Geschichten gehört, in denen fasziniert von den sportlichen und gemeinschaftlichen Angeboten für Jungmädels und Hitlerjungen geschwärmt, die Napola verklärt als vorbildliches Erziehungsmodell für junge Menschen dargestellt und Hitlers Blick als »magisch« bezeichnet wird? So tradieren sich die verschiedenen Verdrängungs-Narrative, die Harald Welzer und seine Kolleginnen in »Opa war kein Nazi« analysiert haben.^[7]

»Warum tust du dir das an?«, »Schau nach vorne und denke nicht über das Gewesene nach« habe ich am Anfang meiner Auseinandersetzung mit meiner Familiengeschichte öfter gehört. Ich kann diese Haltung sogar verstehen, schließlich gibt es auch in der Gegenwart genügend Themen und Probleme zu bewältigen, und

sich an der Zukunft zu orientieren zeugt von einer positiven Lebenshaltung und von Optimismus. Warum also, wenn scheinbar alles im Lot ist, die Dämonen von gestern in den Alltag holen? Will man der Wahrheit ins Auge blicken und sich mit ihr belasten?

Die familiäre Vergangenheit zu entschlüsseln und zu verstehen führt zu Ambiguitäten, inneren Spannungen, Ängsten, Kummer, Einsamkeit und oft sogar zur Feindseligkeit von Verwandten oder Freunden. Will man wirklich riskieren, die eigene Identität ins Wanken zu bringen?

In der 2013 als Buch veröffentlichten Studie der Alice Salomon Hochschule Berlin sagen die Herausgeberinnen: »Wird das familiäre System infrage gestellt, wird auch das Selbst aufgrund der verwandtschaftsbedingten familialen Verstrickungen und Abhängigkeiten infrage gestellt. Die Angst vor einem Verlust der eigenen Identität bzw. Ich-Integrität und dem Verlust des Zugehörigkeitsgefühls kann dabei eine große Rolle spielen.«^[8] Mit einem Täter identifiziert zu werden löst zwangsläufig Schamgefühle aus, und meist schwingen auch starke Schuldgefühle mit, die sich in Projektionen, Überreaktionen und Überidentifikationen, die ihrerseits eine Form des Rassismus sein können, äußern. Schuldgefühle sind mit Schuld nicht identisch. Schuld, die nicht benannt und aufgeklärt wird, kann in den Nachkommen diffuse Schuldgefühle verursachen, deren Ursache oft gar nicht erkannt wird. Sie können an der Psyche nagen und zu unreflektierten Handlungen und Verhaltensweisen führen.

Die Aneignung von »Geschichte in uns« (Jürgen Müller-Hohagen) ist ein komplexer, herausfordernder, oft schmerzhafter und langwieriger Prozess. Die meisten der von der NS-Zeit belasteten

Deutschen und ihre Nachkommen vermeiden diese Auseinandersetzung deshalb bis heute.

Viele flüchten sich in ein Narrativ, das der Rechtfertigung dient, um sich selbst oder Angehörige vor Anklage zu schützen – man habe keine Wahl gehabt, wäre selbst im KZ gelandet oder erschossen worden, sei ja noch nicht einmal NSDAP-Mitglied gewesen oder, wie im Fall meines Großvaters, habe Juden in Arbeitslager deportieren lassen, ohne zu wissen, dass diese in KZs kamen und dort ermordet wurden. Häufig konstruieren die Kriegsteilnehmer und ihre Nachfahren zudem ein konkurrierendes Opfernarrativ: Fluchterfahrungen und die Schrecken der Bombenangriffe stehen dabei im Zentrum des Geschehens. Die eigene Not wird als tragendes Motiv herausgestellt, ohne die Ursachen und deren Verursacher oder gar die eigene Beteiligung an den Ursachen zu nennen. So gilt etwa auch Hanns Ludin in den Erzählungen einiger meiner Verwandten nicht als ein Täter, sondern als ein Opfer seiner Zeit. Der Täter wird ins Opfer verkehrt. Die eigentlichen Opfer von Verfolgung und Mord werden in Geschichten, die zwecks Verschleierung und Verdrängung der Schuld entsprechend konstruiert werden, ausgeblendet. »Die Dichotomisierung der Gesellschaft in ein »wir« und die »anderen« kann somit auch in den nachfolgenden Generationen weiter bestehen bleiben«, so die Autorinnen der Studie der Alice Salomon Hochschule.^[9]

Von besonderer Bedeutung in der Tradierung verfälschter Familiengeschichten und deren Folgen in der Gegenwart ist das Generationenverhältnis. Darauf weist die Soziologin Lena Inowlocki, die sich seit über dreißig Jahren mit rechtsextremer Rhetorik bei Jugendlichen beschäftigt, nachdrücklich hin. Es gibt

»viele Hinweise dafür, dass die politische Rhetorik und alltagsweltliche Selbstpräsentation rechtsextremer Gruppen für ihre Anhänger und Neuzugänge ihren *Appeal*, ihre Anziehungskraft, mit darüber entfalten, dass sie sich – teils explizit, teils implizit – auf Geschichte als Familiengeschichte beziehen, genau genommen mit Familiengeschichte argumentieren, um Behauptungen über Geschichte aufzustellen.«^[10] Rechtsextreme Rhetorik und Propaganda seien gerade deshalb so wirkungsvoll, weil sie sich auf die reale und imaginierte Involvierung der älteren Generation ihrer Familien in den Nationalsozialismus bezögen. Rechtsextreme Kontexte knüpfen laut Inowlockis Untersuchungen daran, dass die älteren Generationen den Dialog vermeiden und eine Opfer-Position beanspruchen: »Die Wirksamkeit rechtsextremer Behauptungen gründet in einer ganz allgemeinen Vermeidung von *biografischer Arbeit* an der eigenen Involvierung und veränderter kommunikativer Emergenz zwischen Generationen in vielen Familien von Erkenntnis, Wissen und Reflexion über Täter und Taten sowie einem Nachvollziehen der Leidenserfahrungen der Opfer. Der Aspekt der generationalen Intransigenz, der erstarrten Vermittlung, fehlt aus meiner Sicht in vielen Erklärungsansätzen zum Rechtsextremismus«, so die Frankfurter Soziologin.

Biografische Arbeit ist also allein schon aus politischen Gründen wichtig. Sie verspricht aber auch einen großen persönlichen Gewinn, denn sie kann zum besseren Verständnis des Selbst führen sowie tradierte Gefühls-, Denk- und Handlungsmuster durchbrechen, die gerade im Zusammenhang mit den Verbrechen der NS-Zeit bis heute eine destruktive und selbstdestruktive Wirkung haben können. Lebensgeschichten, die durchgearbeitet und reflektiert sind, entziehen der nationalsozialistischen deutschen Vergangenheit den negativen Einfluss auf die Gegenwart.

Schweigen tut weh, und es tut meist auch weh, es zu brechen, doch am Ende steht ein Heilungsprozess, der zu einer gestärkten Identität, zu mehr Selbstbewusstsein und einem besseren Lebensgefühl führt.

Bei den Arbeiten an diesem Buch traf ich viele Menschen, die sich sehr intensiv mit ihrer NS-Familiengeschichte auseinandersetzen. Ich machte erwartungsgemäß aber auch für mich persönlich enttäuschende Erfahrungen. Die Nazis hinterließen nur unvollständige schriftliche Beweise ihrer Verbrechen und Schuld, und doch ist eine Verstrickung zumeist in deutlichen Indizien nachweisbar.

Aber bei meiner Suche nach Gesprächspartnern fand ich auch Menschen, die ihre NS-Angehörigen, die eindeutig tief in das System involviert waren, weiter schützten, weil sie keinen eindeutigen Beweis für deren Täterschaft fanden. Selbst wenn beispielsweise eine Personalakte aus der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (WASSt) die Nazi-Karriere des Vaters eindeutig nachwies und ihm in Arbeitszeugnissen attestiert wurde, ein überzeugter Nationalsozialist zu sein, so wurde weiter nach Entlastendem gesucht. Mein Hinweis, dass dieser oder jener Vater eine Wahl gehabt hätte und sich anders hätte entscheiden können, also schlimmstenfalls seine Karriere gelitten hätte, wurde als Angriff gewertet. Man wolle sich sein positives Vaterbild nicht von mir kaputt machen lassen. »Worauf habe ich mich da eingelassen?«, entgegnete mir eine Gesprächspartnerin gereizt. Plötzlich stand ich selbst auf der Anklagebank. Ich wurde abgewertet, damit das positive Vaterbild aufrechterhalten werden konnte. In manchen Fällen wurde ich als Dialogpartnerin ignoriert

und zur Chronistin reduziert, meine Sichtweise massiv abgewehrt. Am Ende war der betreffende Nazi-Vater nur noch ein Patriot, ja noch nicht einmal mehr ein überzeugter Nationalsozialist. Je näher manche Gesprächspartner an die Fakten kamen, umso mehr wuchsen Abwehr und Verdrängung. Mitunter hatte ich die Offenheit möglicher Gesprächspartner überschätzt, die allesamt kognitiv stark waren, aber sich emotional von der Aktenlage überfordert fühlten und sich deshalb starr an ihr althergebrachtes Narrativ vom unschuldigen Wehrmachtssoldaten, Ingenieur oder Künstler klammerten. Ich hatte ihnen nicht die erhoffte Entlastung gebracht. Manchmal divergierten die Ansichten zwischen mir und möglichen Gesprächspartnern in einem Maße, dass die Differenzen nicht mehr überbrückbar waren und unser Dialog unwiederbringlich scheiterte. 71 Jahre nach dem Holocaust und Krieg sind solche Konflikte nicht unüblich, vielmehr sind sie eher die Regel, sobald unterschiedliche Narrative und Wertungen aufeinanderstoßen.

Es hatten in diesen gescheiterten Dialogen offensichtlich unterschiedliche Erwartungen aneinander geherrscht, und es lagen gänzlich andere Vorstellungen davon vor, was es bedeutet, sich der eigenen Geschichte zu stellen. Die Erinnerungen an die NS-Zeit oder die innerhalb der Familie tradierten Geschichten lediglich zu erzählen bedeutet noch nicht, sich ihnen auch wirklich zu stellen. Erst, wenn die Fakten analysiert, die damit einhergehenden emotionalen Turbulenzen ertragen werden und man sich gegebenenfalls auch von einem tradierten Narrativ zu lösen vermag, lässt sich eine kritische Bewertung vornehmen.

Das erfordert eine enorme Willenskraft und die Fähigkeit, sich mit schmerzhaften Gefühlen auseinanderzusetzen.

Auch ich habe zu Beginn meiner Auseinandersetzung mit der Geschichte meiner Familie diese Ambivalenzen gespürt und daher beschlossen, mich nicht alleine auf diese so schwierige Reise zu begeben. Erst im Dialog mit ähnlich denkenden Verwandten, Freunden oder Gesprächsgruppen fiel die Angst stückweise von mir ab.

»Es ist eine wundervolle Möglichkeit, sich in erzählten Geschichten den Geschichten (der nahen und fernen anderen) zu stellen, und damit ihre Bedeutungen, Konstruktionen, Mustern und Paradoxien zu entfalten«, sagt der Psychologe Uri Kuchinsky. »Geschichte lässt sich nicht ruhigstellen, aber sie lässt sich auf verschiedene Weisen zur Sprache bringen. Man kann sie wissenschaftlich durch das Studium von Quellen, von Dokumenten aller Art erschließen, man kann sie aber auch persönlich erzählen. Sie ist zeitlich immer mehrdimensional: Es gibt die gegenwärtige, anwesende Zeit, in der die Erinnerungen, Anekdoten, Überlegungen oder Zweifel beim Erzählen formuliert werden. Es gibt die im Erzählten aufbewahrte, vergangene Zeit (die Zeit der Toten), und dann gibt es noch die Gegenwartszeit des Lesens, in den eher wenigen Fällen, in denen diese Geschichten aufgeschrieben und veröffentlicht werden, und es gibt alle zukünftige Zeiten«, so der Geschäftsführer des Düsseldorfer Instituts für Psychoanalyse und Psychotherapie. Wichtig ist, dass es bei solchen Erzählungen nicht nur um die Vergangenheit geht, sondern, mehr noch um die Gegenwart und eine Zukunftsorientierung. Mit der Offenlegung biografischer NS-Geschichten wird die Vergangenheit in der Gegenwart mit der Zukunft verbunden, sie lässt sich verorten, wird greifbar und ist von unserer Existenz nicht mehr abgeschnitten.

Pro Asyl hat einen Slogan: »Rassismus führt zum Verlust ihres Mitgefühls.« Die Nazis haben mit ihrem mörderischen System auch das Mitgefühl zerstört. Als NS-Nachkomme am Narrativ des »guten Nazis« festzuhalten führt leicht auch zum Verlust des Mitgefühls und zu just dem Rassismus, der hierzulande wieder salonfähig geworden ist.

Meine Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner haben sich in diesem Buch ihrer Geschichte so weit gestellt, wie es ihnen möglich war. Das ist schon sehr viel und bewundernswert. Sie haben sich auf mich als Person und Autorin eingelassen, mir Vertrauen entgegengebracht und sich selbst vertraut. Jede und jeder von ihnen hat eine individuelle Form für sich gefunden, über die belastete Geschichte zu sprechen. Kein Narrativ ähnelt dem anderen, und doch lassen sich manchmal biografische Gemeinsamkeiten entdecken. Während der Interviews und des Bearbeitens meiner Texte haben meine Gesprächspartner weiter reflektiert, haben ihre Gedanken und Gefühle überprüft, manches revidiert und abermals reflektiert. Sie haben es sich trotz aller Ambivalenzen und manchmal auch Ängste nicht einfach gemacht. Viele von ihnen entwickelten dabei neue Erkenntnisse und ein noch besseres Verständnis für sich selbst sowie für die familiären Mechanismen, die sie übernommen oder irgendwann aufgegeben haben. Sie haben die NS-Vergangenheit in ihre persönliche Geschichte integriert. Und sie sind sogar noch einen Schritt weitergegangen und haben der Veröffentlichung zugestimmt. Sie machen damit anderen Mut, sich ebenfalls für die eigenen schuld- und schambeladenen Aspekte ihrer familiären Vergangenheit (und Gegenwart) zu öffnen. Sich seiner NS-Geschichte zu stellen, befreit vom Schweigen und Verdrängen und verhindert, dass Unrecht in Form einer zweiten Schuld

weitergeführt wird. Es ist auch ein probates Mittel gegen Extremismus und Menschenfeindlichkeit. Eine Befreiung von unserer belasteten deutschen Geschichte ist davon aber nicht zu erwarten, vielmehr gilt es, sie anzuerkennen und in unserem Bewusstsein als Familienangehörige und als Bürger Deutschlands zu akzeptieren und in unser Narrativ aufzunehmen. Unsere Familiengeschichten sind der Schlüssel zum individuellen und kollektiven Erinnern an die Taten und Verbrechen unserer NS-Vorfahren. Erzählen schafft somit auch ein kleines bisschen Gerechtigkeit für die Opfer und Verfolgten des Nationalsozialismus. Für viele Überlebende bedeuten aufgedeckte individuelle NS-Familiengeschichten meist viel mehr als Museen, Gedenkstätten oder Mahnmale. Das Familiengedächtnis hat für das Erinnern oft eine nachhaltigere Wirkung als Gebäude oder Objekte. Der Appell lautet: Sprecht mit euren Kindern und Enkelkindern! Wer sich den Fakten und der Erinnerung stellt, kann sich authentisch für die Gegenwart einsetzen und der ungebrochenen Tradierung des wieder stark auflebenden Rechtsextremismus Grenzen setzen. Es ist an der Zeit, das Schweigen endlich zu brechen.

Auf den Spuren des Krieges: Paula Albrechts Weg zu Achtsamkeit und Mitgefühl

»Tue alles, um Dein Leben so einzurichten, dass Du die Welt in einem möglichst geordneten Zustand an die nächste Generation weitergibst!«

ALEIDA ASSMANN

»Ich kann doch meinen Vater nicht in die Täterreihe einreihen!«, dachte Paula Albrecht, als sie den ersten Umschlagentwurf für mein Buch sah. Das Wort »Nazi« im Untertitel, gepaart mit dem Foto des uniformierten Mannes, jagten ihr »einen Riesenschrecken« ein. »So kann man das doch nicht machen! Ich versünde mich ja an meinem Vater und meinem Großvater!« Als Nächstes kamen Angst und Scham: Was würden ihre Verwandten wohl sagen, wenn sie sie in diesem Buch entdeckten?

Dann hat Paula das Gespräch mit mir gesucht. Kommunizieren kann sie gut, sie ist Psychologin, und es ist ihr wichtig, mir zu vermitteln, wie es ihr in dieser Situation geht. Nach der ersten Reaktion war die 65-Jährige ins Grübeln gekommen: War nicht ihr Vater als Soldat im Zweiten Weltkrieg zwangsläufig ein Täter geworden? Hatte er sich nicht bereits schuldig gemacht, als er bei Unrecht weggesehen, weggehört und geschwiegen hatte? Und war sie nicht selbst schon einmal zur Täterin geworden, weil sie andere verletzt hat? Aber ist es nicht andererseits menschlich, Fehler zu machen und auch anderen Schaden zuzufügen? Paula wurde klar, dass es eine große Bandbreite von Täterschaft und unendlich viele

Schweregrade gibt. Es fiel ihr nicht leicht zu definieren, was ein Täter ist.

Darauf gibt es auch keine einfache Antwort, denn die Täterfrage lässt sich aus vielen Perspektiven betrachten: juristisch, moralisch, ethisch, emotional. Laut Strafgesetzbuch wird als Täter »bestraft, wer die Straftat selbst oder durch einen anderen begeht. Begehen mehrere die Straftat gemeinschaftlich, so wird jeder als Täter bestraft (Mittäter).« Der Dachauer Psychologe Jürgen Müller-Hohagen spricht von »Komplizenschaft«, wenn Angehörige ihre Verwandten schonen und schützen, obwohl sie wissen, dass diese an Unrecht oder Verbrechen beteiligt waren.

Wenn Mütter mitbekommen, dass ihre Männer, ihre Väter oder andere Verwandte ihre Kinder sexuell missbrauchen, jedoch aus falsch verstandener Loyalität und Scham schweigen und mögliche Hilfeleistungen unterlassen, dulden sie die Tat und machen sich mitschuldig. Falls sie es einer Freundin erzählen und auch diese nicht handelt, um das Vergehen zu stoppen, belastet sich auch die Mitwiserin. Das Gleiche ließe sich in Hunderten von Variationen über Verschweigen und jede Form von Vertuschung in mafiosen, terroristischen, sektenhaften, religiös extremistischen oder anderen gewaltsamen Strukturen sagen.

Ich erzähle Paula, dass ich fast im Erdboden versank, als damals die Verlagswerbung für die Öffentlichkeitsarbeit meines ersten Buches »Schweigen tut weh« abgeschlossen war. Nicht nur, dass ich noch damit haderte, mit meiner Sicht der Dinge aus meiner Familie auszuscheren und damit als illoyal zu gelten: Nun war alles schwarz auf weiß und zugespitzt auf den Punkt gebracht, sodass ich in Sorge war. Heute geht es mir damit viel besser. Inhaltlich stehe ich weiterhin voll hinter diesem *Coming out*; emotional tut der

zwischen mir und meiner Familie entstandene Graben manchmal aber immer noch weh. Paulas Schrecken kann ich also gut nachvollziehen. Zu mir sagt sie, als ich ihr von meinem langsamen und schwierigen Prozess mit meiner Familiengeschichte erzähle: »Du hast aber auch eine komplizierte Rolle: Entweder du verletzt deine Verwandten, oder du verletzt die Wahrheit.« Das hätte sie schöner nicht ausdrücken können.

Auch wenn Paula Albrecht ihren Vater »nicht in die Täterecke« stellen will, ist für sie klar, dass auch sie unter dem langen Schatten der Vergangenheit leidet. Wir beginnen unsere Gespräche mit den biografischen Daten ihres Vaters.

Das Leben ihres Vaters Günther Albrecht war denkbar trostlos. Er wurde 1920 als drittes von vier Kindern in Oberschlesien geboren und zog zwei Jahre später mit seiner Familie nach Beuthen, heute Bytom, 85 Kilometer nordwestlich von Krakau entfernt. Sein Vater Leopold arbeitete bei der Reichsbahn. Günther hätte gerne das Abitur gemacht, doch das Geld reichte nicht. Als 16-Jähriger musste er bereits im Steinkohlebergbau arbeiten. Um sich in der Bergschule zum Grubensteiger ausbilden lassen zu können, musste er zunächst Wehrdienst leisten. Dazu gehörte der Arbeitsdienst. Günther war beim Bau von Karpfenteichen behilflich und schaufelte täglich stundenlang Erde. 1939 marschierten die Deutschen in Polen ein, und nachdem sie es besetzt hatten, wurde der 18-Jährige nach Breslau in die 8. Infanterie-Division der Wehrmacht eingezogen. Mit ihr marschierte er im Rahmen des Westfeldzugs durch Belgien und rückte bis Juni 1940 nach Paris vor. »Wir waren immer ziemlich flott voran und nachdem Paris in deutscher Hand war, bin ich auch am Arc de Triomphe vorbei, bis Lyon. Und dann war wieder Widerstand, die Franzosen, die sind einfach nur gerannt«, erzählte

er seinen 12- und 15-jährigen Enkelinnen im Alter von 76 Jahren. Das mittels Tonband protokollierte Gespräch ist Zeugnis einer Odyssee, durchaus in einigen Aspekten detailgenau erinnert, aber stammelnd und fragmentarisch wiedergegeben.

Weiter ging es über Bordeaux nach Libourne und in den Norden Frankreichs. Bei einer Übung mit Panzerabwehrkanonen verlor Günther in Dieppe einen Teil seines Fingers und kam ins Lazarett von Rouen. Dort diente seine Division nach dem Ende des Westfeldzugs als Besatzungstruppe. Über Detmold landete der Verwundete schließlich beim Ersatztruppenteil Troppau in Schlesien (heute Opava in Tschechien) und kam dann nach Rouen zurück. Die Verpflegung der Soldaten war schlecht, doch abends gingen sie manchmal in französische Lokale und zahlten mit ihrem mageren Wehrmachtssold in Reichsmark; für die Wirte war die Währung unbrauchbar, de facto fütterten sie die Besatzer auf ihre Kosten durch. 1941 wurde Günthers Division als Teil der Heeresgruppe in Güterwaggons nach Osten transportiert und stieß im tiefsten Winter – in Sommerkleidung – bis Moskau vor. Günther erinnerte sich, dass die Verluste in seiner Truppe immens waren.

Seine Division wurde im November desselben Jahres nach Frankreich zurückgeholt und zur 8. Jäger-Division umgewandelt. Und es ging gnadenlos weiter: Im Frühjahr 1942 wurde er, mittlerweile Obergefreiter, abermals nach Russland in die Belagerung Leningrads geschickt, die bereits im Vorjahr begonnen hatte. Die Bevölkerung sollte hier durch die Blockade systematisch und qualvoll ausgehungert werden. In ihrer Not aßen die notleidenden Menschen Ratten, Katzen, Ledergallerte oder mit Sägemehl gestrecktes Brot. Bis 1944 starben durch Hunger, Kälte

und Kampfeinsätze über eine Million Russen, manche Quellen gehen von anderthalb Millionen aus. Heute zählt diese Aktion zum schwersten Verbrechen gegen die Menschlichkeit der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg. Diesen Aspekt seines Einsatzes erzählte Günther seinen Enkelinnen nicht, er berichtete lediglich von deutschen Soldaten, die von den Russen eingekesselt waren und befreit werden sollten.

Es war sein Glück, dass er alsbald das Angebot seines Kompaniechefs bekam, in den Bergbau zurückzukehren. Vermutlich brauchte man Leute wie ihn dringend, um die Rüstungsproduktion am Laufen zu halten, oder er war nach drei Jahren ununterbrochen an der Front vollkommen ausgebrannt. Günther blieb so die Versetzung nach Stalingrad erspart, und er konnte noch 1942 nach Beuthen zurückkehren, wo er bis Januar 1945 in der Zeche arbeitete.

Wie Günther haben viele Väter ihren Söhnen und Töchtern nicht von ihren Kriegserfahrungen erzählt und wenn, dann eher in verherrlichender Form. Meist schwiegen sie, um sich und ihre Kinder zu schonen. Ihren Enkelkindern indes haben sie sich manchmal anvertraut. So erzählte Günther Paulas Töchtern, eingeleitet mit den Worten »Jetzt hört mal genau zu!«, dass sein Vater Leopold in Auschwitz für die IG-Farben die Kanalisation und Entwässerung der Buna-Werke durch KZ-Häftlinge bauen ließ. Das Werk sollte die Rohstoffe für die Kriegsführung liefern, und um es mit KZ-Häftlingen errichten zu können, entstand das KZ Auschwitz III, auch Monowitz genannt. Vom KZ habe er zunächst nichts gewusst, sagte Günther, doch dann Ende 1944 oder Anfang 1945 habe er Leopold dort einmal im Büro besucht. »Und dein Vater?«, fragen die Mädchen. »Ja, was will er denn machen?«, antwortete ihr

Großvater und schwieg einen Moment, um ihnen dann mit der Standardformel zu antworten: »Wer den Befehlen des Staates nicht horcht, gehorcht, äh Folge leistete, der war abgeschoben, der kam eventuell auch ins KZ rein. So war das eben«, sagte er stockend. Es klingt so wie eine Rechtfertigung von einem, der sich schämt oder schuldig fühlt, denn die Mädchen hatten ihn ja gar nicht danach gefragt, ob ihr Urgroßvater sich anders hätte entscheiden können. Seine Worte klingen formelhaft, abgegriffen. Er scheint selbst nicht mehr so ganz daran zu glauben, greift jedoch auf das allenthalben genutzte Rechtfertigungsnarrativ zurück, das sich im Gedächtnis vieler Familien manifestiert hat, um Angehörige zu entlasten.

Paula erinnert sich, dass die folgende Erzählung ihres Vaters zu ihrer eigenen Überraschung »einem Dambruch« gleichkam. Sie war damals geistesgegenwärtig genug, seine Unterhaltung mit den Enkelinnen aufzuzeichnen. »Die Daten und Orte hatten sich regelrecht in sein Hirn eingebrannt«, resümiert Paula. Mit ihr hatte er über all diese Dinge nie gesprochen: Das Thema Krieg war zu Hause tabu. Auch ihre Mutter Christa schwieg – sie hatte in Beuthen am Bahnhof die Verwundeten in Empfang genommen und im Lazarett versorgt. Der katastrophale Zustand der Soldaten war für sie traumatisierend, wie auch später ihre Flucht vor den Russen aus Oberschlesien. »Meine Eltern waren fast sprachlos«, so Paula. Die beiden hatten sich 1942 im Kirchenchor kennengelernt, nachdem Günther von der Front zurückgekehrt war. Er war ein musikalischer Mann, der gerne Geige spielte und musizierte; der Verlust seines Fingers schränkte ihn allerdings ein.

Das meiste, was Paula ansonsten über die Vergangenheit ihrer Angehörigen sagen kann, weiß sie nur vom Hörensagen: »Es sind kolportierte Geschichten, aber die haben auch ihre Wirkung«, sagt

sie. Ihr Großvater starb, als sie zehn Jahre alt war, und sie hat an ihn nur schwache Erinnerungen wie etwa, dass er ein schweigsamer Mensch war. Sie weiß über ihn bis heute viel zu wenig und wünschte, sie müsste nicht weiter auf Vermutungen angewiesen sein. In Ungewissheit zu leben und Vermutungen anstellen zu müssen ist psychisch langfristig belastender, als mit der Wahrheit konfrontiert zu sein und sich mit ihr auseinandersetzen zu können. Paulas Anfragen bei mehreren Archiven blieben bislang vollkommen ergebnislos. Darüber ist sie enttäuscht und frustriert, weil sie nun weiter im Zweifel lebt: Was haben ihr Vater und ihr Großvater erlebt, was genau haben sie getan, und wie kann oder muss sie das wenige, das sie in Erfahrung bringen konnte, werten?

Wie man die Vergangenheit bewertet und welche Schlüsse man daraus zieht, bleibt höchst subjektiv. Erinnerung und Geschichte sind selbstverständlich nicht dasselbe, da sie sich dem Vergangenen unterschiedlich nähern: persönlich oder akademisch. Standpunkte und Darstellungen speisen sich insbesondere auch aus der eigenen Biografie – selbst wissenschaftliche Abhandlungen tragen in Form der Auswahl und Gewichtung des Materials die Handschrift des Verfassers. Die Sprache und die Analyse sind von den zeitgeschichtlichen Erfahrungen und Wahrnehmungen des Betrachters geprägt. Je mehr Erfahrungen jemand über einen langen Zeitraum sammelt, umso komplexer kann sie oder er darüber reflektieren, Zusammenhänge erkennen und Schlussfolgerungen ziehen. Im Laufe der Jahre können sich frühere Annahmen oder Urteile in dem Maße verändern, in dem der Betrachter selbst sich entwickelt und die Umstände um ihn herum sich verändern. Die persönliche Erinnerung ist meist auch eingefärbt von der kollektiven, wobei diese sich gruppenbezogen

und je nach politischer Einstellung auch stark unterscheiden kann. Beim Erinnern in der Gegenwart spielt nicht zuletzt eine Rolle, aus welcher Generation jemand stammt, wie jemand sozialisiert ist und nicht selten sogar, ob es sich um Mann oder Frau handelt. In der Einschätzung der Rolle meiner Großeltern geht es zwischen mir und meiner Familie mitunter fast so zu wie im Nahost-Konflikt: Dort haben dieselben historischen Ereignisse für Israelis und Palästinenser vollkommen andere Bedeutungen. Beide Konfliktpartner streiten um ihr jeweiliges Narrativ, ein gemeinsames können sie jedoch noch nicht entwickeln. Ähnlich streite ich mich mit meinen Verwandten, ob mein Großvater ein Täter oder »ein Opfer seiner Zeit« war. Lange waren die Machtverhältnisse in der Familie klar – die Jüngeren hatten das Diktat der Älteren zu übernehmen, das vermittelte sich nonverbal, gleichwohl auch im Gespräch. Es ist ein Kampf um das Narrativ, das so manche oder mancher für sich monopolisieren möchte.

Wie andere habe auch ich es oft erlebt, dass Zeitzeugen der Ansicht waren, allein ihre Sicht sei maßgeblich, geradezu so, als müsse man selbst alles persönlich erlebt haben, um sich ein Bild machen zu können. Der Historiker Raphael Gross sagt: »Immer dann, wenn eine Seite der anderen vorhält – oder wenn eine Seite den Eindruck gewinnt, ihr werde vorgehalten –, ihr Erfahrungshorizont führe zu einer prinzipiellen Unfähigkeit, bestimmte historische Vorgänge gerecht zu beurteilen, kommt es zum Konflikt. Dem anderen wird dabei die Fähigkeit abgesprochen, eine historische Situation moralisch richtig zu beurteilen, da er entweder selbst nicht in dieser Situation gewesen sei oder nicht in der einen oder anderen Weise mit denjenigen Menschen solidarisch sei, die sich in ihr befunden haben.«^[1] Oft heißt es dann: »Du bist nicht dabei gewesen oder zu jung, um dir ein Urteil anzumaßen.

Wenn unterschiedliche Erfahrungen, Emotionen, psychische Übertragungen und versteckte Aufträge aus dem Elternhaus eine Rolle spielen, die mit der Perspektive des anderen nicht vereinbar sind, kann die Kommunikation schneller zusammenbrechen, als man denkt. Daher akzeptierte wohl auch Paula Albrecht die Sprachlosigkeit der Eltern, um diese zu verschonen. »Als Jugendliche habe ich die Angst in meinen Eltern gespürt und hatte deshalb selbst Angst – ich traute mich nicht, sie irgendetwas zu fragen, um uns nicht noch mehr zu verunsichern«, analysiert sie heute.

In ihrem letzten Buch »Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur« thematisiert Aleida Assmann die »Pluralisierung der Vergangenheitsbezüge« und plädiert für die Koexistenz von Geschichte und Gedächtnis: »Wir brauchen das Gedächtnis, um der Masse des historischen Wissens Leben einzuhauchen, und damit meine ich Bedeutung, Perspektive und Relevanz. Aber ebenso brauchen wir die Geschichte, um die Konstruktionen des Gedächtnisses kritisch zu überprüfen«, wiederholt sie jetzt im Gespräch mit mir. Assmann und ich haben uns durch die Erinnerungsarbeit des Filmemachers Jens Huckeriede aus Hamburg kennengelernt. Ich bitte sie, mir etwas über ihre Gedanken zur veränderten Bedeutung unserer Begriffe Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erzählen: »Wie verorten wir uns als Zeitgenossen zwischen diesen Polen?«, will ich von der Literaturwissenschaftlerin wissen. »Ich bin in der Nachkriegswelt mit der Utopie einer Zukunft aufgewachsen, die alle Wünsche erfüllt: Wiederaufbau, Wohlstand, dazu ein Gefühl der grenzenlosen Machbarkeit bis hin zu den ersten Schritten auf dem Mond. Ihre Generation, Alexandra, kann sich diesen

selbstverständlichen Fortschrittsglauben gar nicht mehr vorstellen.«

»Diese Zukunft ist ja längst zusammengebrochen!«, werfe ich ein.

»Das ist richtig. Ich habe es miterlebt, wie seit den 1970er- und 80er-Jahren ganz andere Töne angeschlagen wurden: Grenzen des Wachstums und Umweltverschmutzung, dann kamen Wirtschaftskrisen und Terrorangriffe, jetzt haben wir Flüchtlingsströme – die Zukunft ist längst nicht mehr der Fluchtpunkt rückhaltloser Utopien, sondern Gegenstand gemeinsamer Sorge und Vorsorge.«

»Sie haben ja gleich zweimal miterlebt, wie sich die Zukunft radikal verändert, einmal nach 1945 und einmal in den 1980er-Jahren«, bemerke ich.

»Ja, aber während der Wandel nach 1945 in jedem Geschichtsbuch steht, ist der Wandel in den 1980er-Jahren, der unsere Zeitvorstellungen durcheinandergerüttelt hat, bisher kaum bemerkt worden. Wir tendieren nämlich dazu, schleichenden Wandel gar nicht zu registrieren und unser Zeitgefühl aus der Gegenwart unkritisch in die Vergangenheit zu verlängern«, antwortet Assmann.

»Und was wäre dann der aktuelle Stand?«, frage ich weiter.

»Unser Zeitgefühl ist gespalten. Die Vergangenheit, die lange als abgehakt und erledigt galt, ist neu aufgeladen worden durch die Aufarbeitung historischer Traumata. Während sich die Vergangenheit verlängert hat, verkürzt sich unser Zukunftshorizont. Durch Terror und Erschütterungen haben wir die Planungssicherheit der 60er-Jahre verloren und leben von einem Schock zum anderen. Unsere Welt ist chaotisch und bedrohlich geworden. Es ist immer schwieriger geworden, sich für Frieden,

Selbstbestimmung und eine gemeinsame Zukunft einzusetzen, aber genau das ist unsere Aufgabe!«, so die Autorin.

In diesen schleichenden Wertewandel bin ich als Enkelin der Nazigeneration hineingewachsen und habe ihn ab einem gewissen Punkt aufmerksam und irritiert wahrgenommen. Ich fasse mich oft an die eigene Nase, weil ich befürchte, als Bürgerin politisch zu viel hinzunehmen, zu selten tätig zu werden, mich nicht genügend einzusetzen – etwa in Bezug auf Waffenexporte, die deutschen Kriegseinsätze im Ausland, Korruption, Umweltvergiftung und jetzt die sich massiv stellende Frage um den Fortbestand Europas. Vielleicht werden meine Nachkommen mich auch irgendwann für schuldig erklären, weil ich nicht aktiv genug war, um Menschenrechtsverletzungen und die Zerstörung der Umwelt zu verhindern? Für Aleida Assmann ist es wichtig, »dass wir aus der Erfahrung der NS-Zeit gelernt haben, dass Menschen sehr leicht bereit sind, ihre Grundwerte (zum Beispiel das 5. Gebot »Du sollst nicht töten«) gegen wehrlose Menschen aufzugeben, wenn die Karriere, der Ehrgeiz, der Konformismus, der Gehorsam und andere kollektiven Zwänge es fordern. Die Schuldfrage, die heute an meine Nachkriegsgeneration gestellt wird, ist eine ganz andere. Hier geht es um einen Mangel an Weitblick, Vorausschau und Eingreifen in globale Entwicklungen, die für den Einzelnen schwierig und komplex sind. Immerhin gibt es das Mittel der Demonstrationen und inzwischen im Internet die Massenpetitionen, die Menschen informieren und mobilisieren. Die Schuldfrage ist hier wohl nicht sinnvoll, aber eine historische Mitverantwortung wird man sich als Mitglied der älteren Generation zurechnen müssen. Diese Mitverantwortung sollte in einen neuen kategorischen Imperativ münden. Er könnte lauten: Tue alles, um Dein Leben so

einzurichten, dass Du die Welt in einem möglichst geordneten Zustand an die nächste Generation weitergibst!«

Das Nazi-Regime hatte seine Zukunftsvisionen auf tausend Jahre ausgerichtet und hinterließ der nächsten Generation schon nach zwölf Jahren einen seelischen und materiellen Scherbenhaufen. Waren es ideologische Vorstellungen oder vor allem die Karriere und der Ehrgeiz, die Paula Albrechts Vater und Großvater dazu verleiteten, das NS-System, jeder auf seine Weise, aktiv zu unterstützen? Spielten bei ihrem Vater vielleicht sogar noch eher seine große Anpasstheit und ökonomische Zwänge eine Rolle? Paula versucht sich vorzustellen, wie ihr Großvater wohl mit den KZ-Häftlingen beim Bau der IG Farben-Werke umgegangen ist – mit diesen gequälten, kranken, schlecht ernährten Menschen. »Das kann man doch nur ertragen, wenn man dieses Leid vollkommen von sich abspaltet«, sagt sie. Die Hoffnung, dass er die Zwangsarbeiter vielleicht auch freundlich behandelt, ja möglicherweise sogar passiv Widerstand geleistet haben könnte, mischt sich immer wieder in ihre düsteren Gedanken und Fantasien über Opa Leopold in Auschwitz.

Ihr Großvater hätte diese Arbeit vermutlich ohne Schaden für sich und seine Familie ablehnen können. Doch welche Alternativen hatte sein Sohn Günther, um seinem Schicksal als Soldat zu entgehen? Eine Wahl gibt es freilich immer, doch nicht jeder ist in der Lage, sich anders als vorgelebt oder vorgeschrieben zu entscheiden. War Günther also trotzdem ein Nazi-Täter? Als die Russen schon vor dem schlesischen Beuthen (Bytom) standen, griff Günther Albrecht nach seinem Fahrrad und schlug sich radelnd und mit der Bahn zu seiner älteren Schwester Amelie in Saalfeld an der

Saale durch. Die hatte 1943 in Berlin geheiratet und einen Sohn, Günthers Patensohn, zur Welt gebracht. Ihr Mann war zum Volkssturm gegangen. Günther konnte in Saalfeld im Schieferbergwerk arbeiten. Dort bauten 250 Kriegsgefangene unterirdisch den Schiefer ab – Marokkaner, Engländer, Franzosen, Russen. Günthers Aufgabe war es, sie zu bewachen – bis zweieinhalb Monate später die Amerikaner anrückten und »alles einkassierten«. Endlich war dann auch der Krieg vorbei, Günther 25 Jahre alt und bereits sechs Jahre seines kurzen Lebens Soldat gewesen. Das prägt. Erst jetzt hat Paula sich die Frage gestellt, ob ihr Vater sich gegen die Bewachung der Kriegsgefangenen hätte entscheiden können: »Ich bin da ambivalent«, sagt sie. »Er war es von seiner Erziehung und vom Soldatenleben her gewohnt, zu gehorchen und sich unterzuordnen. Das Selbstbewusstsein, Nein zu sagen, hatte er gewiss nicht. In dieser Hinsicht nimmt ein Teil von mir ihn in Schutz. Der andere Teil von mir wünscht sich, er hätte reflektiert und sich dagegen entschieden. Ob er die Option aber überhaupt gehabt hätte – als Flüchtling, angewiesen darauf, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten?«, zweifelt sie. Eine Wahl haben wir zwar immer – aber wer trifft zum richtigen Zeitpunkt immer die richtige Wahl? Es sind nicht viele Menschen, die die Entscheidungskraft und den Mut haben, sich gegen den Strom zu stellen: Warum haben sich die einen den herrschenden Verhältnissen weiter angepasst und andere sich entschlossen, auszusteigen oder gar zu opponieren? Was braucht es außer einem gesunden Menschenverstand und dem moralischen Imperativ, sich menschlich zu verhalten, um sich in Zeiten der Gleichschaltung nicht zu beugen und zu widerstehen?

Es gelang Paulas Familie, sich in Saalfeld zusammenzufinden und 1947 nach Bochum umzuziehen, wo sie durch den Einfluss eines Bekannten rasch an eine Wohnung kamen. Eltern, Großeltern, Onkel, später noch eine Großmutter verteilt auf zwei Zimmer: »Wir hatten Glück, dass wir nicht wie andere in einer Baracke unterkamen«, so Paula. Die oberschlesischen Flüchtlinge lebten nun in einer Straße namens »Heimat«. Viele Einheimische begegneten ihnen mit Ablehnung, manchmal sogar Feindseligkeit. Ähnliches, meint die Psychologin Paula Albrecht, erführen wohl die heutigen Flüchtlinge. Sie kam 1950 als Erstes von drei Kindern zur Welt. »Pass dich an, fall nicht auf, eck nicht an« – das waren die Gebote ihrer Kindheit und Jugend. Ihre Eltern zogen sich zurück und bewegten sich überwiegend in der »Landsmannschaft der Oberschlesier«, das war und blieb ihre soziale Anbindung, auch nach dem Umzug in einen anderen Stadtteil. Bis zum Gymnasium teilte Paula ein Zimmer mit ihrer Großmutter. Sie liebte »Oma«, wohl auch, weil diese zu Hause das Heft in der Hand hatte und Sicherheit vermittelte. Christa, ihre Mutter, war viel zu unsicher, zu gefangen in den eigenen unverarbeiteten Erlebnissen, um ihr Halt zu geben. Selbst in der Schule konnte sie ihre Tochter nicht schützen. Von Beruf her selbst Lehrerin, traute sich Christa nicht mehr, sich zu bewerben, und gab sich mit einfacheren Aufgaben zufrieden. Die schönen Traditionen aus der Heimat, die schlesische Art des Feierns von Jahresfesten und Geburtstagen pflegte sie hingebungsvoll und vermittelte damit den Kindern Geborgenheit. Günthers Ausbildung als Bergwerkingenieur war im Ruhrgebiet nicht anerkannt, er musste also ganz von Anfang an als Hauer beginnen. Die Eltern waren bemüht, sich anzupassen, sodass sie sogar ihren oberschlesischen Akzent so gut wie möglich verbargen. Es galt, es jedem recht zu machen: ein Bestreben, das dazu führte,

es sich selbst nie recht zu machen und innerlich stets unzufrieden und bedürftig zu bleiben. Die Eltern waren stark autoritätshörig: Menschen bestimmter Berufsstände hatten demnach immer recht – Chefs, Ärzte, Professoren, Lehrer. Was diese vorgaben, war Gesetz, und wenn mal doch etwas nicht passte, dann beklagte man sich nur hinter vorgehaltener Hand. Hinzu kam noch ein strenger Katholizismus mit seinen innerlichen und äußerlichen Zwängen. Schuld, Schuldgefühle und Scham, die der Familie durch die Vergangenheit innewohnten, aber nicht artikuliert wurden, drangen über den Glauben in Paulas Kinderherz ein. Gott sehe alles und Strafe sei dem Sünder gewiss, waren Erziehungsverdikte, die Angst verbreiteten.

Über Geschichte oder Politik sprach man daheim nicht. Schon gar nicht über Gefühle. Ihren Vater nahm Paula wie eingekapselt wahr, Liebesbekundungen gab es keine, obwohl er ein empfindsamer Mensch war: »Wenn meine Mutter ihn mal umarmte, stand er stocksteif wie ein Baum da, dieser Anblick tat mir schon als Kind weh.« Mit seinen Kriegserlebnissen kam er nicht mehr zurecht. Liefen im Radio Kriegsberichte, schalteten die Eltern sofort ab, auch Zeitschriften gab es im Haushalt nicht. An die schwere Zeit sollte sie nichts erinnern. Zugleich wurden die unverarbeiteten Gefühle und die empfundene Scham auch in Gewalt ausagiert. Die Mädchen wurden öfter geohrfeigt, ihr jüngerer Bruder übers Knie gelegt und sein nackter Hintern mit dem Kochlöffel versohlt. Paula erinnert sich an ihre Ohnmacht – sie wollte dem Kleinen zu Hilfe kommen und war doch selbst paralysiert. Auch das Thema Krankheit spielte eine gravierende Rolle – ein Familienmitglied im Haushalt schlug gesundheitlich »aus der Art« und wurde deshalb vom Vater subtil abgelehnt und entwertend behandelt. Euthanasie war kein Thema,

das offen angesprochen wurde, und doch glaubt Paula, dass ihr Vater vom nationalsozialistischen »Gedankengut« so beeinflusst war, dass er manche Leben für lebensunwert hielt. Ihre Stimme zittert fast, als sie mir davon erzählt, dass Günther gar meinte, lebensunwerte Gene vererbten sich.

In der Familie Albrecht hatte man leistungsfähig und hart gegen sich selbst zu sein – so, wie es im Deutschland des Wiederaufbaus von ihnen erwartet wurde: Funktionalität unterdrückte die Gefühle und verdrängte die Scham, auch über die emotional hoch aufgeladene Faszination, die man für das Dritte Reich empfunden hatte. Gefühle waren damals geradezu verpönt, widersprachen sie doch dem extremen Leistungsanspruch. Diese Mischung aus Schweigen, Verdrängen, Gefühlshärte und Leistungsstreben hat sich auch auf meine, die dritte Generation, übertragen: Viele Babyboomer-Kinder leiden unter starker Unruhe, Depressionen, Burn-out und Überforderung. Bei Albrechts wurde damals als Schwäche und Versagen ausgelegt, was nicht in das Schema der Leistungsfähigkeit passte. Ich vermute, dass Paula lange unter einem großen innerlichen Druck gestanden haben muss: sich anpassen und funktionieren zu müssen und zugleich persönliche Befindlichkeiten und Bedürfnisse zu unterdrücken.

Gleichwohl diente Krankheit als Erziehungsmittel: Mit der Behauptung, die Großmutter bekomme einen »Herzanfall«, wenn die Kinder sich schlecht benähmen, wurden diese emotional manipuliert. »Die Atmosphäre bei uns war oft bleiern, über allem lag ein Mantel des Schweigens«, erinnert sich Paula und sagt, sie bekomme noch heute Beklemmungen, wenn sie an diese Zeit zurückdenke. Es ist gewiss kein Zufall, dass sie Psychologin geworden ist.

Eltern und Großmutter Albrecht hatten früher viel und gerne musiziert. Aber nicht mehr nach dem Krieg. Auf Paulas Frage nach dem Warum war Großmutter's Antwort: »Ach, weißt du, das würde uns zu sehr an früher erinnern.« Das Musizieren hätte sie wohl zu schmerzhaft an glücklichere Tage erinnert. Die Eltern delegierten ihre Wünsche stattdessen an die Tochter – sie sollte Musikerin werden. Doch Paula war mit diesem Auftrag überfordert, allzumal sie in der Schule wegen ihrer Geige als Exotin betrachtet wurde. »Rotblau-Pollackfrau« riefen die Kinder hinter ihr her. Sie gehörte nie richtig dazu, fühlte sich immer fremd. Die Eltern träumten weiter von Oberschlesien.

Als Gymnasiastin lernte Paula nichts über den Nationalsozialismus und den Holocaust: »Unser Geschichtsunterricht endete mit der Weimarer Republik – welch ein Vergehen an unserer Generation!« Umso unvorbereiteter und schockierter war die 14-Jährige, als sie von einem Freund ein Buch über die Judenvernichtung zu lesen bekam. Das habe sie überfordert, und doch habe sie das Buch wie einen Krimi verschlungen. Auf erste zaghafte Fragen daheim bekam sie die brüske Antwort, das sei doch alles nicht wahr. Über Juden äußerten die Eltern oder Großeltern sich nie direkt abfällig, jedoch galten sie in Erzählungen als eigenartig, laut und nicht ganz geheuer – so als stimme mit ihnen etwas nicht. »Ich bin mit der Vorstellung aufgewachsen, dass es zum Glück keine Juden mehr gebe«, sagt Paula und schaudert über das subtil vermittelte Feindbild. Doch das Buch hatte ihren Hunger nach Informationen – und wohl auch nach dem, was in ihrer Familie abgespalten war – geweckt. Mit ihrem ersten Freund Michael verschlang sie ein Geschichtsbuch nach dem anderen und fiel von einem Entsetzen ins nächste. Michaels Familie war sehr unkonventionell; bei ihm durfte man

über alles sprechen und diskutieren, und je mehr Paula erfuhr, desto größer wurde der Abstand zu ihrer eigenen Familie. Die scheinbar heile Welt der Albrechts brach vor ihren Augen zusammen. Einer ihrer Mentoren war der Jugendpfarrer, »ein richtiger 68er, der deshalb bald exkommuniziert wurde. Bei ihm trafen wir Jugendlichen uns und debattierten stundenlang. Als man ihn aus der Kirche rausschmiss, wendete ich mich vom Katholizismus langsam ab.« Bei einem Streit zu Hause platzte ihr einmal der Kragen und sie schrie: »Wir sind hier nicht im Dritten Reich!«

Während Paula mir von ihrem Leben erzählt, fragt sie mich wiederholt: »Ist das eigentlich interessant für dich? Meine Geschichte ist doch nichts Außergewöhnliches, so viele Menschen mussten fliehen, waren traumatisiert, haben beschönigt und verdrängt.« Hinter ihrer Frage verbirgt sich die von mehreren Gesprächspartnern geäußerte Unsicherheit, nicht »wichtig genug« zu sein, es nicht wirklich »zu verdienen«, dermaßen wahrgenommen zu werden. »Mein Bild war, dass du für dein Buch etwas Besonderes brauchst«, sagte Paula und begriff schnell, dass es mir nicht um das vermeintlich Besondere und schon gar nicht um VIPs, sondern um das Normale oder – sagen wir – um das Alltägliche geht. Freilich sind Lebensläufe wie Paulas alles andere als normal und Ursachen wie Krieg und Gewalt geschuldet. Ein Leid ist nicht gegen das andere aufzuwiegen, und somit ist auch Paulas Familiengeschichte besonders. Sich bei der Betrachtung der NS-Zeit nur mit den bekannten NS-Tätern und ihren Biografien zu beschäftigen reicht nicht, um zu begreifen, wie Millionen Menschen zu Nationalsozialisten und Massenmördern werden konnten. Die Geschichten, die unter dem Offensichtlichen verborgen liegen und

über Generationen weiterwirken, sind meines Erachtens viel aufschlussreicher, um die Gegenwart zu verstehen. »Der Krieg war immer präsent, auch im sogenannten Nach-Krieg. Nicht nur im parlamentarischen oder außerparlamentarischen Diskurs der bundesdeutschen »Nie wieder Krieg«-Generation, sondern auch in jenem kulturellen Raum, der sich in privaten familiären Erzählungen öffnet. Der vergangene Krieg war nie vergangen, sondern wurde gerade da gegenwärtig, wo er angestrengt verdrängt und beschwiegen wurde. Der Krieg zeigte sich nachträglich in all jenen Lücken und Brüchen der Geschichte der Väter und Großväter, der Mütter und Großmütter, in jenen rätselhaften Reflexen und Ritualen, für die es keine ausgesprochene Erklärungen gab«, schreibt Carolin Emcke in der *Süddeutschen Zeitung* vom 27. November 2015. Nach den mörderischen Anschlägen von Paris warnte die Publizistin davor, leichtfertig mit Krieg zu reagieren und militärische Maßnahmen als das Allheilmittel gegen Terror zu sehen – man solle nicht aus Vergessenheit die Fehler der Vergangenheit wiederholen. Der Krieg habe bis heute seine »zu dechiffrierenden psychischen Spuren« hinterlassen. Emcke findet dafür auch im privaten Umfeld Beispiele: Ihr Vater verstellte stets den Sender, bevor er das Radio abschaltete, das war eine Angewohnheit aus dem Krieg, um nicht dabei ertappt zu werden, »Feindsender« zu hören. Auch riss er im Winter oft die Fenster auf, weil er es in geschlossenen Räumen nicht aushielt, vermutlich aufgrund der Bombenerfahrungen.

Während meines intensiven Gesprächs mit Paula, das mich immer wieder sehr berührte, hegte sie oft Zweifel, ob sie über ihre Familie »so« eigentlich reden dürfe? An ihr nagte das schlechte Gewissen, ihr vielleicht unrecht zu tun. Vielleicht stieß ihr das Wort »Nazi«

für ihren Vater unter anderem auch deshalb so auf, weil sie sich als dessen Tochter stigmatisiert fühlte, wie schon als Kind von Flüchtlingen in Bochum. Da war es vielleicht wieder, dieses Gefühl, dass man mit dem Finger auf sie zeigt? Pollackfrau – Nazi-Tochter?!

Paula war bereits an der Musikhochschule angemeldet, als sie kurz vor dem Abitur eine Sehnenscheidenentzündung bekam und das Geigenspiel an den Nagel hängen musste: »Das war mein Glück, denn ich wäre sonst eine unglückliche Geigenlehrerin geworden.« Fast traumwandlerisch entschied sie sich 1975 in Regensburg Psychologie zu studieren. Bald hatte sie eine Assistenzstelle an der Universität Freiburg und am Max-Planck-Institut für nationales und internationales Recht, und neben mehreren Weiterbildungen arbeitete sie wenig später als Therapeutin in einem Ausbildungsinstitut für Ehe- und Familienberatung. Das Institut war der katholischen Kirche angeschlossen, sie hatte eine gute Stelle als Dozentin und Supervisorin. Im Jahr 1980 gab sie dem Ordinariat bekannt, dass sie ihren Freund Helmut heiraten wolle. Die Tatsache, dass Helmut's Scheidung von seiner ersten Frau kirchenrechtlich nicht anerkannt war, führte dazu, dass man ihr unmissverständlich bedeutete, ihre Stelle verlassen zu müssen, wenn sie diese Ehe eingehen würde. Paula entschied sich für Helmut und gegen die Kirche. Aus Enttäuschung und Ärger trat sie sogar aus. Doch als ein Jahr später ihre erste Tochter zur Welt kam, war das Geburtserlebnis so immens, dass sie ihre Spiritualität erst richtig entdeckte. Mit einem sehr aufgeschlossenen Freiburger Pfarrer führte das Ehepaar ausführliche Gespräche über das Judentum, über Naturreligionen, Indianer und Amerika. Ihre Tochter bekam von ihm eine entsprechend weltoffene Taufe, ganz wie es den Eltern entsprach.

Die drei lebten ein knappes Jahr in Italien und zogen anschließend nach Berlin um, wo 1984 die zweite Tochter zur Welt kam. Auf ihrer ersten Reise nach Kreta besuchte Paula die Mahnmale, die an die von der Wehrmacht verübten Massaker erinnern: »Ich habe tiefe Scham und Schuld als Deutsche empfunden. Ich dachte, ich habe diese Verbrechen nicht verübt, und dennoch bin ich beteiligt, weil ich der deutschen Nation angehöre, weil es meine Landsleute sind, die diese Gräueltaten begangen haben. Ich war verzweifelt und wütend, empfand diese Ohnmacht, unschuldig betroffen zu sein und nichts tun zu können. Schon als Schülerin habe ich auf Auslandsreisen zu verbergen versucht, woher ich komme.« Das ist sehr bezeichnend für ihre und meine Generation. Auch ich habe im Ausland lieber Englisch gesprochen. Der Wirtschaftsjournalistin Christiane Oppermann ging es nicht anders: »Wir sind Europäer geworden, weil wir keine Deutschen sein wollten«, sagt sie.

Für Paula war ihre kleine Familie in allem Schwierigen stets Anker und Hafen. Ihre Herkunftsfamilie hingegen zerbrach einige Jahre nach dem Tod ihres Vaters und ihrer früh an Alzheimer erkrankten Mutter. »Die Erkrankung meiner Mutter erschien mir als bewege sie sich vom Unausprechlichen ins Vergessen«, vermutet Paula. Günther hatte die Herrschaft über das Familiennarrativ gehabt, und als er starb, ging jeder seiner Wege. Die destruktiven Kräfte der Vergangenheit und die langen, zermürbenden Spaltungsprozesse in der Familie betrachtet Paula auch als eine Folge des Krieges. Sie bedauert, dass ihre Töchter von ihren Großeltern im Grunde wenig gehabt haben – Günther war zu sehr in sich verschlossen, um offen seine Freude an den Enkelinnen zu zeigen, und Christa war bei deren Geburt bereits dement.

Als meine Großmutter starb und das dominante Narrativ vom guten Nazi an Wirkung verlor, fingen auch unsere Differenzen an, und viele von uns lebten sich auseinander. Von den Familienfesten, mit denen ich groß geworden bin, haben meine Kinder nichts erlebt. Sie können sich noch nicht einmal an ihre Großmutter, meine Mutter, erinnern, die als schwarzes Schaf und Opfer unserer NS-geprägten Familie viel zu früh verstarb. Ihre andere Großmutter versteckt sich im Ausland vor ihren Kriegstraumata, gefangen in einem Opfernarrativ von den ausgebombten Deutschen, verbittert und destruktiv.

»Heilen heißt anerkennen, dass es war, wie es war, mit allem Schmerz«, sagt Paula. Indem sie sich mit der Vergangenheit ihrer Familie auseinandersetzt, tut sie auch viel für ihre eigenen Kindern, denn sie weiß, dass sie die Last sonst an die nächste Generation weiterreicht. Auf der Suche nach Heilung stieß sie über eine Freundin auf den vietnamesischen Buddhisten Thích Nhất Hạnh. Durch seine Lehre lernt sie, Achtsamkeit zu üben: Achtsamkeit mit sich selbst und ihrem Umfeld. »Diese Lehre hat mich in ihrer tiefen Menschlichkeit sehr berührt und bereichert«, sagt Paula. Auch Helmut, ihr Mann, konnte durch den Buddhismus »die große innere Leerstelle, die die Abkehr vom katholischen Glauben meiner Kindheit hinterlassen hat, wieder füllen«, wie er sagt. Für keine Familie habe es in Mitteleuropa »Nazi- und kriegsfreie Räume« gegeben, durch jede Familie sei ein traumatischer Riss gegangen. Helmut's Vater saß wegen Wehrkraftzersetzung im KZ Dachau ein, lange schon setzt er sich offensiv mit seiner Familiengeschichte auseinander. Auch er ist Psychologe geworden und supervidiert seit vielen Jahren die Mitarbeiter der Gedenkstätte Dachau. Über die Zusammenarbeit mit dem israelischen Psychologen Dan Bar-On

habe ich Helmut vor fast zehn Jahren kennen und schätzen gelernt. Von ihm stammte die Idee, dass ich seine Frau ermutige, ihre Geschichte für mein Buch zur Verfügung zu stellen. Den Mut hat sie gehabt.

Als ich Paula Albrecht und ihren Mann Helmut, nicht zum ersten Mal, an einem warmen Frühlingstag in Südbaden besuche, werde ich liebevoll empfangen. Links und rechts von ihnen eingehakt, wandern wir über die üppig grünen Hügel mit Blick gen Frankreich zum Abendessen in eines ihrer Lieblingslokale. Wir tauschen uns intensiv persönlich aus, aber auch politisch. Spiritualität und Politik schließen sich für die beiden nicht aus, ganz im Gegenteil. Im Mittelpunkt unserer Gespräche steht zwangsläufig das Thema der Menschen auf der Flucht. Paula wirkt im Gespräch leidenschaftlich: »Wir im Westen haben die Flucht so vieler Menschen doch verursacht! Denkt doch nur an den Kolonialismus und dessen destabilisierende Folgen, an die Entwicklungs-, Wirtschafts- und Umweltpolitik, die fatale Abhängigkeiten geschaffen haben. Unsere Waffenindustrie profitiert von den kriegerischen Konflikten und hilft, sie aufrechtzuerhalten. Jetzt müssen wir die Verantwortung übernehmen und aus Mitmenschlichkeit und mit Mitgefühl die Menschen freundlich aufnehmen, sie menschenwürdig versorgen und ihnen helfen, neue Perspektiven zu entwickeln!«

Am nächsten Morgen machen wir einen kleinen Ausflug nach Sulzburg, das einst eine rege jüdische Gemeinde hatte, die im 19. Jahrhundert über 30 Prozent der Bevölkerung ausmachte. 1933 lebten hier noch 94 Juden, die letzten von ihnen wurden 1940 deportiert. Wir besuchen die Synagoge von 1822, die erst in den 1960er-Jahren restauriert und wiederbelebt wurde. Es sitzen einige

Männer auf der Bank und unterhalten sich, und während wir uns umsehen, kommen weitere Herren hinein, grüßen uns freundlich und schütteln uns die Hand. Bald begreifen wir, dass hier gleich eine Besprechung stattfindet und wir dazugezählt werden. »Wir sind nur zum Gucken gekommen«, sagen wir einem der beiden Männer, er ist schon älter und trägt eine Kippa. Wir kommen mit ihm und seinem jungen Begleiter ins Gespräch. Der Ältere tritt etwas missionarisch auf und erzählt uns ungefragt, warum er das Judentum so gut finde. Es stellt sich heraus – die beiden sind Konvertiten, vom Katholizismus zum Judentum übergetreten. Sie gehören zur liberalen jüdischen Gemeinde Freiburgs, die nach ihrer Angabe hundert Mitglieder hat; die orthodoxe Gemeinde sei mit 700 Mitgliedern weitaus etablierter. Während der Ältere Paula referiert, dass er weder an die Trinität noch die Erbsünde glaube, spreche ich den jüngeren Mann an, was ihn zum Schritt der Konversion bewogen habe. Er habe sich »als verlorene Seele« gefühlt, sagt er, die jetzt ihren Platz gefunden habe. Da er recht offen wirkt, wage ich mich einen Schritt weiter vor und frage ihn, wie seine Eltern damit zurechtkämen. Was ich damit eigentlich fragen will: Gibt es biografische Gründe für ihren Übertritt? Bereitwillig antwortet er mir, dass seine Mutter es akzeptiert habe, sein Vater sich aber nicht äußere; der sei sehr katholisch und sehr konservativ und schweige wirklich viel. Bald stellt sich heraus, dass sein Großonkel ein Nazi-Offizier gewesen ist. Aber nein, dass es in der Familie einen Täter gegeben habe, sei gewiss nicht der Grund seiner Konversion, sagt er sofort. Ich habe da meine Zweifel, kann aber nicht weiter fragen, weil nun die Sitzung beginnt.

Paula und ich stellen fest, dass das eine merkwürdige Begegnung war, die zufällig so zu unserem Thema passt. Wir fahren weiter zum jüdischen Friedhof, den sie mir unbedingt zeigen will: »Es ist ein

Ort der Besinnung für mich. Hier empfinde ich das unaussprechliche Unrecht tief und spüre umso stärker die Gewissheit, alles, was mir möglich ist, dazu zu tun, dass sich eine solche Geschichte nicht wiederholt.« Es ist wohl eine der schönsten Ruhestätten, die ich je gesehen habe, an einen Hang geschmiegt, liegt der Friedhof da, unberührt, als habe die Geschichte still gestanden. Am Fuße des Hangs, in der Mitte der Talsohle verläuft ein Bach. Die mit Moos bedeckten Gräber stehen dicht an dicht umgeben von üppigem Farn und uralten Bäumen. Der Tau, der von den Bäumen tropft, schafft feuchte Luft und breitet einen fast zauberhaften, nebligen Teppich über dem Friedhof aus. Es herrscht eine unglaubliche Ruhe, die Bände spricht. »Die Grabsteine stehen da wie Personen«, sagt Paula jetzt in die Stille hinein. Ein Gedenkstein, 1970 errichtet, erinnert an die Juden von Sulzburg und Staufen, »die schutzlos preisgegeben den Tod für ihren Glauben erlitten«. Ein bisschen verschlägt es uns die Sprache, es gibt hier nichts weiter zu sagen – dieser Ort der Erinnerung spricht für sich selbst.

Durch die Weinberge, links von uns die Vogesen, fahren Paula und ich zu ihr nach Hause zurück, um weiterzusprechen. Manchmal kommt Helmut zu uns hinein und verwöhnt uns mit frischem Kaffee. In ihrem Wohnort führt Paula heute noch ihre eigene psychologische Praxis. Ihre Freizeit verbringt die 65-Jährige mit ihren Enkeln und als engagierte Flüchtlingshelferin. Lange suchte sie nach einer Aufgabe, die zu ihr passen könnte: Von Amnesty International kam sie schließlich zu Pro Asyl. Sie investiert viel Zeit und nimmt allerhand Belastungen auf sich, um den Geflüchteten bei der Integration zu helfen. Viele sind traumatisiert, leiden unter Depressionen, einige sind sogar suizidal. Paula freut sich, dass der

Helferkreis in ihrer Kleinstadt überproportional hoch ist. Jedoch ist sie auch hin und wieder frustriert und wütend, wenn sie es mit der Bürokratie zu tun bekommt, die es den Flüchtlingen ihrer Meinung nach manchmal nicht einfach macht, sich zurechtzufinden. »Ohne die Begleitung eines Deutschen sind viele schnell hilflos und überfordert, wenn sie z. B. in Behördendeutsch verfasste Briefe erhalten, die sie nicht entziffern können. Und manchmal sind sie mit Behörden konfrontiert, von denen man den Eindruck gewinnt, dass deren Beamte die Bearbeitung ihrer Anträge bewusst verzögern. Gelegentlich erlebe ich aber auch Beamte, die passiven Widerstand leisten und über die eine oder andere Formalie hinwegsehen, um die Verfahren zu beschleunigen. Es ist oft schwer, die Flüchtlinge durch den Dschungel der erforderlichen Formalien zu lotsen und sie in Arbeit zu bringen.«

Paula kann sich über den Zuwachs fremdenfeindlicher Einstellungen und Taten erregen, das Thema geht ihr offensichtlich an die Nieren. Kein Wunder, es ist ihr Lebensthema: »Es ist noch nicht lange her, da sind auch meine Eltern geflohen. Diese Erfahrungen und die Auswirkungen der schlimmen Erlebnisse wirken transgenerationell weiter. Ich habe am eigenen Leibe erfahren, was es bedeutet, ausgegrenzt zu werden. Deshalb will ich jetzt meinen Beitrag leisten!«, sagt sie entschieden. Es ist sehr spürbar, dass sie für die Menschen, die in Deutschland Zuflucht suchen, tut, was ihren Eltern und ihr verwehrt gewesen ist – Zuwendung, Achtsamkeit, praktische Hilfe. Es wirkt wie ein Akt der Wiedergutmachung.

Lange hegte sie einen tiefen Groll gegen ihren Vater, der aufgrund seiner durchaus tragischen Geschichte im eigentlichen Sinne kein guter Vater sein konnte. Innerlich tief verbunden geblieben ist sie

ihm aber bis heute. Dass er sich im fortgeschrittenen Alter ihren Töchtern offenbart und ihnen seine Geschichte erzählt hat, hat ihr geholfen, sich mit ihm zu versöhnen. Das war ihr aber vielleicht erst in dem Moment möglich, als sie ihre eigene Geschichte von seiner trennen konnte. Ihre Mutter bleibt in ihren Erzählungen blass: Hat sie deren Beschädigungen durch Krieg, Vertreibung und Flucht nicht mit viel Anstrengung kompensieren und konterkarieren müssen?

Lange fühlte Paula sich nirgendwo wirklich zugehörig, meist hatte sie den Eindruck, anders als andere zu sein, fühlte sich fremd. Ihre Eltern hatten ihr ein Bild von der verlorenen Heimat vermittelt, es war wie eine Sehnsucht nach etwas, das Paula nie gekannt hatte und nie würde nachvollziehen können, weil es eine Projektion ihrer Eltern war. Hinter dieser Sehnsucht verbarg sich gewiss deren Trauer über die verlorene Jugendzeit und die verpassten Lebenschancen. Paula übernahm dieses Gefühl unbewusst und trug es als Bedürfnis in sich, das niemals gestillt werden konnte, weil es nicht ihr eigenes war.

Gerade an diesem Punkt unserer Unterhaltung bin ich zutiefst berührt, denn ich kenne dieses Gefühl aus meinem eigenen Leben mit einer Mutter, die eine ähnliche Bedürftigkeit hatte und an mich weitergab. Wie Paula habe ich mich immer etwas deplatziert und entwurzelt gefühlt, wie sie sehe ich mich am Rande von Gruppen oder Gesellschaften. Die amerikanischen Soziologen Robert E. Park und Everett Q. Stonequist haben für Leute wie uns den Begriff »marginal man« geprägt und darin die Möglichkeit erkannt, vermittelnd zu wirken. Wer am Rande des Einen steht berührt auch den Rand des Anderen, lernt so beide kennen und integriert von ihnen Anteile in der eigenen Identität.

Lange sprechen Paula und ich über die Worte »Heimat« und »Zugehörigkeit«, die in uns gleichermaßen Ambivalenzen auslösen: weil sie ein menschliches Bedürfnis sind, das von Religion und Politik oft manipulativ genutzt und missbraucht wurde und wird. Ich frage sie, ob wir nicht ein romantisches Bild in uns tragen, das uns seit Jahrhunderten politisch, religionsgeschichtlich und literarisch vermittelt wird, aber gar nicht der Wirklichkeit entspricht? Menschen sind nicht monolithisch veranlagt, sondern bestehen aus vielen verschiedenen Identitätsfragmenten, die sich mitunter sogar widersprechen können. Monolithisch werden sie erst, wenn sie sich der Einfachheit halber indoktrinieren lassen und »*die anderen in uns*« (Dan Bar-On) von sich abspalten. Wenn sie beginnen, auf Werte zu pochen, die angeblich ihre eigenen sind und sich auf Leitkulturen berufen, die andere Kulturen unterordnen. Gerade die abgespalteten Anteile werden dann zur Bedrohung, der andere zum Feind. Dabei sind die Werte des Zwischenmenschlichen universell, unabhängig von der Hautfarbe, Religion, Politik oder Herkunft. Heimat, das sind wir selbst, nicht unsere Grenze, unser Land, unsere Stadt, unser Dorf. Deutschlands Bevölkerung war auch nie heterogen, wie viele jetzt glauben lassen wollen, sondern stets zusammengesetzt aus Menschen der verschiedensten Herkunft und Kulturen. Paulas Eltern sind ein gutes Beispiel dafür.

Es gibt ein Foto von geflüchteten Männern, die in Paulas Küche stehen. Es wird gemeinsam gekocht, geredet und viel gelacht. Dazwischen ihre Tochter und ihre Enkel, einer davon turnt auf einem der Einwanderer herum und grinst. Für sie sind solche Kontakte völlig normal. Paula hat hier mit dem Schicksal ihrer geflüchteten Herkunftsfamilie und was das für sie als Nachkomme an Unsicherheiten, Ängsten und Zweifel bedeutet hat, einen

konstruktiven Umgang gefunden. Eine Lösung für ihren Umgang mit dem anderen Teil ihrer familiären Vergangenheit, der Verstrickung ihres Vaters und Großvaters in das NS-System, hat sie damit allerdings noch nicht gefunden, sie bleibt ambivalent und auch ein Stück weit loyal an ihren Vater gebunden. Allerdings ist ihre Antwort auf dieses Erbe, sich menschlich zu verhalten und damit auch einen deutlichen Kontrapunkt zu ihrer früheren Anpassung zu setzen. Paula Albrecht hat, anders als ihr Vater, den Mut sich für Hilfesuchende einzusetzen, und nimmt dafür auch starke Kritik und Unbequemlichkeiten in Kauf. Denn viele andere treffen im Angesicht so vieler Zuflucht suchender Menschen in Europa die gegenteilige Wahl: Sie betrachten die Geflüchteten als Konkurrenz und Bedrohung. Da verfällt sogar ein Grünen-Politiker, der Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer, in rassistische Rhetorik. Dem *Spiegel* sagte er im Februar 2016: »Spätestens seit den Übergriffen in der Silvesternacht in Köln kommen selbst grüne Professoren zu mir, die sagen: Ich habe zwei blonde Töchter, ich Sorge mich, wenn jetzt 60 arabische Männer in 200 Meter Entfernung wohnen.« Beim Thema Flucht, Migration und Einwanderer tun sich plötzlich tiefe gesellschaftliche Gräben auf, und sogar Menschen, die sich bislang gut verstanden hatten, entzweien sich, als ginge es um ein für sie existenzielles Problem. Im sächsischen Clausnitz, wo drohende und pöbelnde Ausländerfeinde im Februar 2016 geflüchtete Menschen bei der Ankunft daran hinderten, den Bus vor ihrer geplanten Unterkunft zu verlassen, schritt die Polizei gegen die Opfer ein, anstatt gegen die Täter vorzugehen: eine klassische Täter-Opfer-Umkehr.

»Wir erleben jetzt, dass es einen Teil der Welt gibt, der einen liberalen Traum träumt, und einen anderen Teil, der einen

autoritären Traum träumt, und das verbindet die IS mit Pegida und Boko Haram mit evangelikalen Predigern in den USA und eben mit Herrn Orbán und mit den Verfassungsänderungen in Polen und Ähnlichem«, sagt Philipp Blom.^[2] Der Historiker und Publizist erinnert daran, dass autoritäres Denken in Europa eine viel längere Tradition hat als Menschenrechte und Demokratie – »die können genauso schnell wieder weg sein, wie sie gekommen sind.« Es gebe ein Menschenrecht auf körperliche Unversehrtheit, sagte er dem Deutschlandfunk, »es gibt aber kein Menschenrecht auf ein ungestörtes Leben in Wohlstand, und das würden sich viele Europäer sehr gerne behalten.«

Kürzlich hatte Paula ein Treffen mit einigen ihrer Kollegen. Sie kennen sich seit vielen Jahren, einige sind miteinander befreundet. Schnell kamen sie auf die Flüchtlinge zu sprechen, die ja »nicht mehr zu übersehen seien«, wie eine sagte. Ein anderer hetzte dann, dass er sich (Paula sarkastisch: »in seinem schicken Wohnviertel!«) nicht mehr traue, zu joggen, weil er ständig auf Flüchtlinge stoße. Denen zeige er dann mimisch, dass er sie nicht hier haben wolle, das seien doch alles Kriminelle! Es kam zum Eklat, Paula ging die Hutschnur hoch. Darauf erntete sie den Kommentar, sie sei doch »ein Gutmensch«, sie werde schon sehen, was sie davon habe, diese Asylbewerber (= Kriminelle) zu verteidigen. Sie war entsetzt und sah den Ethos ihrer ganzen Berufssparte verletzt: »Therapeut sein heißt, anderen grundsätzlich offen und empathisch zu begegnen und sich nicht von Klischees und Vorurteilen leiten zu lassen!« Therapeut zu sein bedeutet für sie, sich mit den eigenen Ängsten auseinanderzusetzen und die Ausbildung am Ende des Praxistages nicht wie ein gebrauchtes Kleidungsstück abzulegen, um anschließend den eigenen Feindbildern zu frönen. Paula sah sich in diesem Moment zwangsläufig einem Angriff ausgesetzt. »Wenn du

Flüchtlinge kriminalisierst, kriminalisierst du auch meine Familie, die ebenfalls eine Flüchtlingsfamilie ist!«, warf sie dem Kollegen entgegen. »Wenn ich für mein Engagement mit Verachtung gestraft werde, muss ich aus der Gruppe aussteigen.« Statt »Gutmensch« hätte Paulas Kollege auch von »Tugendterror« sprechen können, Thilo Sarrazin hat ihm dafür ja die Vorlage geboten.

Mittlerweile hat Paula in ihrem südbadischen Ort eine Sprechstunde für geflüchtete Menschen eingerichtet und bietet formelle sowie psychologische Betreuung. Die Hilfesuchenden kommen mit Amtsbriefen, die sie nicht verstehen, mit der Bitte, zum Arzt begleitet zu werden, oder dem dringenden Wunsch, endlich einer vertrauenswürdigen Person ihre Fluchtgeschichten mitteilen zu können. Oft geht Paula an ihre eigenen Grenzen, doch sie fühlt sich an der richtigen Stelle mit dem, was sie tut.

Sie ist endlich angekommen.

Quentin van der Veer: Heilung kommt durch Akzeptanz, nicht durch den Schlussstrich

»Die Menschen sind in der Geschichte gefangen, und die Geschichte ist in ihnen gefangen.«

JAMES BALDWIN^[*]

Tomi Reichental ist im Dezember 2014 in Irland zur Person des Jahres ernannt worden. Er lud neben seiner in der Welt weit verstreuten Familie auch mich in die irische Gala-TV-Show »People of the Year Award« ein. Am festlich gedeckten Tisch saß nun mitten unter den Überlebenden und ihren Nachkommen auch ich, die Enkelin des Gesandten des Dritten Reichs in der Slowakei. Das war nicht für alle Verwandten von Tomi selbstverständlich, und manch einer von ihnen hatte mir gegenüber ambivalente Gefühle. Andere hingegen, wie sein Bruder Miki und dessen Frau Yehudit, die aus Israel gekommen waren, freundeten sich mit mir an. Mehr als Trost könnten wir von einem Verständigungsprozess zwischen uns generell nicht erwarten, sagte ich dem Moderator, der mich zu meinem Verhältnis zu Tomi befragte.

Es war ein bewegender Abend voller Herzlichkeit. Die Veranstaltung führte zu zahlreichen Zuschriften von Zuschauern – auch an mich. Darunter war eine lange E-Mail von Quentin van der Veer aus Galway. Er ist Mitte der 60er-Jahre in einer niedersächsischen Kleinstadt zur Welt gekommen, der Vater Brite, Jahrgang 1922, die Mutter deutsches Flüchtlingskind, Anfang der

30er-Jahre geboren. »Die Nazi-Dimension in meiner Familie besteht nicht so sehr in dokumentierten Verbrechen«, schrieb er, »sondern mehr darin, dass sich schon mein Großvater der »Deutschen Gotterkenntnis Ludendorff« anschloss und diverse Familienmitglieder bis in die dritte Generation, inklusive meiner Mutter, erschreckend rechtsextrem und hartnäckige Holocaustleugner geblieben sind.« Das geschlossene Denksystem seiner Familie habe etwas Kultähnliches und werde mit großem Aufwand durch Publikationen und unter Bezugnahme auf Pseudo-Historiker aufrechterhalten, so der Absender, der seit mehr als zwanzig Jahren in Irland lebt. Sein Brief stieß auf mein besonderes Interesse, schon allein, weil er so präzise formuliert war und den Eindruck erweckte, dahinter stehe jemand, der einiges durchgemacht hat und sehr reflektiert ist.

Zunächst aber wollte ich wissen, was es mit der »Deutschen Gotterkenntnis Ludendorff« auf sich hat, die öffentlich nicht in Erscheinung tritt und nur wenigen Menschen bekannt ist. Die Ludendorff-Bewegung versteht sich als »Weltanschauungsgemeinschaft« und geht zurück auf den völkischen General Erich Ludendorff und seine Frau Mathilde. Der General organisierte 1923 mit Hitler den November-Putsch in München. Die Männer vereinte völkisch-rassistisches Denken und der Antisemitismus. Doch die NSDAP war Ludendorff »zu lasch«, wie Felix Reiter und Gideon Thalmann 2012 referierten. 1925 gründete der General den »Tannenbergbund« und trat ab 1927 mit seiner Frau, der Medizinerin und Nervenheilkundlerin Mathilde, als »Haus Ludendorff« auf. Sie veröffentlichten ihre »Kampfziele«, die »frappierende Ähnlichkeiten zum NS-Gedankengut aufwiesen. ... Die tatsächlichen Unterschiede zur NS-Ideologie bestanden jedoch bei allen Forderungen, die dieses Pamphlet aufwarf – völkisches

Großdeutschland, Brechung der ›jüdischen Zinsknechtschaft‹, Aufhebung des Staatsbürgerrechts für Juden, Verhinderung der ›Rassenschande‹ und dem Kampf gegen Freimaurerei, Marxismus und Judentum im Allgemeinen – in einer ungleich radikaleren Einforderung solcher Politik«,^[1] so die Experten für Rechtsextremismus.

Das Ehepaar Ludendorff arbeitete an der deutschlandweiten Vernetzung, wobei ihr eigener Verlag äußerst hilfreich war. Die Struktur der Bewegung war 1933 bereits so gestärkt, dass das zeitweilige Verbot des Tannenbergbunds ihr nichts anhaben konnte. Die Agitationen der verquasteten Sekte wurden allemal weiter geduldet, da ihre Weltanschauung den Zielen der Nazis ja nur dienlich war. 1937 erkannte Hitler den Bund als Religion an. Nach dem Tod Ludendorffs im selben Jahr machte dessen Frau allein weiter. Sie teilte die Menschheit jetzt in zwei Rassegruppen auf – die »Lichtrasse«, womit die Germanen gemeint waren, und die »Schachtrasse«, die »Niederrasse« der Juden. Aus Sicht der Ludendorffer galt es, die »Lichtrasse« rein zu halten und den »Weltherrschaftsbestrebungen« der Juden zu widerstehen. 1945 stuften die Besatzungsmächte die Verschwörungstheoretikerin als belastete NS-Aktivistin ein und verboten ihre Sekte. Sechs Jahre später trat diese als »Bund für Gotterkenntnis« abermals in Erscheinung und agierte zehn Jahre, bis sie in einigen Bundesländern als verfassungsfeindlich galt.

Seit 1976 ist die Sekte mit Hauptsitz in Tutzing am Starnberger See – sie war zunächst verboten, dann aber aufgrund von Verfahrensfehlern im Verbotsantrag wieder zugelassen worden – ungebrochen mit Tagungen, bundesweiten Freundeskreisen und seinem »Verlag Hohe Warte« aktiv. Der Verfassungsschutz sagt dem Verlag nach, für rassistische und antisemitische Inhalte zu

werben, und beobachtet die als rechtsextremistisch eingestufte Bewegung. Mehr als Seminare, Trachtenfeste, Tanzkurse kann man laut Verfassungsschutz als Mitglied zwar kaum erleben, aber »Rassismus und Antisemitismus sind auch dann gefährlich, wenn sie nicht gewaltförmig in Erscheinung treten, sondern ›bloß‹ als Hirnvernebelung.«

Die Ludendorffer treffen sich seit bald vierzig Jahren über die Ostertage in Dorfmark in der Lüneburger Heide. 2010 trat als Ehrengast »der hoch dekorierte NS-Jagdflieger Hajo Herrmann« (*taz* vom 5. 4. 2010) bei der verschworenen Gemeinschaft auf. Jüngst behauptete der Bund für Gotterkenntnis auf seiner Website, dass »eine starke Zuwanderung [Geflüchteter] den Zusammenhalt einer Gemeinschaft schwächt«. Neben privaten Friedhöfen, die sie »Ahnenstätten« nennt, betreibt die Sekte auch einen »Arbeitskreis für Lebenskunde« mit Sitz in Bad Segeberg. 2007 erschien in der *taz* unter einem Pseudonym ein Artikel von »Eike Greve« über seine Erfahrungen 1985 in einem Ludendorff-Ferienlager: »Mein deutscher Sommer«. Sein völkisch engagierter Onkel hatte ihn jahrelang zur Teilnahme gedrängt, denn hier »würde ich mal ›Gemeinschaft‹ erfahren, richtige Freunde kennenlernen. Volkstanz und Sport, Liedersingen, Fahnenschwingen. Kein Fernsehen, Radio oder Zeitung. Dafür hatte er mir eigens eine lederne Kniebundhose samt rot-weiß kariertem Oberhemd [...] gekauft.«^[2] Die Mädchen kamen blond-bezopft im Dirndl, hießen Gudrun oder Imke, die Jungs Dietbert, Gundolf oder Hermann, erinnert sich der Autor. In der »Lebenskunde« wurden die Jugendlichen mit allerlei »Abstrus-Ideologischem« indoktriniert. Natürlich hatten die Jugendlichen verschiedene Stehschrittarten und Volkstänze zu lernen (»das Polkagehopse war eine Qual«, bemerkt der Verfasser) und das

Deutschlandlied mit allen seinen drei Strophen zu singen,
»Negermusik« war unerwünscht!

Als ich Quentin van der Veer den *taz*-Artikel schicke, schreibt er prompt zurück: »Na, das ist ja mal ein Fund!« Zum Glück hätten weder er noch seine Cousins und Cousinen ein solches Ferienlager besuchen müssen, aber »das Deutschlandlied mit allen drei Strophen war bei uns zu Hause auch ein Politikum«. Es wurde stets beklagt, dass »die fiesen Alliierten uns armen Deutschen die ersten beiden Strophen verboten hatten! Auch die totale Ablehnung von jeder Art von Popkultur, ob das nun Comics waren, Popmusik oder Kino. Da habe ich bis heute große Wissenslücken. Eine lederne Kniebundhose hatte ich auch, aber die habe ich als Kind geliebt, weil sie schlechthin unverwüstlich war und ich ohnehin immer Ärger mit meiner Mutter zum Thema Beschmuddeln beim Draußenspielen hatte.« Als Grundschüler las Quentin begeistert Wikinger geschichten und germanische Göttersagen. Aus dem Hause Ludendorff gab es eine Trilogie, die die Unterwerfung der alten Germanen unter die römische Herrschaft und dann die Christianisierung der Sachsen durch Karl den Großen beklagte: »Diese Geschichten fand ich als Junge ganz toll«, so Quentin. Problematisch wurde es für ihn erst mit der Lektüre von Ludendorffs »Der ungesühnte Frevel«, die er sich im Alter von ungefähr 13 Jahren vornahm. »Der Inhalt war dermaßen unwahrscheinlich, dass für mich ein Bruch eintrat. Ludendorff versuchte darin darzulegen, dass Luther, Lessing, Mozart und Schiller nacheinander durch eine Verschwörung von Freimaurern und Jesuiten mit Arsen vergiftet wurden, um den Deutschen ihre Genies zu rauben. Meine Mutter aber glaubte jedes Wort – jedenfalls zu dem Zeitpunkt, als sie mir das Buch aufdrängte.«

Zwischen van der Veer und mir entwickelte sich ein reger Austausch, der immer persönlicher wurde. Seit neun Jahren ist er Richter in Galway. Seit geraumer Zeit ist er im Rahmen der irischen und europäischen Anti-Diskriminierungsgesetze ausschließlich auf Gleichstellungsthemen spezialisiert. Gerechtigkeit zu schaffen, besonders für Menschen aus gesellschaftlichen Randgruppen, ist für ihn ein starker Antrieb vor dem Hintergrund der Familienideologie. Es stellte sich heraus, dass er in Irland lebt, um dem Dunstkreis seiner Familie zu entgehen, vor allem aber um sich vor seiner Mutter zu schützen. Vor einiger Zeit hat er um seiner seelischen Gesundheit willen den Kontakt zu ihr abgebrochen. Er vermutet, dass seine Mutter an einer Borderline-Persönlichkeitsstörung leidet. »Die ist dadurch gekennzeichnet, dass diese Menschen eine Tendenz haben zu idealisieren, und wenn sie enttäuscht sind, was ja unvermeidlich ist, extrem entwerten«, fasst es die Psychoanalytikerin Luise Reddemann für mich zusammen. »Borderliner schwanken ständig zwischen den beiden Extremen, was für ihre Umwelt, insbesondere ihre Kinder, sehr belastend sein kann. Diese psychische Störung geht auf die Idee zurück, dass Menschen mit diesen Symptomen an der Grenze, daher Borderline, zwischen Neurose und Psychose stehen. Das ist allerdings heute so nicht mehr haltbar. Man rechnet die Borderline-Störung auch zu den Persönlichkeitsstörungen, von denen angenommen wird, dass sie häufig durch frühe Traumatisierungen entstanden sind, aber wohl auch nicht immer. Bei der Borderline-Störung zeigt sich gehäuft sexualisierte Gewalt in der Kindheit.«

Ein halbes Jahr später treffe ich van der Veer in Galway, wo er Wurzeln geschlagen hat. Auf den ersten Blick wirkt er eher unscheinbar, doch hinter seiner fast schüchternen Fassade verbirgt

sich ein aufmerksamer, liebenswerter und höflicher Mensch – und ein intellektuell höchst anregender Gesprächspartner. Quentin – wir sind rasch beim Du – hat in einer langen Psychotherapie aufgeschlüsselt, dass seine Mutter ihn wohl als Erweiterung ihres Selbst empfand. Je mehr er sich abzugrenzen lernte, um so bedrohter fühlte sie sich; vor allem, wenn er nicht so funktionierte, wie sie das gerade zum Auffüllen ihrer eigenen Leere brauchte. »Sie hatte viele Verwendungen für mich«, fasst er zusammen; das klingt für mich fast nach missbräuchlichem Verhalten durch seine Mutter. Quentin hat für unsere erste Begegnung einen Kuchen gebacken und sein feines Teeservice gedeckt. Der Widerspruch zu seiner legeren Kleidung und seinem Rucksack im geradezu penibel aufgeräumten Wohnzimmer könnte kaum größer sein. Der fast 50-jährige Richter fühlt sich mit mir offenbar sicher und wirkt sehr entspannt. Er erzählt eloquent, in fast druckreifen, sehr durchdachten Sätzen. Es bedarf kaum einer Gesprächsführung, weil er den Kontext und die Komplexität meist schon ungefragt mitliefert. Wenn er zu lange geredet hat, hält er inne, um auch mir Aufmerksamkeit zu schenken und im Dialog zu bleiben. So erfahre ich, dass sein Vater Henrik Brite mit amerikanischen Wurzeln war, der am Ende des Zweiten Weltkriegs als 20-Jähriger einige Zeit als Soldat in Deutschland verbracht hatte. Er wurde ein begnadeter Wissenschaftler, sodass er in den 1960er-Jahren in ein Doktorandenprogramm nach Deutschland empfohlen wurde. Mit 42 Jahren lernte er dort Sigrun kennen. Als die beiden sich bereits nach einer Woche verlobten, obwohl sie sich sprachlich kaum verständigen konnten, sorgte das für große Irritation bei Freunden und Familien. Das Paar schien nicht so recht zusammenzupassen. Der Nachname des Schwiegersohns versöhnte Sigruns Eltern allerdings. »Mein Vater war gewissermaßen die richtige Sorte

Ausländer: nordeuropäische Wurzeln, alteingesessen, gebildet.« Die Ehe lief von Anfang an schlecht. Als Sigrun kurz nach der Hochzeit schwanger wurde, lebten die Eheleute bereits getrennt. Sigrun, die an Scheidung dachte, empfand die Schwangerschaft als Katastrophe, wehrte sich aber konsequent gegen einen Abbruch, den man ihr aus gesundheitlichen Gründen nahelegte. So verbrachte sie wegen eines Schwangerschaftsrisikos mehrere Monate im Krankenhaus, bis ihr Sohn zur Welt kam. »Mein Ungewolltsein blieb wohl meine Grundsituation – es kam viele Jahre immer wieder durch wie ein Fettfleck«, sagt Quentin nüchtern.

In seinen ersten Lebenswochen wurde er von Säuglingsschwestern versorgt und dann mit der Flasche großgezogen. Gut erinnert er sich noch daran, wie er als Erwachsener Sigrid Chamberlains Buch »Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind« über den NS-Erziehungsratgeber der Ärztin Johanna Haarer las, der sich bis Kriegsende 690 000 Mal verkauft hatte und noch lange danach als Leitfaden für Erstgebärende galt. Johanna Haarer war es wichtig, dass Kinder sich vom 6. Monat an ›allein beschäftigen‹ konnten, um ihre Mütter zu entlasten. Die Mütter sollten sich konsequent nicht um ihre schreienden Kinder kümmern, Hauptsache, diese waren ›satt und sauber‹.

»Meine Mutter prahlte stolz vor allen Besuchern (und in meiner Hörweite!), wie gut ich alleine in meinem Zimmer sitzen und mit imaginären Freunden spielen konnte. Das ist für mich eng mit dem völligen Mangel an Geborgensein bei ihr verbunden und der Botschaft, von früh auf, dass ich keine Bedürfnisse oder Ängste zu haben hatte!«

Henrik starb nur zwei Jahre nach Quentins Geburt an einem Schlaganfall. Die Bindung zwischen Vater und Sohn war innig

gewesen. Sowohl Quintins Therapeuten als auch er selbst glauben, dass ihn diese frühe Prägung psychisch gerettet hat. Was Henriks frühen Tod angeht, so vermutet sein Sohn, dass die stressbeladene Beziehung zu seiner Mutter dazu beigetragen hat. »Danach war ich meiner Mutter allein ausgeliefert.« Ein Ereignis in seinen frühen Kinderjahren hat sich in sein Gedächtnis eingebrannt: Während die Familie am Begräbnis eines Verwandten (der selbstverständlich unter germanischen Runen zur letzten Ruhe gebettet wurde) teilnahm, musste der Dreijährige allein zu Hause bleiben und Mittagsschlaf halten. Als er erwachte, fand er das Haus leer vor und geriet in Panik. Als er endlich die Tür gehen hörte, lief er weinend nach unten und warf sich seiner Tante in die Arme, die ihn trösten wollte. »Gar nicht beachten, er will nur Aufmerksamkeit!«, zischte seine Mutter. »Meine Tante fror in ihrer Geste ein und ließ mich erschrocken los. Diese Szene ist ein Schlüsselerlebnis für die Lieblosigkeit meiner Mutter.«

Als Sigrun kurz darauf die Leitung eines Altenheims übernahm, blieb er in einem riesigen dunklen Haus viel sich selbst überlassen, seine Ängste wuchsen. Auch ein Jahr später, als Mutter und Sohn nach Bayern umgezogen waren, wo sie die Leitung eines anderen Heims übernommen hatte, war sie nicht in der Lage, sich um ihren Sohn zu kümmern und ihm Halt zu geben. Quentin fing an, mit dem Kopf gegen die Wand zu schlagen und andere neurotische, selbstschädigende Verhaltensweisen zu entwickeln, Dinge, von denen seine Mutter bis heute nichts weiß. »Ich machte nach dem Muster von Grimms Märchen auch mehrere Ausreißversuche, die aber alle noch vor dem Haupteingang abgefangen wurden.« Dann brannte eines Tages das Altenheim. Seine Mutter war nicht da, und die Pflegerinnen, die ihn hüten sollten, vergaßen ihn in seinem Zimmer. Quentin überlebte nur, weil das Feuer am anderen Ende

des Hauses ausgebrochen war und er rechtzeitig gerettet wurde. Wochenlang plagten ihn nun Albträume. Seiner Mutter erzählte er von diesen Ängsten nichts. Der Gedanke, bei ihr Zuflucht zu suchen, kam ihm zu diesem Zeitpunkt gar nicht mehr.

Bald darauf erreichte er beim Schulreifetest fast die maximal mögliche Punktzahl. Sigrun zog mit ihm zurück nach Norddeutschland, wo er eingeschult wurde und sich in der Schule glücklich fühlte. Seine Leistungen waren, außer im Rechnen, überdurchschnittlich, und er fand erste Freunde.

Quentin hatte aber keine Chance, zur Ruhe zu kommen, denn bereits 1973 wurden wieder die Kisten gepackt, es ging weiter zum nächsten Wohnort. Seine Mutter war offenbar eine rastlose, getriebene Seele, die es an einem Ort nicht lange aushielt, was das Gefühl von Isolation in ihrem einzigen Kind noch weiter verstärkte. Quintins Klassenlehrerin mobbte ihn wegen seiner Wissbegier und seines schnellen Verstands. Anschluss an die Klasse fand er nicht, selbst als die Lehrerin gewechselt hatte. Auch unter jener neuen Grundschullehrerin, die Quentin bis ins Erwachsenenalter liebevoll gewogen blieb, war Quentin in der Klasse isoliert. Als die Lehrerin bei seiner Mutter anrief, um sie auf die sozialen Probleme ihres Sohnes aufmerksam zu machen, reagierte diese lapidar: »Ein Psychologe kommt nicht in Frage, der sagt mir nur, was ich falsch mache!« Zu Hause quälte ihn seine Mutter, der es an ihrer neuen Stelle offenbar auch nicht gut ging. Ungezügelt würdigte sie ihren Sohn herab, und wenn ihre inneren Spannungen zu groß waren, entluden sich diese in furchtbaren, unberechenbaren Wutausbrüchen. »Sie war dann wie weggetreten, wirkte wie eine Furie auf mich, die mit meiner Mutter eigentlich nichts zu tun hatte.«

Ich bat meine Freundin Susanne Beischer, Psychotherapeutin für Patienten mit emotional-instabiler Persönlichkeitsentwicklung, Verhaltensweisen wie diese für mich einzuordnen: »Die Betroffenen solcher psychischen Störungen leiden vor allem unter einem sehr negativen Selbstbild und Schwierigkeiten in der Steuerung von innerer Anspannung und Gefühlen. Dies führt zu ausgeprägten, unvorhersehbaren Stimmungswechseln, die für sie schwer aushaltbar sind, aber auch für die nahen Bezugspersonen ein hohes Maß an Unberechenbarkeit mit sich bringen. Wegen der emotionalen Instabilität werden unter Belastungen Gefühle meist impulsiv ausagiert, entweder gegen die eigene Person in Form von selbstschädigendem, selbstverletzendem oder gar suizidalem Verhalten und/oder konflikthaft in zwischenmenschlichen Beziehungen, die oft von besonderer Intensität geprägt und daher sehr störanfällig sind. Als Ursache für diese gestörte Persönlichkeitsentwicklung gelten in früher Kindheit erlittene Traumatisierungen, oft aber auch massive Mängel in der emotionalen, empathischen Versorgung durch die primären Bezugspersonen. Gefühle wie Wut, Enttäuschung, Angst vor dem Verlassen-Werden und Ohnmachtsgefühle werden deshalb besonders intensiv erlebt. Bei drohendem Verlust einer nahen Person werden oft massive Reaktionen im oben genannten Sinne ausgelöst.«

Quentin sagt, diese Beschreibung passe gut auf seine Mutter. »Sie ist ein Kontroll-Freak. Ich hatte sie stets zu spiegeln und ihre Interessen zu teilen.« Im Regal seiner Mutter standen neben völkischen Autoren auch Schmöcker von Joachim Fernau, einem populärhistorischen Schriftsteller: »Den habe ich als Kind und Jugendlicher verschlungen, weil ich ja viel las. Wegen seines witzigen Stils sind mir seine Rechtsaußen-Positionen gar nicht

aufgefallen. Ganz besonders trifft das auf seine Ansichten zu schwarzen Amerikanern und zur Sklaverei zu, die ich bedingungslos schluckte und deren Schrecklichkeit mir erst viel später aufgefallen ist«, erzählt er.

Willy Brandt – das Vorbild meiner Jugend – war für Quentin in der Kindheit »der Leibhaftige«. Im Haushalt seiner Mutter habe es keine andere Hassfigur gegeben, die Brandt auch nur annähernd gleichgekommen sei, seine Ostpolitik war für Sigrun nichts als »Verrat«. Bis heute lese sie die Bücher von Pseudo-Historikern und rechtsextremen Journalisten, die ihre Auffassungen und Verschwörungstheorien bestätigten, so Quentin.

Er ist überzeugt, dass dieses krampfhaftes Fernhalten der historischen Wahrheit seine Wurzeln in denselben Traumata hat, die auch ihre psychische Störung begründen. Sigrun war noch ein Teenager, als sie mit ihrer Familie vor den Russen auf Traktoren und zu Pferd fliehen musste. »Das traumatischste Erlebnis meiner Mutter war, nach dem Luftangriff auf eine nahe gelegene Stadt mit ihrem Vater aus einem mir nicht erklärlichen Grund kurz in den zerstörten Ort zurückzukehren und dort ein Mädchen, in einzelne Körperteile zerrissen, auf der Straße liegen zu sehen. Aber sie berichtet mir auch von Tieffliegern, von erfrorenen Babys und alten Menschen sowie von Jugendlichen, die an Bäumen aufgehängt waren, weil sie sich dem Volkssturm verweigert hatten«, erzählt Quentin. Vor zehn Jahren hatte er sich im Bestreben, seine Mutter besser zu verstehen, auf einer gemeinsamen Reise mit ihr auf ihre alte Fluchtroute begeben. »Sie konnte sich noch bei jedem Gehöft, an dem ihre Familie haltmachte, erinnern, wie ihr Treck aufgenommen worden war. Die Einheimischen begegneten ihnen oft mit großer Hartherzigkeit.« Quentin glaubt, dass diese

traumatischen Erfahrungen der Flucht seine Mutter krank gemacht haben. Für weitere Katastrophen wie den Holocaust habe sie deshalb keine seelischen Kapazitäten mehr gehabt, weshalb sie sich an alles klammere, was ihr hilft, ihn zu verleugnen.

Freilich diene auch die ideologisch aufgeladene Atmosphäre ihres Elternhauses dazu, Sigruns Denk- und Gefühlswelt mit Vorurteilen und nahezu paranoiden Vorstellungen zu besetzen.

Quentin kann sich bis heute nicht wirklich erklären, wie sich sein Großvater »einer so verrückten Sekte wie den Ludendorffern anschließen konnte«, obwohl der in der Tradition einer christlichen Friedenskirche erzogen wurde, der Herrnhuter Brüdergemeine. Er nimmt an, dass er Erich Ludendorff als militärisches Vorbild bewunderte, der ja wie er Mitglied im »Stahlhelm« war. Doch wie so oft gibt es auch hier biografische Widersprüche, die sich in derselben Person vereinen: Laut Familienerzählungen hatte derselbe antisemitische Großvater gegen Ende des Krieges Ärger mit der Gestapo. Er war unehrenhaft aus der Luftwaffe ausgeschlossen worden war, weil er nach Stalingrad in der Offiziersmesse gesagt hatte, der Krieg sei verloren. Leider wird Quentin wohl nie Antworten auf alle seine Fragen bekommen, doch er kann ausdrücken, was die Familientradition in ihm auslöst: »Ich schäme mich, das ist Fremdschämen«.

Als er seine Mutter einmal fragte, was sie an ihm eigentlich möge, erwiderte sie nach einer langen Pause: »Na ja, du bist intelligent.«

»Dabei will ein Kind doch vor allem hören, dass es ein guter Mensch ist und geliebt wird!«, sagt er. »Immerhin schlug sie mich nicht, und darauf war sie auch sehr stolz. Aber der psychologische Terror war auch so schlimm genug. Ich war ein von Stress, Angst

und Schlafentzug blödes Kind. In der Nacht kam sie oft noch spät in mein Zimmer, lief unruhig herum, schimpfte und kritisierte mich. Ich konnte dann vor Aufregung lange nicht mehr einschlafen und bin morgens übermüdet zur Schule gegangen.«

Erst Wochen später schreibt Quentin mir, dass er deshalb bis zum Alter von 12 Jahren Bettnässer war – es war ihm bei unserer Begegnung zu peinlich gewesen, mir das zu sagen. Zum Glück gab es eine Bekannte der Mutter, bei der Quentin sich öfter aufhalten durfte. Ihr verdankt er vieles an Zuwendung, nicht zuletzt führte sie ihn an das Christentum heran, das in seiner »militant anti-christlichen Familie« geradezu verteufelt war. »Das Christentum galt den Ludendorffern als »verjudete Religion für Schwächlinge«, der sich »kein aufrechter Deutscher« anschließen sollte«, erklärt mir Quentin. »Der große Bruch zwischen dem Ehepaar Ludendorff und Hitler kam ja, weil Letzterer Deutschland ihrer Meinung nach nicht schnell genug entchristlichte. Meine Großeltern, und dann in Folge meine Mutter und ihr Bruder, waren geradezu rabiat gegen die christlichen Kirchen eingestellt.«

Die Bekannte seiner Mutter las ihm und ihren Kindern häufig vor, irgendwann auch das »Tagebuch der Anne Frank«. Doch als sie vorschlug, eine Fahrt in das nahe Bergen-Belsen zu machen, war der damals achtjährige Quentin panisch: »Ich kann doch nicht an diesen schrecklichen Ort fahren, wo dieses liebe Mädchen umgekommen ist!«

Als er seiner Mutter davon erzählte, hatte sie wieder nichts als Abwertung parat – und ihr antisemitisches Feindbild: Anne Franks Tagebuch sei doch nichts als eine Fälschung ihres Vaters Otto, ein geldgieriger Jude, der aus dem Leiden seiner Tochter Profit schlagen wolle! Verschwörungstheorien und Stereotype waren das ideologische Denksystem, in dem Quentin aufwuchs. Heute

beschreibt er diese Art der Indoktrinierung wie eine
»Schwermetallvergiftung im Boden: Man sieht sie nicht, man riecht sie nicht, man schmeckt sie nicht, und dennoch ist sie immer da.«

Mitte der 80er-Jahre machte Quentin im deutschsprachigen Ausland, wohin er mit seiner Mutter gezogen war, das Abitur. Sigrun hatte auch dort noch mehrfach den Wohnort gewechselt, doch über die Bildhauerei, die sie nun mit wachsendem Erfolg betrieb, fand sie endlich mehr zu sich – ihren Sohn ließ sie trotzdem nicht in Ruhe. Nach der Schulzeit hatte er einen schweren Nervenzusammenbruch, doch sie weigerte sich, ihm eine Psychotherapie zu finanzieren, und er war noch zu abhängig, um sich von ihr zu lösen. Sie überredete ihn zu einem geisteswissenschaftlichen Studium in einer Stadt nicht weit von ihr entfernt. Quentin befolgte ihre Wünsche und machte den Magister, begann dann sogar die Promotion. Während des Studiums fand er seine erste Liebe in einer Beziehung zu einem Mann. Nachdem diese jedoch zerbrochen war, schaffte er endlich den Absprung und reiste in die USA und nach England – auf den Spuren seines Vaters:
»Das erste Mal richtig von zu Hause weg!«

Er ist seiner Mutter dankbar, dass sie ihm zuliebe den Kontakt zur amerikanischen Familie seines Vaters nicht abgebrochen hatte, auch wenn sie immer wieder betonte, welches Opfer sie für ihn bringe. Deshalb war es ihm möglich, an diesen verschütteten Teil seiner persönlichen Geschichte nun anzuschließen. Die Begegnung mit seinen amerikanischen und englischen Verwandten war herzlich, und allmählich konnte Quentin auch einen Perspektivwechsel vornehmen: »Wie hat mein Vater wohl seine Schwiegerfamilie wahrgenommen? Wusste seine Mutter, welche Gesinnung ihre Schwiegertochter hatte?« Das sind Fragen, die ihn

zutiefst beschäftigen. Noch heute sagt er: »Ich denke oft über den jahrzehntelangen Schwelbrand zwischen meiner Mutter und meiner Großmutter nach, und das bringt mich immer wieder zu der uns eingehämmerten Loyalität zurück – alles, was die Familienerzählung in Frage stellte, bedeutete Verrat am Leiden meiner Familie und ihrem Flüchtlingsschicksal. Das galt auch für die Ideologie. Die Furchtbarkeit des Holocaust anzuerkennen hätte zwangsläufig bedeutet, das Leid meiner Mutter und ihres Bruders, so schlimm es war, zu relativieren, und das durfte nicht sein. Sie mussten am meisten gelitten haben, so wie es ihrer Selbstwahrnehmung entsprach. Dieser emotionelle Zangengriff war viel schwieriger aufzulösen als die Anerkennung der eigentlichen Fakten der Shoah. Von der Holocaustleugnung der Familie hatte ich mich schon mit 18 oder 19 Jahren distanziert, aber es dauerte noch viele Jahre, bis ich das Leid der Opfer ohne schlechtes Gewissen über die in der Familie erzählten Leiden stellen konnte. Ich verstehe heute aber gut, warum Überlebende der Shoah und ihre Nachkommen diese Leidens-Gleichsetzung extrem aufregt und stört«, sagt Quentin.

»Meine Mutter trauert bis heute ihrer Heimat hinterher. Ich begreife überhaupt nicht, wie man sein Leben lang an so einem Sehnsuchtsort hängen bleiben kann. Und um noch weitere dünnhäutige Mythen zu nennen, habe ich erst sehr spät erfahren, dass mein Großvater gar kein Gutsbesitzer gewesen ist, wie es immer hieß, sondern nur ein Verwalter!« Quentin bedauert, dass die Manipulation seiner Mutter verhindert hat, die außergewöhnliche Lebensgeschichte seiner Großmutter väterlicherseits besser kennenzulernen, wozu bis zu deren Tod 1998 ja reichlich Zeit gewesen wäre. Sie stammte aus einer sehr alten Quäker-Familie. »Anfang der 20er-Jahre heiratete sie meinen

Großvater und ging nach dessen frühzeitigem Tod mit ihren drei Kindern nach Schottland, wo sie mit ihrer Pfarrerswitwenrente besser auskam«, weiß Quentin. In Edinburgh baute sie sich rasch einen großen Freundeskreis auf. »Vor allem auf ihre Freundschaft mit ›Madame Piłsudska‹, der links eingestellten Witwe des polnischen Präsidenten, war sie besonders stolz. Sie zeigte mir Fotos, auf denen sie gemeinsam abgebildet waren, doch ich hatte damals leider keine Ahnung, was für eine außergewöhnliche Persönlichkeit das war – und heute kann ich sie dazu nicht mehr befragen. Auch Grandmas Arbeit für die UNRRA, die sich nach dem Krieg im zerstörten Deutschland um ›displaced persons‹ kümmerte, war ein Tabu. Meine Mutter behauptete immer, diese Erfahrung hätte meine Großmutter ›anti-deutsch‹ gemacht. Ich wusste, dass das falsch war, aber ansprechen konnte ich das Thema mit meiner Großmutter nicht.« Sie über ihr Leben auszufragen, wäre ihm wie Verrat an seiner Mutter erschienen. »Ich habe das Gespräch nicht gesucht und geschwiegen – ist das nicht verrückt?«

Verrückt ist das freilich nicht – Kinder verhalten sich gegenüber ihren Eltern loyal und sind bis zum Ablösungsprozess, der normalerweise in der Pubertät stattfindet, an deren Narrativ gebunden. Insbesondere dort, wo es familiäre Spaltungen gibt, wie etwa bei Scheidungen und Trennungen, hält das Kind oft zum vermeintlich guten Elternteil, nicht zuletzt, da es zu ihm in Abhängigkeit steht. Quintins Mutter mit ihrer psychischen Struktur hatte sorgfältig dafür gesorgt, ihren Sohn möglichst lange unter ihrem Einfluss zu behalten aus Angst, ihn an den anderen Familienteil, der mit seinem Vater verbunden ist, zu verlieren.

An einer staatlichen Universität in den USA bekam Quentin über Vermittlung seines Doktorvaters eine Stelle. Der 26-Jährige

arbeitete als Lehrassistent, besuchte seine ersten Partys, gewann an Selbstbewusstsein. Sigrun rief ihn öfter mitten in der Nacht weinend an und klagte über ihre Einsamkeit. »Sie ist kein selbstzerstörerischer Typ. Ihre Aggression richtete sich nach außen. In meiner Jugend hat sie oft mit Selbstmord gedroht und mich damit lange manipuliert, um mich an sich zu fesseln«, sagt Quentin in seinem Wohnzimmer, wo die ausdrucksstarken Skulpturen seiner Mutter einen übergroßen Platz einnehmen.

Ich traue mich, ihn zu fragen, warum die Kunst seiner Mutter angesichts dieser Geschichte so dominant in seiner Wohnung präsent sei. »Mich würde das bedrängen«, gestehe ich ihm. Auch er habe bereits oft darüber nachgedacht. »Ich fühle mich davon nicht erschlagen, ich mag diese Werke«, antwortet er. »Sigrun hat es ja in unserem gemeinsamen Leben so unglaublich selten geschafft, irgendwas für mich zu tun, was bei mir positiv angekommen ist. Die Kunst ist das Beste an meiner Mutter, in seiner reinsten Form. Ich finde es deshalb im Gegenteil positiv, wenigstens dieses bisschen Gute von ihr in meinem Leben zu behalten.«

In der Anglikanischen Kirche ließ Quentin sich 1993 taufen und konfirmieren: »Das war gegenüber meiner Mutter ein höchst subversiver Schritt. Sie ließ auch gleich ihre verbalen Säureattacken gegen mich los. Höhnisch fragte sie mich, ob ich wirklich glaube, flügelschlagend ins Jenseits zu kommen? Sie warf mir vor, mich von ihr abgewandt und der Familie meines Vaters angeschlossen zu haben, und bedeutete mir, dass ich bei ihr nicht mehr zu Hause sei.« Ein Jahr später war Quentin indes wieder daheim, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb an seiner Dissertation. »Aber meine Mutter störte mich alle Augenblicke, ich glaube, sie konnte einfach nicht allein sein.« Ein Stellenangebot einer irischen

Universität nahm er daraufhin sofort an. Acht Jahre später war Quentin Beamter und nach einem berufsbegleitenden Jurastudium wurde er 2007 Richter. Mit dem nötigen Abstand von seiner Mutter konnte er sich endlich frei entwickeln. Dennoch litt er weiter stark an Depressionen und Ängsten. Nun leistete er sich auch die Psychotherapie, die seine Mutter ihm verwehrt hatte.

Nachdem wir uns kennengelernt hatten, machte Quentin endlich Ernst mit dem Besuch in Bergen-Belsen. Die Lektüre von Tomi Reichentals Autobiografie ermutigte ihn, diese sehr alte Lücke in seinem Lebenslauf zu schließen und sich dem Ort zu stellen, der ihn als Achtjährigen in Panik versetzt hatte. Doch auch Jahrzehnte später war die Reise kein leichtes Unterfangen. Schon Tage zuvor kamen die alten Symptome zurück: Angst und Schlaflosigkeit. Doch mit seinem Glauben hatte er eine weitere Ressource, aus der er schöpfen konnte. Im Herbst 2014 war Quentin den irischen Quäkern beigetreten. Diese glauben nach eigener Aussage, dass jeder Mensch zu Gott Zugang habe und etwas von Gott in jedem Menschen gegenwärtig sei. Ihre Gemeinschaft hat weder Priester noch Rituale und will ihrem Glauben im täglichen Leben statt in Liturgien und Glaubensbekenntnissen Ausdruck verleihen. Daher fühlen sie sich den Zeugnissen der Einfachheit, der Nachhaltigkeit, der Wahrhaftigkeit, der Gleichheit und des Friedens verpflichtet. Für Quentin war entscheidend, dass die Quäker keine starren Glaubenssätze haben: »Du wirst sogar akzeptiert, wenn du gar nicht glaubst oder die Dreifaltigkeit nicht kapiert.« Lange hatte er sich mit der Frage herumgeschlagen, ob er angesichts der verrückten Pseudo-Religion seiner Familie nicht zu kompromittiert sei: »Spirituell gesehen, war ich doch irgendwie befleckt. Die Nazi-Ideologie der Familie meiner Mutter kam religiös getarnt daher, deshalb war ich unsicher, ob ich einfach ›auf die richtige Seite der

Geschichte« wechseln dürfte, weil die Quäker während der NS-Zeit Juden gerettet und die Kindertransporte nach England organisiert haben.« Für ihn spiegelt sein Beitritt zu dieser Glaubensgemeinschaft seine Auseinandersetzung mit dem Familienerbe wider.

Vor seiner Abreise nach Bergen-Belsen fühlte er sich bereits derartig niedergeschlagen, dass er seine Quäker-Gruppe am Ende der Andacht bat, ihn »im Licht zu halten«. »In der Sprache der Quäker meinen wir damit das Bewusstsein, dass eine Gruppe mir wohlgesinnter Menschen an mich denkt«, erklärt er mir. Das half ihm sehr auf dieser in mehrfacher Hinsicht schwierigen Reise. In der Gedenkstätte hielt er sich den ganzen Tag auf, studierte die Schicksale der NS-Opfer und die Biografien der Verbrecher. Seine ganze Wut über die Familiengeschichte stürzte über ihn herein, und anschließend fühlte er sich »wie von einem Lastwagen überfahren«.

»Sind die Quäker für dich auch so etwas wie ein Familienersatz?«, frage ich ihn. Mit unserer wachsenden Vertrautheit werden meine Fragen an ihn mutiger. Er lacht und antwortet kurz und bündig: »Absolut.« Und zwar so sehr, dass er sich in Irland bereits ein Grab auf einem Quäkerfriedhof hat reservieren lassen. Auf keinen Fall will er im Familiengrab unter Runen enden. Gleichwohl ist seine britisch-amerikanische Familie wegen seines verlorenen Vaters emotional von besonderer Bedeutung für ihn, und er besucht sie regelmäßig. Er entdeckte, dass die Vorfahren seiner Großmutter seit 1658 Quäker gewesen waren. Sein idealisiertes Bild von der »guten« Familie seines Vaters bekam freilich einen Dämpfer, als er herausfand, dass der amerikanische Zweig der Van der Veers vor dem Unabhängigkeitskrieg Sklavenhalter gewesen waren. Fast noch schlimmer als die Tatsache selbst war deren rassistisch gefärbte

Darstellung in der gedruckten Familiengeschichte, voll mit Stereotypen von »faulen« und »aufsässigen Negern«. »Das war ein Schock für mich, weil es jetzt keinen Identitätsanteil mehr in mir gab, bei dem ich mich von den Zumutungen des Holocaust und dem Antisemitismus meiner deutschen Angehörigen hätte erholen können. Ich merkte, dass man nur weit genug in der eigenen Geschichte zurückgehen muss – wenn man das Glück, oder meinetwegen das Unglück, hat, davon zu wissen – um zu begreifen, dass keiner nach unseren heutigen Maßstäben ausschließlich »gut« ist.«

Die innerliche Suche nach seinem abwesenden Vater hat trotz aller Aufarbeitung weiter viel Einfluss auf sein Leben. Seit vergangenem Sommer weiß er, dass er selbst in Sachen Intelligenz mit seinem Vater mithalten kann: Nur um sich das zu beweisen, bewarb er sich bei »Mensa«, dem Netzwerk für Hochbegabte. Der Aufnahmetest ergab einen IQ von 152. Dass er als Schüler in Mathematik stets schlecht gewesen war, wurmte ihn wegen dieser weiteren verpassten Chance so sehr, dass er sich an der britischen Fernuniversität Open University für einen Mathekurs einschrieb, sich tief in den Stoff hineinkniete und die Prüfung ausgezeichnet bestand.

Oft ist Quentin wütend und traurig über all das, was seine Mutter in seinem Leben verhindert hat: »Sie wollte, dass ich ihr sehr und meinem Vater so wenig wie möglich gleiche. Es war für sie kaum zu ertragen, ihren verstorbenen Mann in mir zu sehen. Ich interessierte mich sehr für Naturwissenschaft, vor allem für Physik, aber das wurde verdrängt. Ich sollte kein Wissenschaftler sein. Sie war auch ständig voller Angst, dass ich mich ihr überlegen fühlen und auf sie herabsehen könnte.« Quentin liebt seine Arbeit als

Richter. Doch es bedrückt ihn manchmal auch der Gedanke, dass er diese Beschäftigung vielleicht nie ergriffen hätte, wäre er angemessen gefördert worden. »Wer sagt mir, dass ich nicht einen Beitrag zur Physik hätte leisten können? Es erfüllt mich mit Trauer, dass es nun zu spät ist, um das mehr als nur ein Hobby zu betreiben.«

Quentin hat starke Ressourcen entwickelt, um mit seiner Geschichte Schritt für Schritt fertigzuwerden. Seine Kindheitserfahrungen helfen ihm auch in seinem Beruf als Richter: »Meine Beobachtungsgabe wurde im Umgang mit meiner Mutter ins subtilste Detail geschärft, sodass ich die Glaubwürdigkeit von Zeugen oft gut beurteilen kann. Außerdem habe ich die Fähigkeit entwickelt, angespannte Situationen bei Anhörungen herunterzutakten. Mich interessiert besonders, mit welchen Denkfiguren die Ausgrenzung unserer Mitmenschen anfängt, und ich bin dafür sehr sensibilisiert.«

Quentin ist mit allen seinen Facetten eine ungewöhnliche Persönlichkeit und auf vielen Ebenen selbst »der andere«, der Außenseiter: mit seiner Lebensgeschichte, seiner Intelligenz, seiner doppelten Staatsbürgerschaft, seiner sexuellen Orientierung und seinem Glauben. Lange suchte er nach einem Wort, das seine Gefühle über die rechtsextremistische Vergangenheit und Gegenwart seiner deutschen Familie angemessen ausdrückt. Auf dem Fahrrad zur Arbeit dachte er an eine Jauchespritze, und dann kam der Ausdruck, der passt: »besudelt. Schuldig nicht, aber besudelt und beschämt.«

Nach diesem langen und intensiven Gespräch brauchen wir beide jetzt dringend eine Pause und fahren, mit einem dicken

Zeitungsstapel zwischen uns, gemeinsam mit dem Zug nach Dublin, wo wir zufällig beide noch Termine haben. Es ist bereits Nachmittag, trotzdem zeigt mir Quentin noch den irischen Nationalgarten, der an die fast 50 000 irischen Soldaten erinnert, die im Ersten Weltkrieg gefallen sind. Ein Regenguss zwingt uns zum raschen Aufbruch, Quentin geleitet mich zum Shelbourne Hotel im Zentrum Dublins, wo ich eine Verabredung mit Helen H. habe.

Auch sie hatte sich nach meinem gemeinsamen Fernsehauftritt mit Tomi Reichental an mich gewandt und um Rat gebeten, wie man Familienrecherchen anstellt. Ihr Großvater väterlicherseits war in der Waffen-SS gewesen, das ist fast alles, was sie weiß. Helen ist in der Schweiz aufgewachsen und lebt seit 1981 in Irland. Wir setzen uns zum Tee, und es braucht eine Weile, bis ich ihre diffuse Lebensgeschichte nachvollziehen kann. Wie so oft lebt auch sie im Ungewissen über die Vergangenheit ihrer deutschen Familie, ihr Narrativ ist fragmentarisch, und so redet sie verständlicherweise auch. Sie liest viel und versucht Licht in die, wie ich begreife, sehr schmerzhaften Familienverhältnisse zu bringen, unter deren Folgen sie sichtlich leidet. Es stellt sich heraus, dass auch sie sich einer religiösen Bewegung angeschlossen hat, den Bahai. Die Bahai stammen aus dem Iran und sind dort eine verfolgte Religionsgruppe, ihr Hauptsitz liegt in der israelischen Küstenstadt Haifa. »Ohne die Bahai wäre meine Geschichte sehr schlimm für mich geworden«, sagt Helen, und ich meine aus ihren Worten herauszuhören, dass sie unter Depressionen leidet.

Die Teatime geht allmählich in die Pubtime über, das Shelbourne füllt sich zum Abend mit angeregt plaudernden Gästen. Der Ort wird für ein so schwieriges Gespräch unpassend, außerdem

hat Helen noch eine lange Reise in ihre irische Stadt zurückzulegen. Sie ist extra nach Dublin gekommen, um mich zu treffen, und ich bin ein wenig bedrückt, dass ich ihr so wenig helfen konnte.

Selbst im Ausland gibt es so viele Deutsche, die unter der Last ihrer NS-Familiengeschichte leben und keine Ruhe finden, denke ich, als ich dem prasselnden Regen entfliehend ins Taxi springe, das mich zu meinen Freunden bringen soll. Ich bin vollkommen erschöpft von diesem langen Tag mit Erzählungen von Trauer, Verletzung und Wut. Da habe ich auch als ZuhörerIn viel auszuhalten, und ich muss mich jetzt abgrenzen und erholen. Sonst ziehen mich »das Böse« und diese schwere Energie der Trauer mit hinein in eine düstere Stimmung und wecken die Erinnerungen an meine eigene belastete Kindheit und Jugend mit einer posttraumatisch gestörten Mutter. Unsere Großeltern und Eltern haben uns mit dem von ihnen abgewehrten, verdrängten Grauen indirekt konfrontiert, allein gelassen und schwer belastet. Sie haben uns mit ihrem Schweigen und oft auch ihrer Destruktivität das Leben schwer gemacht und uns die Aufgabe und schwere Verantwortung übertragen, aufzuklären und Ordnung zu schaffen, um überleben zu können.

Bevor ich am nächsten Tag abreise, treffe ich Quentin ein weiteres Mal. Er hat über Nacht wieder viel gegrübelt und beginnt unsere Unterhaltung mit ausgleichenden Bemerkungen über seine Mutter. »Sie hatte eine enorme Zähigkeit. Diese Überlebenstaktik hat sie mir vermittelt«, sagt Quentin und lächelt. Seine Mutter habe einen riesigen Freundeskreis, sei eine eifrige Internetnutzerin und engagiere sich sozial für Geflüchtete. Dieses Engagement ist kein Widerspruch zu ihrer rechten Gesinnung: Sigrun identifiziert sich aufgrund ihrer eigenen Geschichte mit den Demütigungen und

Entbehrungen der heutigen Zufluchtsuchenden. Nur wenige nahe stehende Freunde wüssten, wo sie politisch wirklich stehe, so Quentin. Allerdings bewege sie sich stark im Milieu der Vertriebenen-Landsmannschaften, wo man viele ihrer Ansichten teile. »Soweit sie doch öffentlich Bemerkungen macht, die als rechts ausgelegt werden könnten, wird auf Grund ihres Alters weitgehend darüber hinweggesehen. Bis zum Kontaktabbruch lebte ich allerdings ständig in Sorge, dass ihr das alles irgendwann um die Ohren fliegt.«

Nach außen hin wirke seine Mutter geradezu bewundernswert. Doch der positive Austausch bringe sie nicht von ihren politischen Ansichten ab, sagt er, zumal sie die wenigen links eingestellten Menschen, denen sie begegne, schnell aussortiere. Ich höre aufmerksam zu, bemerke, dass Quentin immer wieder um seine Mutter ringt. Er differenziert und sieht nicht nur das Problematische in ihr und schwankt so zwischen verschiedenen Aspekten ihrer Persönlichkeit hin und her. »Sie hat keine gute Ausbildung genossen«, fährt er fort, »wähnt sich jedoch enorm gebildet und sozial überlegen. Sie muss konstant andere Menschen, nicht nur mich, herabsetzen, um diese Illusion aufrecht zu erhalten. Eigentlich will sie uneingeschränkt geliebt werden, und ihre Selbstdarstellung außerhalb eines ganz kleinen Kreises dient mehr ihrem völlig unersättlichen Hunger nach Anerkennung. Diese gesellschaftliche Seite an ihr und ihr Engagement für Flüchtlinge sind nicht geheuchelt. Borderline-Kranke sehen ja nicht unbedingt, wie sie andere instrumentalisieren – weder die Unglücklichen, die als emotionale Mülleimer herhalten müssen, noch jene, die zur positiven Bestätigung kultiviert werden.«

Es gibt die öffentliche und die private Sigrun, das Außen- und das Innenverhältnis. Die eine macht helfende Gesten, die andere ist

unvermittelt zu »emotionalen Säureattacken« fähig. Als Kind fühlte sich Quentin wie ein »dressierter Affe« einerseits, andererseits war Sigruns Erwartung, ihr Sohn solle sich am besten selbst großziehen. Als er seine Dissertation eingereicht hatte, schleuderte sie ihm am Telefon entgegen: »Mit deinem Doktor kannst du gerade mal Hotelzimmer aufräumen!«, während sie gegenüber ihren Freunden damit prahlte. Es sind zwei Seiten derselben Person. »Und kein Mensch glaubt mir, viele glauben, ich sei der Böse, der seine arme alte Mutter allein lässt«, sagt Quentin. Mitunter hat er selbst ein schlechtes Gewissen, sie nicht zu versorgen, doch kaum denkt er daran, es zu tun, geht es ihm schlecht. Abstand ist für ihn lebensnotwendig. »Ich schreibe meine Mutter nicht als Menschen ab, auch wenn ich Schutz vor ihr brauche«, fasst Quentin seine Haltung zusammen.

Seine Erzählungen erinnern mich stark an Martin Miller, Sohn der berühmten Kindheitsforscherin Alice Miller. In seinem 2013 erschienenen Buch »Das wahre ›Drama des begabten Kindes‹. Die Tragödie der Alice Miller« schildert er das Leben mit einer Mutter, die sich in viele Menschen einfühlen konnte, nicht aber in ihn. Kaum einer wusste, dass die Autorin zahlreicher sehr erfolgreicher Bücher, die ich und meine Zeitgenossen verschlungen haben, Jüdin war, weil sie ihre wahre Identität während und nach dem Krieg vollkommen geheim gehalten hatte. Sie wurde 1923 als Alicija Englard in Lemberg (heute Lwiw) in der Ukraine geboren und wuchs in Warschau auf, wo sie bis 1945 im Ghetto lebte. Als Christin getarnt rettete sie nicht nur sich, sondern auch ihre Mutter und Schwester. »In ihrem Alltag hatte sie ihre Kriegserfahrungen völlig abgespalten«, erzählte mir Miller. »Doch jedes Mal, wenn ich sie mit ihrem schlimmen Verhalten mir gegenüber konfrontierte,

hat sie darauf mit Ablehnung und Rückzug reagiert. Sie hat mir gegenüber ein egozentrisches, ja sogar symbiotisches Beziehungsverhalten praktiziert.« Alice Millers Geschichte ist eine gänzlich andere als Sigruns, und doch waren sie, jede für sich, Opfer. Als ich Miller, der als Psychoanalytiker in Zürich praktiziert, fragte, ob es die Ohnmacht war, die seine Mutter an ihm ausagierte, bezeichnete er sie auch als Täterin: »Was mich am meisten erschüttert, ist, dass sich jemand, der den Holocaust überlebt hat, dessen Familie fast gänzlich ausgelöscht wurde, unbewusst mit den Tätern von damals identifiziert, um die eigene Opfersituation abwehren und ertragen zu können. Dass meine Mutter Schwierigkeiten hatte, mich zu lieben, und mich ins Kinderheim gab, kann ich in ein Schema einordnen und begreifen, nicht aber ihre nahezu narzisstische Kälte und ihr destruktives Verhalten mir gegenüber: Das kann passieren, wenn ein Opfer seine eigene Geschichte nicht aufarbeitet.« Martin Miller hat unter seiner gespaltenen Mutter extrem gelitten und lange gebraucht, sich von ihrem Einfluss zu befreien. Alice Miller – ein weiteres vom Krieg geprägtes Schicksal mit katastrophalen Folgen für ihr Kind.

»Ich glaube sehr an die Wichtigkeit deiner Arbeit«, sagt Quentin nun zu mir gewandt. »Es gibt so viele Familien, in denen die Nazi-Geschichten tradiert wurden und die sich schämen. Ich hoffe, dass dein Buch dazu ermutigt, über die eigene Vergangenheit und über die Gesinnung auch der Menschen außerhalb des Großtäterkreises nachzudenken.«

Wir sind uns einig: Die alten Denk- und Gefühlsmuster sind geblieben und kommen jetzt allenthalben wieder an die Oberfläche – Pegida, AfD, rechtsextreme Bewegungen und Parteien in ganz Europa, die an Zulauf gewinnen. Es waren ja nicht allein die Nazis

Täter, sondern auch ihre Helfer in anderen Ländern, ohne deren Beteiligung die Ermordung von Millionen Menschen gar nicht möglich gewesen wäre. Für Sigrun ist der Holocaust offenbar nichts als eine Lüge, um die Deutschen weiter zu quälen und Geld zu schinden. Für Quentin hingegen ist er eine universelle Botschaft: »Menschenrechte sind universell, und gerade das ist die Lehre aus dem Holocaust.«

Ein paar Monate später treffe ich Quentin an der Friedrichstraße in Berlin. Es war sein großer Wunsch, sich mit mir im Hauptsitz der deutschen Quäker in der Planckstraße zu treffen. Als Erstes bleiben wir vor dem S-Bahnhof am Mahnmal für die Kindertransporte stehen. »Züge in das Leben. Züge in den Tod 1938–1945« erinnert eine Tafel an die geretteten und ermordeten jüdischen Kinder. Der Zufall will es, dass hier gerade eine Gedenkfeier stattgefunden hat. Eine Frau drapiert gespendete Blumen um die Skulptur herum, diese Einstimmung in unser folgendes Gespräch kommt wie gerufen.

In der Planckstraße 20 finden wir im Hinterhof eines schönen alten Hauses die Räume der »Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) – Gruppe Berlin«. Wir sind mit Gisela Faust verabredet, mit ihren 92 Jahren ist sie das älteste Mitglied der Gemeinde. Sie hat sich extra Zeit genommen, um uns an diesem Samstag zu treffen. Quentin ist sichtlich aufgeregt, dieser Besuch ist für ihn ein emotionaler Moment. Frau Faust öffnet uns die Tür, strahlend, gastfreundlich und munterer als so manche junge Frau. Sie gehörte von 1936 bis zum Ausbruch des Krieges der Jugendgruppe der Quäker an und hat die Kindertransporte selbst miterlebt. »Die Quäker engagierten sich nicht erst und nicht nur bei der Rettung jüdischer Flüchtlingskinder durch die Kindertransporte 1938/39«,

[3] schreibt die emeritierte Professorin für Jugend- und Erwachsenenbildung Hildegard Feidel-Mertz. »Die Quäker verstehen sich als eine überkonfessionelle christliche Glaubensgemeinschaft, die nicht missioniert, sondern in ›aktiver Toleranz‹ pragmatisch jedem zu helfen versucht, der Hilfe braucht. Sie haben sich bevorzugt von jeher solcher Gruppen angenommen, denen von kaum einer anderen Seite geholfen wurde.«

Gisela Faust serviert uns an einem großen Besprechungstisch Tee und Kekse. Quentin ist sichtlich bewegt. Höflich und »gut erzogen« stellt er sich persönlich vor und beschreibt in Umrissen seinen familiären Hintergrund. »Was, gibt's die noch, die Ludendorffer?«, fragt Frau Faust und lacht laut auf. Sie hat Humor.

In seiner Familie gebe es noch so viel rechtsradikales Gedankengut, erzählt Quentin, und sie antwortet: »Ja, so etwas sitzt tief drinnen.« Dann erzählt sie ihre eigene Geschichte als Säuglings- und Kinderschwester und die ihrer Eltern, Gerhard und Olga Halle, geborene Lilienthal, die einen hohen Preis dafür zahlten, dass sie in der NS-Zeit Quäker waren. Ihre Biografie zeigt, dass man eine Wahl hatte und entscheiden konnte, sich auch gegen die herrschenden Verhältnisse zu positionieren, zudem stellt sie das dar, was Quentin sich für seine Familie gewünscht hätte: den menschlichen Weg zu wählen. Gisela Fausts Großvater Gustav Lilienthal musste wegen seines jüdisch klingenden Nachnamens nachweisen, dass er kein Jude war – »grausig«, fährt es aus ihr heraus. Ihr Vater war nach seinen Erlebnissen als Soldat im Stellungskrieg des Ersten Weltkriegs Pazifist geworden – wie es sich so viele meiner Protagonistinnen und Protagonisten von ihren Vätern gewünscht hätten – und hatte sich den Quäkern angeschlossen. Als die Nazis 1933 jüdische Geschäfte boykottierten, kaufte er – solange es noch ging – weiter bei Juden ein. Um die Familie zu schützen, hielt ihn

seine Frau davon ab, einen empörten Brief an Hitler abzuschicken. Mehrere Quäker versteckten Juden und halfen ihnen, zu überleben. Auch der Rabbiner Abraham Joshua Heschel, dem später die Flucht in die USA gelang, hatte mit den Quäkern Kontakt. Seine Tochter Susannah Heschel habe ich vor Jahren auf einer Tagung zum Nahostthema getroffen. Ihr Vater übernahm 1936 Martin Bubers Stelle am Jüdischen Lehrhaus von Frankfurt. »1937 sprach er in Frankfurt vor den Quäkern, denen er zeit seines Lebens nahestand. Seine Rede geriet in ganz Deutschland in Umlauf«, so die Tochter, Eli Black Professorin für Jewish Studies am Dartmouth College (USA). In den USA überarbeitete der namhafte Rabbiner seine Rede unter dem Titel »Die Bedeutung dieses Krieges«: »Lasst den Faschismus nicht als Alibi für unser Gewissen dienen. Das Gewissen der Welt wurde von jenen zerstört, die es gewohnt sind, anderen und nicht sich selbst die Schuld zuzuschieben«, heißt es darin.

Im Laufe des Gespräches mit Gisela Faust wird Quentin zusehends entspannter, die Stimmung ist angenehm. Wir setzen uns nun in einen großen Raum mit rot bezogenen Stühlen, wo die Quäker sonntags ihre »Stillen Andachten« abhalten – es gibt keine Predigt, keine Gesprächsleitung und kein vorgegebenes Thema, sondern es wird geschwiegen. Wer sich »vom Geist Gottes« berufen fühlt, zur Gruppe zu sprechen, steht auf und spricht kurz. Dies wird als eine Form der Verkündigung verstanden, und wie Quentin mir sagt, kann es den Sprechenden enorm Nerven kosten, solcherart das Wort zu ergreifen. In manchen Andachten wird überhaupt nicht gesprochen. Ich fotografiere Quentin neben Gisela Faust, einer der letzten noch lebenden Zeitzeugen, im angeregten Gespräch. Er wirkt fast glücklich und gelöst. Nach über zwei Stunden verabschieden

wir uns. Frau Faust gibt uns noch ein Zitat von Rabbi Heschel mit auf den Weg: »Der moderne Mensch überlegt unaufhörlich: Was habe ich vom Leben? Was seiner Aufmerksamkeit entgeht, ist die fundamentale, aber vergessene Frage: Was hat das Leben von mir?« Quentin ist zutiefst berührt und ein wenig aufgewühlt. »Was ist los mit dir?«, frage ich ihn. »Ich habe dir doch gesagt, dass ich lange das Gefühl hatte, nicht würdig zu sein, auf die richtige Seite der Geschichte zu den Quäkern zu wechseln«, antwortet er. »Doch nach meiner Einführung als Nachkomme dieses Ludendorffschen Familienklüngels hat Gisela mir ein Gefühl der Absolution gegeben – ich bin in Ordnung so, ich darf so sein, wie ich bin. Ich kann dir gar nicht sagen, wie gut mir das tut!«

Wir spazieren durch Berlin, und nach einiger Zeit stelle ich ihm eine weitere sensible Frage, die mich beschäftigt, weil ich nicht an Gott glaube: Warum er sich bei seiner Geschichte von der Religion eigentlich nicht abgewandt habe, ob es hier nicht doch eine familiäre Tradition religiöser Bindung gebe, wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen? »Meine Mutter war ja geradezu aggressiv anti-kirchlich und auch anti-Glauben«, sagt Quentin. »Die fortgesetzte Anhänglichkeit ihres Bruders an die Ludendorffer bezeichnete sie als »Gesundbetelei«. Das hinderte sie aber nicht daran, deren politische Vorstellungen weiter zu tradieren. Also wäre Atheismus sehr nahe an meiner Mutter gewesen. Vielleicht wäre ich Atheist geworden, wenn meine Mutter die Ludendorfferei so aktiv wie mein Onkel betrieben hätte. Vielleicht aber auch nicht. Die Grundtatsache des fortgesetzten Glaubens an Gott ist eigentlich so rational nicht zu erklären, und ohne den ist ja alles nichts, sozusagen.« Trotzdem, lenkt er ein, eines sähe ich schon richtig: »Meine Suche nach einer Antwort auf diesen entsetzlichen familiären Mist wäre nicht vollständig gewesen, wenn sie den

spirituellen und religiösen Bereich nicht eingeschlossen hätte. Für mich vervollständigt mein Glaube meine Zurückweisung des familiären Erbes auf allen Ebenen – kognitiv, emotionell, religiös.«

Am Tiergarten gehen Quentin und ich zum Denkmal für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen. Hätte Quentin in der NS-Zeit gelebt, wäre er als homosexueller und linker Richter vermutlich schnell im KZ gelandet. Ihm ist das nicht nur hier am Mahnmal bewusst. Lange hat es gedauert, bis auch die Homosexuellen als Opfergruppe anerkannt wurden.

Zum Abschluss unseres gemeinsamen Ausflugs besuchen wir das Jüdische Museum, laufen herum, sehen Fotos, Dokumente, Bilder, Objekte, die erstaunliche Architektur des Neubaus von Daniel Libeskind. Im Holocaust-Turm, einem schmalen, unbeleuchteten und ungeheizten Raum mit 24 Meter hohen Betonwänden, verharren wir. Lange stehen wir da und lassen die Atmosphäre auf uns wirken. Durch den Lichtschlitz weit am obersten Rand des Betonkastens dringt Licht herein. Leise Geräusche aus der Stadt sind zu hören und der ums Gebäude wehende Wind, der einen Hauch die Wände herschickt. Assoziationen werden wach, ich stelle mir vor, in diesem Klotz eingesperrt zu sein, während draußen das Leben an mir vorbeirauscht, und denke dann an die Holocaust-Opfer, die ermordet wurden, nur weil sie den Vorstellungen der Nazis nicht entsprachen, an die Überlebenden und alle Nachkommen, deren Leben durch dieses Verbrechen nie mehr unbeschwert sein konnten. Sie sind mir sehr nah, ihr Schmerz nimmt mich an die Hand und geleitet mich schließlich aus der Installation hinaus ans Licht im Museum und von dort zurück auf die Straßen von Berlin.

»Quentin«, frage ich, noch beeindruckt von dieser fast physischen Erfahrung, »bis heute spüren wir den Schatten der Täter und jener, die diese menschenverachtende und mörderische Ideologie in die Welt getragen haben, was ist deine Antwort auf dieses Erbe?« Quentin setzt seinen Rucksack ab, so als wolle er eine Last von sich nehmen. »Meine Mutter schärfte mir immer ein, über das, womit sie mich indoktrinierte, niemals mit anderen zu sprechen«, sagt er. »Ich war ihr ausgeliefert, sie machte mich zu ihrem Verbündeten und Komplizen. Indem ich jetzt aber dieses Schweigen über die Familienideologie breche, löse ich mich aus dieser unerträglichen Komplizenschaft. Das ist meine Antwort.«

Meine ist es auch – erst wenn wir falsche Loyalitäten aufgeben, den Finger in die Wunde legen, uns der Wahrheit aussetzen und uns nicht mehr zum Schweigen verurteilen lassen, können wir anfangen, uns der Vergangenheit zu stellen. Wir sind von ihr dadurch nicht befreit, aber gestärkt und freier, um Verantwortung zu übernehmen.

Fast zwanghaft alles aufdecken – Barbara Fenner und die große Klappe

»Jemand, der weiß, dass er widersprechen kann, weiß auch, dass er gewissermaßen zustimmt, wenn er nicht widerspricht.«

HANNAH ARENDT^[*]

Meine Suche führt mich jetzt in die Region, in der ich seit fünf Jahren lebe: Landkreis Landsberg am Lech. Die Spuren der NS-Zeit sind hier stark verwischt. Idyllische Weiden, mit Blumen geschmückte Häuser, romantisch anmutende Gaststuben und Biergärten, pittoreske Kapellen und bei Föhn ein Alpenblick wie auf der Kitschpostkarte überstrahlen die andere Realität, die Vergangenheit. Wer sich hier erinnern will, muss gezielt nach den Orten suchen, die im Dritten Reich eine prominente Rolle spielten – sie werden einem nicht wie etwa in Berlin allenthalben frei angeboten. Im kleinen Landsberg und Umgebung gäbe es jedoch reichlich Anlass, auf geschichtsträchtige Plätze hinzuweisen.

Adolf Hitler saß hier ab 11. 11. 1923 in Schutz- und Untersuchungshaft und von 1. 4. 1924 bis 20. 12. 1924 als Festungshäftling in der Strafanstalt Landsberg am Lech. »Festungshaft«, das war eine »Ehrenhaft« für Häftlinge mit angeblich ehrenhafter Gesinnung und in Wahrheit »ein Mittelding zwischen »Kurhotel und Kaserne«^[1], wie die Historikerin Edith Raim bemerkt. Hier schrieb Hitler den ersten Band von »Mein Kampf«. Das war für die NSDAP 1933 Anlass, Landsberg zum

»Wallfahrtsort« und 1937 zur »Stadt der Jugend« zu erklären. Bis dahin hatten rund 80 000 Besucher die Hitler-Zelle besichtigt, es gab zwei riesige Aufmärsche von Hitler-Jungen. Während des Zweiten Weltkrieges kam die Stadt am Lech abermals zu Bedeutung: Weil die Alliierten Standorte der Messerschmitt-Werke massiv bombardiert und beschädigt hatten, benötigte die Rüstungsindustrie dringend neue Standorte für die Herstellung von Jagdflugzeugen. Rüstungsminister Albert Speer wurde damit beauftragt, mit der staatlichen Organisation Todt ab Mai 1944 bei Landsberg halbunterirdische verbunkerte Produktionshallen zu bauen: das geheime Unternehmen »Ringeltaube«. In den riesenhaften »Jägerbauten« wollten die Nazis mit Messerschmitt das erste Düsenflugzeug der Welt produzieren. Weil nicht genügend Arbeitskräfte zur Verfügung standen, beschloss Hitler mit seinem Stab, neben Kriegsgefangenen auch KZ-Häftlinge auf den Baustellen einzusetzen. Von Juni 1944 bis April 1945 kamen mindestens 23 000 überwiegend jüdische Gefangene, die aus Ungarn, der Tschechoslowakei, Griechenland, Italien, Holland und Frankreich stammten, nach Oberbayern an den Lech.^[2] Die Organisation Todt »vermietete« diese Zwangsarbeiter an Münchner Firmen wie etwa die Leonhard Moll oder die Philipp Holzmann AG sowie an diverse Subunternehmer, die dieses Bauvorhaben ausführen sollten.

Die Menschen hatten unvorstellbare Odysseen überlebt, einige von ihnen sogar schon mehrere Lager. Um sie unterbringen zu können, entstanden in Landsberg und Kaufering elf Konzentrationslager – der größte Außenlagerkomplex Dachaus. Es waren »primitive Erdhütten [...], fast ungeschützt vor Regen, Schnee, Kälte, Schlamm, Läusen und Ungeziefer«^[3], so Edith Raim. Unter den ungarischen Juden befanden sich auch sieben

schwängere Frauen, die mit viel Glück und der Hilfe anderer KZ-Gefangener ihre Babys zur Welt brachten und mit ihnen sogar noch den Todesmarsch überlebten. Die Journalisten Eva Gruberová und Helmut Zeller, die die Geschichten der Frauen aufgeschrieben haben, haben das Überleben der Babys zu Recht als »das Wunder von Kaufering I« bezeichnet. Nach Schätzungen starben mindestens 11 500, also etwa die Hälfte aller Gefangenen, in den Kauferinger Lagern.^[4]

Sie starben an Hunger, Krankheiten und Erschöpfung. Die Lebensumstände in diesen KZs waren so mörderisch, dass die Gefangenen sie als »kalte Krematorien« bezeichneten. »Bis zur letzten Minute haben die Deutschen dort unsere Leute umgebracht. Wir sollten durch die Arbeit vernichtet werden«,^[5] zitieren Gruberová und Zeller den Überlebenden Uri Chanoch, der seine Eltern und seine Schwester im Holocaust verlor. Chanoch war der Vorsitzende der »Vereinigung der Überlebenden der Außenlager Landsberg/Kaufering des KZ Dachau« und kämpfte stets dafür, dass die Erinnerung an die Zwangsarbeiter vom Lech nicht verloren gehe. Am 1. September 2015 starb er mit 87 Jahren in Israel. Eine gut sichtbare Gedenkstätte, für die er sich zeit seines Lebens eingesetzt hatte, gibt es bis heute nicht.

Die 50-jährige Edith Raim bedauert, dass die letzten Überlebenden der Außenlager Kaufering sterben, ohne einen würdigen Ort des Gedenkens bekommen zu haben: »Wir Deutschen sind angeblich Weltmeister des Gedenkens und stellen überall Tafeln auf, aber ausgerechnet in Landsberg scheint das nicht möglich zu sein. Das ist wohl einfach zu viel Geschichte für einen kleinen Ort.«

Erst 2013 wurde eine Machbarkeitsstudie beschlossen, die überprüfen soll, wie sich die KZ-Außenlager und -Friedhöfe in

einem übergeordneten Erinnerungskonzept »Verbinden und Erklären« lassen.^[6]

Eine Umsetzung wäre faktisch möglich, doch ob es dazu je kommen wird, ist fraglich. Das Gedenken an »Landsbergs schwierige Zeitgeschichte« wird deshalb einstweilen wohl weiter auf die Initiative von Einzelpersonen angewiesen sein. Diese haben allerdings schon einiges auf den Weg gebracht: Auf dem ursprünglich vollkommen verwahrlosten, zugemüllten Gelände des ehemaligen KZ VII ist auf Betreiben einer kleinen, 1983 gegründeten Landsberger Bürgervereinigung nach und nach ein bescheidener Ort der Erinnerung mit dem großartigen Titel »Europäische Holocaustgedenkstätte« entstanden. Zur Gründungsgeneration gehörte auch Edith Raims Vater. Durch die Arbeit der Vereinigung sind Ruinen von KZ-Erdbunkern, Erdhütten und einer Behausung aus Tonröhren erhalten geblieben, die derzeit restauriert werden.

Mit einer der herausragenden Figuren der hiesigen Erinnerungsarbeit, die viele Jahre in Eigeninitiative gearbeitet hat, bin ich an der Landsberger Justizvollzugsanstalt verabredet: Ich will von Barbara Fenner, einer entfernten Nachbarin, mehr über unsere Region erfahren. Die 73-Jährige war 29 Jahre lang Geschichtslehrerin an einem Landsberger Gymnasium. Über einen Schülerwettbewerb stieß sie 1988 auf die Thematik der ehemaligen Konzentrationslager, vertiefte sich in die Materie und machte das Thema schließlich zu einem Teil ihres Geschichtsunterrichts. Eines Tages erzählte Karl Rom aus Kaunas (Kowno) ihren Schülern seine Geschichte. Er hatte das Ghetto Kaunas und die KZs Stutthof, Dachau und Kaufering XI überlebt. 1994 kam er zum ersten Mal wieder an den Ort seiner schlimmsten Erfahrungen und wollte für

seine toten Kameraden beten, aber er fand das ehemalige Lager Kaufering XI nicht mehr. Nicht einmal als symbolischen Ort des Gedenkens. Das wollten die Schüler ändern.

Der unmittelbar biografische Zugang animierte seine jungen Zuhörer, sich auf die Suche nach dem ehemaligen Lager zu machen. Der damals gängigen Einstellung konservativer Politiker, die alten Geschichten nicht wieder aufzuwärmen, weil man dem Ruf der Stadt schade, wenn man Landsberg zum zweiten Dachau hochstilisiere, wollten sie ein Stück Erinnerung entgegensetzen. Barbara Fenner nahm den Impuls ihrer Schüler auf, und es entstand das Projekt »Wir machen ein KZ sichtbar«. Die Lehrerin und ihre Schüler verspürten bisweilen starken Gegenwind, ließen sich davon jedoch nicht einschüchtern. Die Jugendlichen studierten Fotos und Katasterpläne, um den Standort des früheren KZ XI genau bestimmen zu können. Dabei halfen ihnen auch die Skizzen von Überlebenden, mit denen sie Kontakt aufgenommen hatten. Das besondere Ergebnis der Projektarbeit war eine Ausstellung mit Bildern und Exponaten wie etwa ein riesiger Lagertopf, aus dem die Mahlzeiten verteilt wurden. Die Schüler hatten sie ehrenamtlich und ohne finanzielle Unterstützung zusammengestellt. Nachdem maßgebliche Institutionen, selbst die eigene Schule, kein Interesse an der Ausstellung zeigten, fanden sich schließlich Bundeswehroffiziere bereit, sie im Bunker von Igling zu präsentieren – sie hängt seitdem dort und kann von Schulen entliehen werden. Das Projekt ist beim Wettbewerb »Demokratisch Handeln« ausgezeichnet worden.

Selbstbestimmtes, freiwilliges Lernen war für die Lehrerin und ihre Schüler gleichwohl ungewohnt. Doch Fenner ließ sich auf das Experiment ein, weil ihr bewusst war, dass die meisten Schüler nur

dann Interesse am Unterrichtsstoff entwickeln können, wenn er ihnen nicht lehrplanmäßig oktroyiert wird und etwas mit ihnen persönlich zu tun hat. Während der Recherchen im Gelände kam es oft zu intensiven Gesprächen mit den Gymnasiasten, in denen es über das Thema des KZs hinaus um Fremdenfeindlichkeit, Zivilcourage oder den Umgang mit Rechtsradikalen ging. Fenner verstand es, sich in die Jugendlichen hineinzusetzen, ihre Emotionen, Anliegen und Interessen zu berücksichtigen und über die entstehenden Fragen eine Verbindung zwischen den historischen Inhalten und dem Alltag ihrer Schützlinge herzustellen. Es galt, die historischen Erkenntnisse der Schüler auf die Gegenwart zu übertragen und sie darüber reflektieren zu lassen, welche Lehren sich daraus für das heutige Verhalten in der Gesellschaft ziehen lassen. Fenner verordnete ihren Schülern nicht Empathie, sondern machte sich gemeinsam mit ihnen auf die Suche – immer auf Augenhöhe mit den jungen Menschen: Erlerntes wird stets besser behalten, wenn es emotional verankert ist, davon ist sie überzeugt. »Betroffenheitspädagogik war dabei aber nie eine Gefahr«, sagt Fenner, »dazu fragten wir zu offen und zu spontan.« Immer wieder schuf die Lehrerin Räume zur Besinnung und Reflexion, damit ihre Schüler die Möglichkeit hatten, ihre Erfahrungen angesichts des Unrechts, das in ihrer Region geschehen war, zu verarbeiten. »Sie haben Geschichte als ein Denkfach mit existenziellen Überlegungen und realen Bezügen kennengelernt und ein tiefes Empfinden für die Opfer entwickelt.« Die Pädagogin erkannte, wie wichtig es für Schüler ist, sich mit kaum erforschter oder gar tabuisierter Geschichte am Ort zu beschäftigen. So entsteht bei ihnen ein differenziertes Geschichtsbewusstsein, und sie können ihre eigene Identität, fern der in den Familien oder der Gesellschaft oktroyierten Narrative,

entwickeln. Fenner entdeckte während der Projektphase sogar bei sonst schwachen Schülern Entdeckerfreude und bislang verborgene Qualitäten. 1995, nach eineinhalb Jahren freiwilliger Gruppenarbeit, stellten die Schüler ihre Befunde vor – sie hatten das KZ-Lager XI wieder sichtbar gemacht und sich sogar erfolgreich dafür eingesetzt, dass die Stadt Landsberg einen Gedenkstein aufstellte. Dieses und andere Schulprojekte, die Barbara Fenner begleitete, sind mit Preisen ausgezeichnet worden. 2012 hat die engagierte Lehrerin mit 70 Jahren sogar noch über »Emotionen, Geschichtsbewusstsein und die Themenzentrierte Interaktion« promoviert und wurde mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Bevor ich mich heute mit Barbara Fenner auf dem Spöttinger Friedhof treffe, mache ich einen kurzen Abstecher zur Saarbürgkaserne nahe dem alten Stadtkern Landsbergs und der Katharinenvorstadt, wo die US-Armee im Mai 1945 ein Lager für Displaced Persons einrichtete. Jüdische Überlebende der Konzentrationslager, der Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiterlager fanden im DP-Lager vorübergehend Unterkunft. Im November 1945 waren etwa 7 000 entwurzelte Menschen hier, bis zur Räumung des Lagers im November 1950 hatten insgesamt 23 000 das Lager durchlaufen. Auf der Website von Landsberg am Lech hieß es es dazu bis ins Jahr 2009: »Noch heute ist die Erinnerung mancher Landsbergerinnen und Landsberger an das Lager negativ besetzt. Die eigene materielle Not, Beschlagnahmungen und Plünderungen sowie Schwarzmarkt-Erlebnisse überlagern andere Fakten. Eine Kleinstadt mit 10 000 Einwohnern sah sich mit den Folgen eines menschenverachtenden Regimes konfrontiert. Eine Massenunterkunft mit bis zu 7 000

Menschen ausländischer Herkunft war zu tolerieren und zu versorgen. Menschen, die in Landsberg nicht bleiben sollten (und auch nicht wollten) und fremd blieben. Mit dem Leid der Verfolgten während des Nationalsozialismus setzte man sich zu dieser Zeit nicht auseinander.«^[7]

Am verabredeten Treffpunkt setze ich mich zu Barbara ins Auto, um einen Schauer abzuwarten. Heute will sie mir den »heißesten Ort der Stadt« zeigen, wie sie sagt, den Spöttinger Friedhof, der direkt neben dem Gefängnis liegt. Ich stelle ihr eine Frage, die mich schon lange umtreibt: »Woher kommt eigentlich deine starke Motivation, die Vergangenheit aufzuarbeiten?«, will ich wissen. »Warum ich, die Enkelin Hanns Ludins, mich damit auseinandersetze, weiß ich, aber wie ist das mit dir?«

Ich frage meine Bekannte dies ganz bewusst, weil ich das, womit wir uns beschäftigen und wofür wir uns einsetzen, selten für einen Zufall halte; meistens verbirgt sich dahinter ein persönliches Motiv, das in der Familiengeschichte begründet ist.

Wir fragen die Menschen in unserer Umgebung viel zu selten nach ihrem Leben, dabei sind es gerade die erzählten Lebensgeschichten, die zu einem tiefen und intensiven Kontakt führen können. In meiner Arbeit mit dem israelischen Psychologen Dan Bar-On habe ich gelernt, wie wirkungsvoll es auch in politischen und historischen Konflikten sein kann, die persönlichen Geschichten auszutauschen. Er nannte das »storytelling in conflict«. Beim Storytelling entdeckt der Zuhörer in der Geschichte des Sprechers – des vermeintlichen Fremden oder sogar Feindes – plötzlich Anteile, die er aus dem eigenen Leben kennt und mit denen er sich identifizieren kann. Das Stereotyp, das er sich vom anderen geschaffen hat, löst sich auf, und der Mensch hinter den

Klischees tritt zutage. Interessant dabei ist, dass nicht nur der Zuhörer sich und seine Perspektive verändert, sondern auch derjenige, der seine Geschichte preisgibt. Es ist ein wechselseitiger Veränderungsprozess, der Vertrauen und Reflexionsvermögen voraussetzt und zugleich verstärkt. Dan Bar-On war einer der Pioniere des Dialogs mit der persönlichen Lebensgeschichte. Angefangen mit den Nachkommen von NS-Verbrechern und den Kindern von Opfern und Überlebenden, übertrug er seinen Ansatz auf den israelisch-palästinensischen Konflikt und später sogar auf eine internationale Ebene.

Mit meiner Vermutung, dass Barbara Fenners Antrieb aus ihrer eigenen Vorgeschichte kommt, liege ich nicht falsch, wie ich jetzt von ihr höre. Ihr Vater Hans-Georg Fenner, 1900 im schlesischen Bunzlau geboren, ist Anfang 1945 vor Berlin verschollen und wahrscheinlich gefallen: »Ich habe als Kind immer auf ihn gewartet, mich gefragt, wo er wohl ist. Deshalb kann ich Überlebende des Holocaust oder deren Kinder so gut verstehen, die nach Landsberg zurückkommen, um zu erfahren, wie ihre Angehörigen umgekommen sind und wo sie begraben liegen könnten. Sie wollen wenigstens ein Grab für ihre Toten haben«, sagt Barbara. Ihr Vater war ein studierter Landwirt, der aus seiner NSDAP-Mitgliedschaft einige Vorteile ziehen konnte. Die Nazis machten ihn zum Treuhänder eines Gutes, ein Schlösschen, das zuvor einem polnischen Grafen gehört hatte. Dort wuchs Barbara, 1942 in Posen geboren, die ersten drei Jahre ihres Lebens auf. Als Erwachsene fiel ihr plötzlich das Kinderlied ein, das ihr polnisches Kindermädchen ihr vorgesungen hatte, und später kam sogar die Erinnerung an den Schlossteich zurück, in dem sie als Kleinkind fast ertrunken wäre. Ihr Vater bewirtschaftete auch in der Ukraine

riesige Ackerflächen, so dass Barbara ihn nur in den Ferien sah. Welche Rolle Hans-Georg Fenner im Zweiten Weltkrieg konkret gespielt hat, weiß die Tochter bis heute nicht, doch sie sagt ganz entschieden: »Eines ist sicher, er war ein Profiteur des NS-Systems – und somit habe auch ich als Kind davon profitiert.«

Im Januar 1945 fand ihr verwöhntes Schlossleben ein jähes Ende. Ihr Vater wurde zum Volkssturm eingezogen, und ihre Mutter Karla ließ daraufhin kurzerhand die Kutsche anspannen, um sich und ihre Tochter vor der nahenden sowjetischen Armee in Sicherheit zu bringen. Sie war im neunten Monat mit ihrem zweiten Kind schwanger. Die Flucht nach Quedlinburg im Harz gelang, doch Barbara vermutet, dass ihre Mutter auf dem Weg vergewaltigt wurde: »Sie lag nach der Geburt meiner Schwester ein Dreivierteljahr im Krankenhaus, angeblich wegen eines durchgebrochenen Blinddarms. Meine Großmutter kümmerte sich um den Säugling, für mich hatte sie jedoch nicht genug Kraft, und so musste ich in dieser Zeit ins Kinderheim. Es war dort schrecklich, und ich habe wohl viel ins Bett gemacht. Deshalb beschloss ich, schnell erwachsen zu werden.«

1947 wurden die Fenner-Frauen in einer Nacht-und-Nebel-Aktion aus der sowjetisch besetzten Zone nach Württemberg-Baden geschleust – »unsere zweite Flucht vor den Russen«. Organisiert hatte das Barbaras Tante, die unter anderem wegen ihrer polnischen Sprachkenntnisse für den militärischen Geheimdienst der Wehrmacht unter Wilhelm Canaris gearbeitet hatte. Auf dieser Flucht – Barbara erinnert sich noch genau – ging sie einmal zusammen mit ihrer Großmutter in eine Gemeinschaftsdusche. Die Frau, die sie in die Örtlichkeiten einwies, hatte eine Auschwitz-Nummer auf dem Arm. Als Barbara fragte, was das bedeute,

erstarrten um sie herum alle zu Salzsäulen, und es breitete sich großes Schweigen aus. Dieses Schweigen zieht sich wie ein roter Faden durch viele der hier geschilderten Biografien. Barbaras Generation ist die Generation des Schweigens, das an die nächste Generation weitergereicht wurde.

Im schwäbischen Oberesslingen angekommen, wohnten die Frauen und Mädchen zu fünft, weil die zweite Großmutter auch noch eingezogen war. Oft besuchte sie die ledige, »wilde« Geheimdiensttante mit ihrem Terrier; den liebte Barbara sehr. Während Barbaras Großmutter mütterlicherseits den Haushalt führte und aktiv war, wirkte die Mutter ihres Vaters wie versteinert. Sie hatte ihre drei Söhne in die Kadettenschule geschickt und alle im Krieg verloren, auch ihr Mann war gefallen. Barbara vermutet, dass sie deshalb unter starken Schuldgefühlen litt. Manchmal erwischte sie diese Oma beim Lauschen, wenn ihre Mutter und die andere Großmutter sich auf Polnisch über geheimdienstliche Dinge unterhielten, denn beide waren inzwischen für Reinhard Gehlen tätig. Generalmajor Gehlen hatte in der Wehrmacht die Abteilung »Fremde Heere Ost«, geleitet, aus der 1946 unter den Amerikanern der Nachrichtendienst »Organisation Gehlen« hervorgegangen war, der 1956 zum Bundesnachrichtendienst werden sollte. Barbaras Mutter Karla hatte nach dem Krieg keine Anstellung als Bibliothekarin mehr gefunden, weil die heimkehrenden Männer bevorzugt eingestellt worden waren. Sie arbeitete jetzt ganz für die Organisation Gehlen. Sie schrieb Briefe mit zweizeiligem Abstand und die geheimen Informationen mit Zitronensaft in die Leerzeilen dazwischen. Nach dem Austausch der Botschaften wurden die Briefe gebügelt, so lernte Barbara sehr viel später von ihrer Mutter, und so kamen die versteckten Botschaften zum Vorschein. Von

Beginn an arbeitete Barbaras Mutter ununterbrochen und diszipliniert. Selbstbeherrscht weigerte sie sich stets, Tabletten einzunehmen, selbst als sie später erkrankte. Ihr Tarnname lautete »Fels in der Brandung«, und als solcher galt sie auch im Dienst.

Auf ihre Tochter wirkte sie hingegen völlig unzugänglich: »Sie war sogar am Wochenende sehr beschäftigt. Immer war sie müde, erschöpft und stets sehr ernst und eher deprimiert«, sagt Barbara und beschreibt ein Phänomen vieler Frauen nach dem Krieg, die keinen Raum hatten, ihre Erfahrungen zu verarbeiten, und chronisch überlastet waren. »Statt selbst einmal zu lachen, ermahnte sie immer mich: ›Sei doch nicht so ernst!‹«

Wir sind mittlerweile so sehr ins Gespräch vertieft, dass wir den Regen, der auf die Windschutzscheibe prasselt, gar nicht mehr beachten. Manchmal springt Barbaras Narrativ chronologisch, sie lässt sich von Assoziationen leiten. Ich erlebe sie, die ich bislang als zurückhaltende Frau kannte, auf einmal sehr offen. Sie hat nicht nur in ihrem Beruf vieles mit Erfolg angepackt, sondern zeigt auch im Privaten Reflexionskraft und Mut. »Mein emotionaler Kontakt zu meiner Mutter verlief über Bücher«, erzählt sie weiter. »Schon als Fünfjährige verschlang ich meinen ersten Roman. Des Nachts las ich heimlich mit der Taschenlampe unter der Bettdecke und wartete, dass Mutti heimkam. Sie war in unserer Straße die Einzige, die hohe Absätze trug. Sobald ich ihre Stöckel auf dem Pflaster hörte, machte ich rasch die Lampe aus und konnte endlich einschlafen.«

In der Familie begann sie die Führung zu übernehmen: Bei einem Ausflug verpassten die Fenners in Ulm den letzten Zug nach Hause, doch die kleine Barbara organisierte sofort ein Hotel. »In unserem Frauenhaushalt waren alle zierlich und zurückhaltend.

Nur ich war groß, kräftig und vorlaut.« In der Schule langweilte sie sich, weil sie schon zu Beginn lesen konnte. Stattdessen machte sie Unsinn. »Ich hatte merkwürdigerweise nie Angst; deshalb habe ich mich ständig durch riskante Aktionen gefährdet: Obstklauen im Pfarrersgarten, Bandenstreiche, verrückte Mutproben, Karabiner ausgraben, Spiele mit Munition und solche Abenteuer. Meine Mutter nannte das den ›Mut der Dummheit‹.« Doch weder sie noch ein anderer Erwachsener bekam wirklich mit, was sie alles anstellte. »Ich glaube, als Lehrerin hatte ich niemals einen Schüler, der so wild war wie ich damals«, sagt sie und seufzt. Vermutlich reagierte sie mit ihrer rebellischen Art auf die emotionale Überforderung durch ihre depressive Mutter.

Manchmal gab es im Unterricht einen Kriegsfilm zu sehen, in dem russische Panzer die Leinwand ausfüllten. Das brachte bei Barbara Erinnerungsfragmente von ihrer Flucht als Dreijährige mit ihrer Mutter hervor: Wochenlang konnte sie nachts nicht mehr einschlafen, schreckte panisch hoch. Sei es, dass sie sich an mehr erinnerte, als ihr klar war, sei es, dass sie während der Flucht die Angst ihrer Mutter überdeutlich spürte – was sie da erlebt hatte, blieb tief in ihr verschlossen. So mutig und stark sie äußerlich war, so sehr war sie doch von Ängsten geplagt.

Ihre Mutter kam von ihrer Fluchterfahrung ihr Leben lang nie wieder los und setzte alles daran, in der Bundesrepublik ihren Platz zu finden. Als Barbara einer Mitschülerin ein Buch ausgeliehen hatte und es zurückholen sollte, bestand ihre Mutter darauf, dass sie sich genau ansah, wo dieses Mädchen wohnte: in einer armseligen Flüchtlingsiedlung. »Schau, das sind Flüchtlinge«, sagte die Mutter, »wir auch, aber wir sind was Besseres.« Danach

hat Barbara sich mit diesem Mädchen nie wieder abgegeben, was ihr bis heute leidtut.

Reagieren so viele Deutsche deshalb so negativ auf die Geflüchteten, die nach Deutschland kommen, frage ich mich, weil ihre eigenen familiären Fluchterfahrungen verdrängt wurden? Lösen diese Schutzsuchenden in ihnen Ängste vor den eigenen düsteren Erinnerungen und somit Aggressionen aus? Oder wiederholen sie, was ihre Eltern damals über Flüchtlinge sagten?

Wie in vielen männerlosen Haushalten der Nachkriegszeit übernahm Barbara bald die Rolle ihres abwesenden Vaters und kümmerte sich um ihre Mutter, als wäre sie deren Mann. Zu Hause schlug selbstverständlich »die Bärbel« die Nägel in die Wand, und sie war es, die die Sektflasche öffnete. Nach der Schule lief sie in Lederhosen herum, und als sie älter war, schenkte ihre Mutter ihr ein Motorrad. »Sie hat mich als Jungen erzogen. Ich selbst nahm mich eher als männlich wahr und habe mich auch so verhalten. In Wahrheit war ich aber mit meiner Aufgabe, der Mutter den Mann zu ersetzen und sie zu beschützen, restlos überfordert«, weiß Barbara heute. Vermutlich genoss sie auch nie die Aufmerksamkeit und Anerkennung, die Kinder brauchen, um sich wahrgenommen und sicher zu fühlen. Dieser Mangel kann einen das ganze Leben lang verfolgen.

In der Psychologie nennt man diese Verkehrung der familiären Beziehungen »Parentifizierung« – das Kind übernimmt die Rolle eines Elternteils. Der Psychologe Jürgen Müller-Hohagen erklärt es mir so: »Parentifizierung heißt, dass Kinder sozusagen in die Schuhe ihrer Eltern schlüpfen, dies aber nicht als ein nur zeitweiliges und lustiges Spiel, sondern als Dauerzustand. Sie fühlen sich verantwortlich auf existenziell wichtigen Gebieten, wo

sie bewusst oder meist unbewusst Defizite ihrer Eltern wahrnehmen. Sie versuchen das auszugleichen, um für die ganze Familie das Weiterleben und damit für sich selber eine verlässliche Grundlage zu sichern. ›Ich bin eben so daneben‹, ›Ich bringe es einfach nicht‹, ›Ich bin ein Versager auf der ganzen Linie‹, ›Ich bin so komisch drauf‹: Solche umgangssprachlich formulierten ›Selbstdiagnosen‹ sind für mich in der jahrelangen Praxis als Therapeut zu Stichworten geworden, um an seelische Nachwirkungen aus der NS-Zeit und dabei speziell an Parentifizierung zu denken. Parentifizierte Kinder übernehmen von ihren Eltern Aufträge, die sie von vornherein gar nicht erfüllen können, und selbst wenn sie sie unter größter Anstrengung doch schaffen sollten, ist das Auftrag erteilende Elternteil meist immer noch nicht zufrieden. Das führt oft zu tiefen Selbstwertzweifeln oder gar in die Depression.«

Müller-Hohagen leitet das Dachau-Institut Psychologie und Pädagogik und erforscht seit 1983 die seelischen Nachwirkungen der NS-Zeit. In Familien von NS-Tätern und -Tatbeteiligten erkannte er häufig »eine riesige Unklarheit, eine Vernebelung. Denn über das Eigentliche – die Tatbeteiligung – wurde geschwiegen. Vielmehr erzählten Verwandte Anekdoten aus dem Soldatenleben oder breiteten sogar Schreckliches aus dieser Zeit vor den Kindern aus, was diese völlig überforderte. Von Flucht und Vertreibung und den Schrecken des Bombenkriegs wurde in vielen Familien wieder und wieder berichtet. Damit aber wurde den Kindern eine »Opfer«-Perspektive vermittelt. Das konnte auch ohne Worte geschehen. Kinder aber haben ein feines Sensorium für Wahrheit, Verdrehung, Lüge, nur können sie das nicht ausreichend fassen, es verunsichert sie dann zutiefst. So kam zu einer diffusen

Überforderung in parentifizierenden Verhältnissen auch noch die Wirkung solcher Verdrehungen der eigentlichen Wirklichkeit hinzu. Das Dumpfe der inneren Zustände in einer Welt der Parentifizierung (etwa im Schwanken zwischen Größenvorstellungen und tiefen Selbstwertzweifeln) wurde noch kontaminiert durch eine kollektiv verbreitete Welt der Lüge, durch eine ›strukturelle Lügenhaftigkeit‹, so der Psychologe und Autor.

Ich kenne das aus meiner eigenen Familie: Auch meine Mutter, das älteste der sechs Kinder meiner Großeltern, hatte zu Hause schon bald nach der Hinrichtung ihres Vaters die Hosen an. Aus ihrer geradezu herrischen, jedenfalls bestimmenden Haltung gegenüber meiner Großmutter kam sie nie mehr heraus. Ihre Mutter und ihre jüngeren Geschwister beugten sich ihrem Diktat. In meiner Familie wurde ebenfalls »strukturell gelogen«. Über das Thema Hanns Ludin, meinen Großvater, herrschte »beredtes Schweigen« (Birgit Rommelspacher) – es wurde viel und inhaltsleer über ihn gesprochen, das Schmerzliche ausgespart. Als meine ständig überforderte Mutter später im Leben unter Depressionen zusammenbrach, parentifizierte sie wiederum mich und übertrug mir Aufgaben und eine Verantwortung, die mich überforderten. Ähnlich wie Barbara wollte ich als Grundschülerin zeitweilig nichts als ein Junge sein und stellte allerhand an, um als solcher wahrgenommen zu werden. Jahrelang habe ich daran arbeiten müssen, meine Identität zu finden und mein Selbstwertgefühl aufzubauen. Noch heute kämpfe ich manchmal mit Ohnmachtsgefühlen, die ich als Kind einer depressiven Mutter kennengelernt habe.

Es hat zu regnen aufgehört, und noch immer sitzen wir in Barbaras Auto. »Erzähl weiter«, bitte ich sie. »Was weißt du noch über deinen Vater?« Es stellt sich heraus: fast gar nichts. Die Flucht und der Neubeginn der Frauen in der Nachkriegszeit nahmen stets einen so großen Raum im Familiennarrativ ein, dass die Tochter spürte, Gespräche über den vermissten Ehemann und Vater waren ein Tabu – »wir haben nur gewartet, dass Papi wiederkommt«, sagt sie zum zweiten Mal und macht damit deutlich, in welcher Atmosphäre des Schweigens sie aufgewachsen ist. An der Wand im Wohnzimmer hing ein vergrößertes Passbild von ihrem Vater. Das Parteiabzeichen auf dem Kragenaufschlag war mit Tinte übermalt. An seinem Geburtstag drapierte ihre Mutter Blumen unter dem Bild. Aber sprechen wollte sie über diesen Mann nicht. Barbara vermutet, es mag ihr wohl ganz recht gewesen sein, dass er nicht mehr zurückkam: »Was hätte sie wohl mit ihm angefangen?«, fragt die Tochter. »Die beiden passten vermutlich gar nicht zusammen, sie, die intellektuelle Bibliothekarin, und er, der Landwirt ohne eigenes Gut.« Stets fragte Karla sich, ob er mit ihrer Arbeit bei Gehlen einverstanden gewesen wäre. Ihre Mutter hatte eine klare Vorstellung davon, wie ein Mann zu sein oder besser nicht zu sein hatte. So durfte Barbara nie mit ihrem Onkel umgehen, der sich die Knie hatte zertrümmern lassen, um im Krieg nicht eingezogen zu werden. Den empfand Karla als Feigling und Drückeberger.

Liiert war Frau Fenner senior nach dieser ersten Ehe nie wieder. Ein einziges Mal, als Barbara schon älter war, gab es bei der Mutter Herrenbesuch. Da kam ein Arzt mit Blumen. Alle Fenner-Frauen waren starke Raucherinnen, und in der Stube dominierte Tabakgeruch. Doch als der Verehrer gegangen war, sagte ihre Mutter: »Bärbel, mach das Fenster auf, es riecht nach Mann!« Männer interessierten sie nicht mehr, vielmehr empfand Barbara

sie sogar als außergewöhnlich männerfeindlich, prüde und streng. »Das hat auch mich geprägt, ich fand es immer schwierig, mit Männern klarzukommen«, gesteht sie ein. Gewiss spielte dabei eine Rolle, dass sie für ihre Mutter lange Partnerersatz war. »Meine Mutter hat mich gegenüber meiner Schwester bevorzugt, es hieß, ich sähe meinem Vater ähnlich. Das hat die Beziehung zu meiner Schwester dauerhaft belastet. Bis heute sind wir sehr unterschiedlich und beziehen oft gegensätzliche Standpunkte, insbesondere wenn es um die Vergangenheit geht«, so Barbara.

Trotz all ihrer historischen Arbeiten ist die pensionierte Lehrerin in Bezug auf ihren eigenen Vater noch nicht weitergekommen: »Als ich so weit war zu fragen, waren bereits alle tot, die mir etwas hätten sagen können. Ich spreche kein Polnisch und kann darum die Archive in Polen nicht auswerten.« Barbara kennt die Feldpostbriefe ihres Vaters, doch daraus kann sie nicht erkennen, ob er ein überzeugter Anhänger der Ideologie des Dritten Reiches war. Ein alter Mann in Polen habe ihr einmal gesagt, ihr Vater sei ein »guter Nazi« gewesen. »Das hört man ja gerne«, sagt sie und lächelt etwas sarkastisch, denn sie weiß gut, dass das meistens eine Idealisierung ist, wie sie in vielen Familien üblich ist.

Auch bei einigen meiner Angehörigen gilt mein Großvater weiterhin als ein solcher »guter Nazi«. Es mag zwar ein paar widerständige oder menschliche Nazis gegeben haben, mein Großvater war jedoch gewiss keiner von ihnen.

Im Esslinger Mädchengymnasium hatte Barbara eine Musiklehrerin, die sie verehrte. In der Nacht träumte sie manchmal, sie sei ein armes Kind, ihre Mutter sei krank und stirbe, und diese tolle Lehrerin adoptierte sie. »Ich bin dann schweißgebadet mit schlechtem Gewissen aufgewacht«, erinnert sie sich. Zweimal flog

sie wegen ihres rowdyhaften Benehmens fast von der Schule, bis sie 1957 mit Mutter, Schwester und Großmutter nach Gräfelfing bei München umzog. Der BND hatte seine Arbeit aufgenommen, und Mutter Karla war mit dabei. Bereits in Esslingen hatte Barbara die Pfadfinder kennengelernt, und es eröffnete sich für sie eine ganz neue Welt mit waghalsigen Wanderungen, Lagerfeuer, Musik und Gesang. Bei einem Sängerwettbewerb trug ihre Pfadfindergruppe stolz ein Lied vor: »Heiß das Blut, das die Adern durchrauscht; kalt der Wind, der das Fahmentuch bauscht. Heiß oder kalt, ja oder nein – niemals wollen wir lauwarm sein!«, schmetterten die Jugendlichen. Sie wussten nicht, dass das ein altes Nazi-Lied war. »Alle guckten betreten, wir wurden disqualifiziert, aber keiner erklärte uns, warum«, erinnert sich Barbara. Damals war es vollkommen unmöglich, offen über die NS-Zeit zu sprechen. Als ein Mitschüler Barbaras Mutter mal als »Ami-Liebchen« bezeichnete, weil diese mit hohen Absätzen, Lippenstift und roten Fingernägeln stets auffiel, verdrosch sie ihn nach Strich und Faden.

Nach der Mittleren Reife 1959 sollte Barbara ein naturwissenschaftliches Fach lernen, weil sie laut ihrer Mutter, im Einklang mit dem Rollenklischee für Jungen, angeblich »für Sprachen nicht begabt« war – bis heute glaubt sie das. Sie wurde also zunächst Chemotechnikerin. Das passte gut, weil ihre dominante Mutter sich erhoffte, dass ihre Tochter dereinst beim BND Pässe fälschen würde. Weil Barbara sich indes nicht dazu durchringen konnte, wurde sie »zum Nachdenken« in die Hauswirtschaftslehre geschickt. »Fels in der Brandung« war beim BND mittlerweile zur Personalratschefin aufgestiegen. Als die Kubakrise 1962 begann, entwickelte sie für Tausende BND-Mitarbeiter Fluchtpläne über Spanien in die USA. »Wir nehmen den

Dackel und den VW mit«, sagte sie entschlossen. Barbara wollte ihrer Mutter gerne den Gefallen tun und sich dem BND anschließen. »Lange habe ich darüber nachgedacht und entschied mich schließlich dagegen, weil ich meine große Klappe einfach nicht halten konnte. Meine Mutter ermahnte mich schon als Kind wiederholt, wenn ich etwas angestellt hätte, sollte ich wenigstens den Mund halten. Bei den Pfadfindern lernte ich jedoch als oberstes Gebot, nie zu lügen. Geheimnisse waren dort verpönt, und das habe ich verinnerlicht. Ich denke, dass ich in meinem Leben diese ganze Geheimniskrämerei meiner Familie unterlief, indem ich fast zwanghaft alles aufdecken und besprechen wollte«, sagt sie. »Nach meinem Nein zum BND und kurz vor Ende der Kubakrise starb meine Mutter mit 51 Jahren an Krebs.« Lange litt Barbara unter Schuldgefühlen, den Auftrag ihrer Mutter nicht erfüllt zu haben. Sie glaubte, ihre Mutter sehnte sich danach, dass ihre Tochter sich ihrer Arbeit anschließe, um dadurch deren Absolution für eine Tätigkeit zu bekommen, die ihr verschollener Mann vielleicht nicht gebilligt hätte. Vermutlich hätte Barbaras Zustimmung für sie Entlastung und Kontinuität bedeutet. Für ihre Tochter war die Entscheidung, dem Wunsch der Mutter nicht zu folgen, möglicherweise aber eine Befreiung von einer nahezu symbiotischen Beziehung.

Danach mischte Barbara bei den 68ern mit, jobbte, machte das Begabten-Abitur und absolvierte zwei Studiengänge, um ab 1978 als Lehrerin tätig zu werden. Der reformpädagogische Ansatz der Themenzentrierten Interaktion, entwickelt von der deutsch-jüdischen Emigrantin Ruth Cohn in den USA, überzeugte sie mit seiner humanistischen Psychologie besonders.

»Jetzt sind wir von unserem Thema der Geschichte Landsbergs abgekommen und ganz woanders gelandet«, bemerkt Barbara nach

einer längeren Pause abrupt. Im Gegenteil, finde ich, wir sind ganz im Thema – die transgenerationellen Folgen von Holocaust und Krieg. Nicht jeder hat die Resilienz von Barbara, eine belastete Biografie so konstruktiv zu nutzen wie sie.

Nun aber wollen wir uns endlich den Spöttinger Friedhof ansehen. Er liegt nicht nur direkt neben der Justizvollzugsanstalt, sondern steht auch unter deren Leitung. »Das ist ein eigenwilliger Ort mit einer merkwürdigen Geschichte«, erklärt mir Barbara beim Hineingehen. Denn hier liegen NS-Verbrecher und ihre Opfer dicht nebeneinander – was einst eine Notlösung war, wurde zum Dauerthema in der Stadt, von vielen Akteuren gebraucht und missbraucht. Nach Berechnungen des Münchner Historikers Thomas Raithel sind im Spöttinger Friedhof insgesamt 320 Menschen begraben. 145 davon starben noch vor Kriegsende an den Folgen der Haft. Nach dem Krieg wurde das NS-Gefängnis zum War Criminal Prison No. 1 der Amerikaner. 145 der 175 Menschen, die dort beigesetzt wurden, waren in den Nürnberger oder Dachauer Nachfolgeprozessen gegen Kriegsverbrecher zum Tode verurteilt und hier am Ort hingerichtet worden, darunter Martin Weiss, der Lagerkommandant von Dachau und Lublin-Majdanek.

In der Bundesrepublik durfte die Todesstrafe nicht mehr angeordnet und vollstreckt werden, deshalb gab es vonseiten der Bürger und der Politik zunehmend Proteste gegen die bis 1949 von US-Militärgerichten verhängten und noch nicht ausgeführten Todesstrafen. Die Landsberger Fälle wurden zunehmend zum Politikum und belasteten das deutsch-amerikanische Verhältnis. Der amerikanische Hohe Kommissar, John McCloy, sah sich gezwungen, eine Reihe übler NS-Verbrecher zu begnadigen oder gar frühzeitig aus der Haft zu entlassen. 1951 ging es noch um sieben NS-Verbrecher wie etwa den SS-Brigadeführer Erich Naumann, der

mit der »Einsatzgruppe B« in Weißrussland massenweise Juden, Sinti und Roma ermordet hatte. Es ging auch um keinen geringeren als Oswald Pohl, Leiter des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes; ihm oblag es unter anderem, die KZs zu inspizieren. Pohl »entwickelte sich zu einer Schlüsselfigur für die ›rationale‹ Organisation der mörderischen KZ-Zwangsarbeit und die ökonomische Nutzung des Massenmordes«,^[8] schreibt Thomas Raithel vom Institut für Zeitgeschichte in München. Zu Pohls Aufgaben zählte, die Zähne, Haare, Kleidung oder Wertgegenstände der ermordeten Juden weiter zu verwerten. Wie die meisten Verbrecher dieser Zeit sah sich dieser Mann bis zuletzt »in der Rolle eines ›banalen Verwalters‹, der seinem Vaterland treu gedient habe und keine persönliche Verantwortung am Massenmord trage«,^[9] so der Historiker. Bürger und Personen der Öffentlichkeit traten vehement dafür ein, die Hinrichtungen dieser sieben Männer aufzuheben. Auch Helene Elisabeth Prinzessin von Isenburg, eine zuverlässige Parteigängerin der NSDAP, die nach dem Krieg der »Stillen Hilfe für Kriegsgefangene und Internierte« als Präsidentin vorstand, legte sich ins Zeug und ließ ihre Kontakte spielen. Selbst den Papst bat sie um Unterstützung. Diese selbsternannte »Mutter der Landsberger« hielt ihre Schützlinge samt und sonders für unschuldige Opfer der »Siegerjustiz«.

Drei- bis viertausend Bewohner demonstrierten 1951 auf dem Landsberger Hauptplatz gegen die bevorstehenden Hinrichtungen. Als Holocaust-Überlebende, die im jüdischen DP-Lager in der Saarbürgkaserne lebten, diese Demonstration durch eine Gegenveranstaltung zum Gedenken an die Opfer störten, skandierten die Demonstranten nach Angaben des *Spiegel* vom 2. Januar 2012 »Juden raus!«^[10] Marion Gräfin Dönhoff wies in der

Zeit vom 8. März 1951 darauf hin, dass viele Menschen so täten, als handle es sich bei den Verurteilten um Märtyrer: »Der Fall dieser sieben Todesurteile ist zu einer großen nationalen Angelegenheit geworden, denn es sind Deutsche, die von alliierten Gerichten verurteilt wurden; dass sie außerdem noch Verbrecher waren, scheint die Deutschen nicht zu interessieren.«^[11] Die sieben Männer wurden dann doch noch am 7. Juni 1951 hingerichtet und in ihre Heimatorte überführt oder auf dem Spöttinger Friedhof beigesetzt. Dicht an dicht liegen an diesem symbolträchtigen Ort NS-Kriegsverbrecher neben NS-Opfern: »Das ist absolut singulär«, sagt Barbara. Befremdlich ist zudem, dass die Grabpflege der 145 Kriegsverbrechergräber aus Steuergeldern bestritten wurde. Alle Gräber, sogar die jüdischen, haben Grabkreuze. Wegen diverser Differenzen bezüglich dieses umstrittenen Ortes hatten die Gräber wechselweise Namensschilder oder keine. An den Grabkreuzen der jüdischen Opfer war zeitweilig ein Davidstern angebracht, der irgendwann wieder entfernt wurde. Dessen abgeblätterte Spuren im Holz sind bis heute erkennbar. Noch in den 80er-Jahren, erfahre ich von Barbara, feierten hier Alt-Nazis, die sich dafür SS-Uniformen anzogen, die Geburtstage der NS-Täter.

Der Historiker Abraham J. Peck, der im DP-Lager von Landsberg geboren ist, erzählte mir, dass er 1985 zum Jahrestag der Befreiung nach Landsberg eingeladen worden war und mit einer Gruppe auch auf den Spöttinger Friedhof geführt wurde. Für Juden, insbesondere für religiöse Juden, ist dieser Ort durch die unmittelbare Nähe der Täter unerträglich. Eine ältere Frau schmückte eines der Gräber mit Blumen. Ob sie wisse, welche Leute hier begraben seien, fragte Peck sie fassungslos. Das wisse sie sehr wohl, antwortete die Frau, doch das seien eben auch Menschen gewesen. Auch heute noch wird das eine oder andere Blumengebinde dort abgelegt.

2003 wurde der Friedhof entwidmet, und alle Namensschilder wurden von den Gräbern beseitigt, damit keine personelle Zuordnung mehr möglich ist. Laut »Jungle World« vom 19. Februar 2003 ließ der CSU-Politiker Manfred Weiß verlauten: »Diese Änderungen sind nicht nur deshalb erforderlich, weil die Ruhezeiten, die 25 Jahre betragen, längst abgelaufen sind und die letzte Bestattung lange zurückliegt, sondern insbesondere auch, weil es an diesem Ort bedauerlicherweise immer noch zu Solidaritätsaktionen ›Ewiggestriger‹ kommt.« Der Landsberger Stadtrat, Vertreter des Justizministeriums als Eigentümer des Friedhofs sowie Vertreter der Glaubensgemeinschaften und Heimatpfleger beschlossen, den Friedhof in seiner jetzigen Form als Denkmal der Zeitgeschichte zu erhalten. Jedoch weist nur eine bescheidene Tafel knapp auf die Geschichte dieses gespenstischen Ortes hin. Will man mehr als diese mageren Informationen erfahren, kann man sich an die Justizvollzugsanstalt Landsberg am Lech wenden – so die Tafel. Öffentliche Gedenkkultur sieht anders aus. Oswald Pohl wurde angeblich auf Wunsch eines Verwandten umgebettet und sein Grab an einen unbekanntem Ort verlegt. »Geschichte vergeht eben nicht«, bemerkt Edith Raim trocken, als ich ihr davon erzähle. Es braucht zwei Anfragen, bis die Justizvollzugsanstalt Landsberg auf meine Frage nach der Grabverlegung endlich antwortet: Ich solle das im Internet recherchieren, denn »die Mitarbeiter der Anstalt wurden in diesem Fall um Diskretion gebeten«, erfahre ich. Und da ich auch nach den Begrabenen auf dem Friedhof allgemein gefragt hatte, wird mir einzig empfohlen, das Werk »Der Spöttinger Friedhof« des Landsberger Schuhgeschäftsbesitzers Heinrich Pflanz in dessen Laden käuflich zu erwerben. Dass Pflanz' Publikation jedoch auch über Landsberg hinaus höchst umstritten ist, wird nicht erwähnt.

Zu dessen Arbeit sagt der Historiker Thomas Raithel: »Inhaltlich ist sie [...] problematisch, weil sie die Hingerichteten und Verstorbenen des WCP (War Criminal Prison) vor allem in einer Opferrolle sieht und die vorausgehenden NS- und Kriegsverbrechen weitgehend ausblendet.«^[12] Eine bayerische Stadt, 71 Jahre nach dem Kriegsende.

Am Spöttinger Friedhof wird mir abermals klar: Gebäude, Orte und Landschaften haben Symbolkraft. Wie Menschen sind sie voller Geschichten und Geheimnisse. Lassen wir uns auf ihre Vergangenheit ein, füllen sie sich mit unseren inneren Bildern und Emotionen. Ihre Lebendigkeit wird spürbar, ein sinnlicher Zugang zu vergangenen Zeiten und deren Menschen entsteht. Persönlichkeiten treten aus dem Schatten, leuchten in unserer Vorstellungskraft auf und kommen uns plötzlich nah. Neue Sichtweisen und Wertungen bestimmen künftig unsere Erinnerung.

Stolpersteine und Gedenktafeln können ein gutes Mittel sein, um uns im Alltag an jene zu erinnern, die von den Nazis aus ihren Häusern abgeführt und brutal aus dem Leben gerissen wurden. Wer übernahm ihre Wohnungen, ihr Hab und Gut, wer reichte das Diebesgut weiter an die nächste Generation? Welche Geschichten würden Gebäude, Räume oder Möbelstücke erzählen, wenn sie sprechen könnten? In ihrem Buch »Geschichte im Gedächtnis« sagt die Anglistin und Literaturwissenschaftlerin Aleida Assmann: »Die in einer Gesellschaft koexistierenden Generationen verkörpern nebeneinander Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; die historische Architektur unserer Städte stellt uns die Gegenwart vergangener Epochen vor Augen [...] Die Gegenwart ist immer schon angereichert mit Vergangenheit; wir sind allseits umgeben

von Vergangenheit in leibhaftiger, in materieller und in dinglicher Form.«^[13]

Doch haben wir daraus tatsächlich gelernt? Sind wir mit den Menschen, Orten und Objekten tief genug ins Zwiegespräch gegangen, um eine Annäherung an die Nazi-Zeit und den Holocaust zu wagen und zu analysieren, wie die Vergangenheit uns noch heute beeinflusst? Achten wir aufmerksam darauf, ob sich die Rechtsgrundlagen in unserer Gesellschaft schleichend verändern, ob sich Rassismus ausbreitet und Ausgrenzungen alltäglich, ja »normal« werden? Wie würden wir uns im Fall der Fälle entscheiden: Sehen wir genau hin und handeln gegen menschenverachtendes Verhalten? Oder blenden wir es aus, wenn Feindbilder zum politischen Kitt der Gesellschaft werden, bleiben stumm und passiv? Passen wir uns vielleicht gar der Mehrheitsmeinung an und befördern selbst eine ablehnende, aggressive Stimmung?

»Wir leben gemeinsam mit den vergessenen Tätern wie mit den erinnerten Opfern in einer Welt. Unsere Welt ändert sich gerade auf eine Weise, die Ängste wiederaufleben lässt, die zu Hitlers Zeit vertraut waren und auf die Hitler eine Antwort gab. Die Geschichte des Holocaust ist nicht vorbei, er ist ein Präzedenzfall, der ewig währt, und seine Lektionen haben wir noch nicht gelernt«, sagt der amerikanische Historiker Timothy Snyder in seinem neuen Buch »Black Earth: Der Holocaust und warum er sich wiederholen kann«^[14].

Es beginnt wieder zu nieseln. Barbara und ich trennen uns nach diesen intensiven Stunden. Ich bedanke mich bei ihr für ihre aufschlussreiche Führung, vor allem aber auch für ihre eigene

Geschichte, die sie mir anvertraut hat. Als ich nach Hause komme, parkt in der Dorfstraße wieder das Auto mit dem Schriftzug der »Böhsen Onkelz«, der Frankfurter Metal-Band mit der rechtsradikalen Vergangenheit. Das erinnert mich daran, dass 2013 vor demselben Haus plötzlich ein Wagen mit dem Aufkleber »Legion Werwolf« stand. Mir kam das gleich merkwürdig vor, und ich recherchierte im Internet. Es stellte sich heraus, dass es sich um eine rechtsextremistische Gruppe aus Schwaben mit überregionalen Kontakten handelt. Sie bezieht sich ideologisch auf Himmlers »Kommando Werwölfe«, mit dem er den deutschen »Endsieg« erreichen wollte. Mein Mann und ich informierten sofort den Verfassungsschutz. Der Wagen blieb einige Tage in der Straße, und anhand weiterer Pkws aus anderen süddeutschen Orten, aus denen überwiegend junge Männer stiegen, ließ sich schließen, dass hier ein Treffen von Neonazis stattfand. Ihr führender Kopf wurde wenige Monate später inhaftiert und im Juni 2014 wegen Volksverhetzung und Erpressung zu knapp drei Jahren Haft verurteilt.

Nach den zuständigen Behörden habe ich einige Bekannte in unserem Dorf und unsere Nachbarschaft informiert. Mit einer Ausnahme reagierte niemand auf meine Information oder sprach mich jemals darauf an. Man zog es vermutlich vor, wegzusehen und sich der Gartenpflege und der Kirchengemeinde zu widmen.

Die Schattenseiten sind in uns – Wolfgang Wagner kämpft gegen Pietismus und Perfektionsanspruch

»Die wirkliche Gefahr – vor allem in unsicheren Zeiten – sind die gewöhnlichen Menschen, aus denen der Staat besteht. Die wirkliche Gefahr für den Menschen bin ich, seid ihr.«

JONATHAN LITTELL^[*]

»Komm mal bitte da hinüber«, sagt Wolfgang Wagner und führt mich zum Friedhof an der Kirche unseres oberbayerischen Dorfes. Es ist früh am Morgen, Wolf – so nenne ich ihn – ist aus Berlin zu Besuch, und gleich werden wir zu einer gemeinsamen Reise nach Tübingen aufbrechen. An der Kirche zeigt er mir eine steinerne Tafel. Darauf wird der im Zweiten Weltkrieg gefallenen Soldaten des Dorfes gedacht: Josef, gestorben in Russland, Jakob in Finnland, Simon in Italien, Johann in Serbien, Anton in Rumänien, Hermann in der Ukraine und so weiter. »Was haben diese Männer dort zu suchen gehabt?«, fragt mein Gast entrüstet. »So viele Bürger eines Dorfes, das heute weniger als 500 Einwohner zählt, sind damals als Soldaten in die Welt ausgezogen, weil ›Anstand‹ und ›Ehre‹ es geboten.« Ohne den Krieg hätten sie ihren Landstrich vermutlich niemals verlassen. Mit Heldenverehrung kann Wolf nichts anfangen: Die »honorige Aufopferung« und das Männlichkeitsbild der Kriegsgeneration widern ihn regelrecht an.

Wolf Wagner hatte 2010 »Schweigen tut weh« gelesen und mir daraufhin geschrieben. Während der Lektüre habe er »schlecht geschlafen und viel geträumt von Hass, Strafe und Verfolgung«, doch mein Buch habe ihm geholfen, seine vaterlose Kindheit und Jugend in einer völkisch-nationalistischen Umgebung zu reflektieren: »Ich bin Jahrgang 1944 in Tübingen in das gleiche Milieu hineingeboren worden wie Sie, ich nehme sogar an, dass ich Ihrer Mutter begegnet bin.« Die Stadt am Neckar führt die Familiengeschichten der Wagners und Ludins zusammen:

Meine verwitwete Großmutter war 1952 mit ihren sechs Kindern dorthin gezogen, nachdem Hans Gmelin, die »rechte Hand« ihres als Kriegsverbrecher gehenkten Mannes, dort ein Haus für sie gefunden hatte. »Die Nähe zu unserer Mutter erkaufte wir Kinder uns durch Anpassung an ihren emotionalen Panzer, mit eigener Verdrängungsenergie, Unterdrückung von Gefühlen, einem Mangel an Talent zum Mitempfinden, zu Trauer und Wut. Unsere Mutter trug Schwarz, nicht nach außen, denn dann hätte sie sich geschämt, sondern tief im Innern, verschlossen bis zur Verkümmerng, ähnlich wie Millionen anderer Frauen und Mütter«^[1], schreibt mein Onkel Malte Ludin. Ich hing sehr an dieser Großmutter, und als ältestes Enkelkind kam ich vielleicht näher an sie heran als manch eines ihrer Kinder; jedenfalls erschien sie mir nie unnahbar, sondern stets warm und offen. Das hätte sich allerdings vermutlich geändert, hätte ich ihren Mann wegen seiner Verantwortung in der NS-Zeit kritisiert. Von den frühen Erinnerungen an meine Besuche in Tübingen sind mir nur das wohlige Gefühl von der Behaglichkeit unter Großmamas Bettdecke und eine Szene am prächtig geschmückten Weihnachtsbaum geblieben.

Die schwäbische Stadt war nach dem Krieg wegen ihrer konservativ-völkisch-nationalistischen Prägung ein Anziehungspunkt für Altnazis, die, so schrieb Wolf Wagner mir, »als Repräsentanten der Wohlanständigkeit, der Ehre und des guten gesellschaftlichen Tons aufgetreten sind.« Schon vor 1933 brüstete sich die Universität damit, judenfrei zu sein. Die Geschichtswerkstatt Tübingen widmet dem schwierigen Erbe der Stadt seit 2016 einen eigenen Geschichtspfad.

Wie sehr Wolf Wagner »mitten in der gesellschaftlich verankerten Unmenschlichkeit aufgewachsen« war, umgeben von »Nationalsozialisten, die immer noch die Elite der Bundesbürger ausmachten – die Lehrer, die Richter, die Anwälte, die Professoren«, wurde dem Sozialwissenschaftler in vollem Umfang nach der Lektüre meines Buches klar.

Mit seiner Familiengeschichte setzte sich Wolf schon einmal 1983 intensiv auseinander. Am Grab seines Vaters Erich hatte er damals festgestellt, dass er mit 39 Jahren nun genauso alt war wie dieser beim Tod in der sowjetischen Gefangenschaft. »Ich fing an, ihn als Mensch und nicht nur als väterliche Instanz zu betrachten, und wollte mehr über ihn wissen.« Zunächst befragte Wolf seine Mutter und erfuhr, dass er 1943 in Berlin gezeugt wurde, als sein Vater von der Front kurz auf Heimaturlaub kam, um mit seiner Frau nach ihrer ausgebombten Wohnung zu sehen. »Ich war ein Kondomkind«, sagt er lachend. »Zu jener Zeit wollte niemand mehr Kinder bekommen.« Seine Mutter Gertrude, genannt Trudel, versuchte mit allen Mitteln, ihr drittes Kind abzutreiben. Sie sprang sogar mit einem schweren Kartoffelsack in den Armen vom Lastwagen: »Sie hoffte, dass die Beschleunigung mich raushaut, aber ich habe festgehalten«, sagt Wolf und grinst verschmitzt. Ich kann mit seiner ihm typischen Ironie gut umgehen, weil ich

deutlich spüre, dass Wolf sich mit seinem belastenden Erbe gut auseinandergesetzt hat und mit sich im Reinen ist. Ambivalenzen, Verstrickungen und ungelöste Konflikte kann ich bei ihm nicht spüren.

Sein Vater sorgte sich um die Gesundheit seiner schwangeren Frau: »Ich ahne, was Dich so sehr bedrückt. Ich hätte Dir diese körperliche und seelische Last in dieser Zeit gerne erspart. Ich könnte mich ohrfeigen! Was soll nun werden?«, schrieb der reumütige Erzeuger aus Litauen, wo er Kriegsgefangene bewachte. Seine Trudel nannte er scherzhaft »die betende Jungfrau«, weil sie sich während ihrer Schwangerschaften täglich vor der Kloschüssel kniend übergeben musste.

Trudel sollte nun eigentlich ins »Warthegau«, so der Kurzname fürs »Reichsgau Wartheland« im annektierten polnischen Gebiet. Himmler hatte dort die Juden und Polen deportieren und stattdessen Volksdeutsche ansiedeln lassen, die Region sollte »germanisiert« werden. Doch Wolfs Mutter weigerte sich, obwohl sie dort mit Lebensmittelkarten versorgt worden wäre. Sie sah die deutsche Kriegsniederlage kommen und hatte Angst vor Rache. Die Schwangere verzichtete also auf die Lebensmittelhilfe und zog zu ihrer Mutter – »ein absolut autoritärer Drachen«, so Wolf – nach Tübingen. Zehn Monate vor Kriegsende kam er zur Welt. Seinen Vater lernte er nie kennen, denn der kehrte nicht heim.

Um herauszufinden, was mit »Papa« wirklich geschehen war, reiste Wolf herum und interviewte Zeitzeugen. Er las seines Vaters Feldpostbriefe. Nicht anders als »Jakob«, »Josef« oder »Simon« aus dem Dorf, in dem ich zum Zeitpunkt von Wolfs Besuch lebte, war auch Erich in die weite Welt gezogen: Ab Mai 1941 war er dem Stalag 343 im südlitauischen Alytus zugeteilt, die Nazis nannten es

Olita. Erich bezog dort im September Quartier, kurz nachdem die Nazis und Litauer die letzten Juden dieser alteingesessenen Gemeinde massakriert hatten. SS-Standartenführer und Kommandeur der Sicherheitspolizei SD von Kaunas, Karl Jäger, hatte im »Jäger-Bericht« akribisch aufgelistet, wann und wie viele Juden sein Kommando mit Hilfe litauischer Komplizen von Juli bis November 1941 in Litauen und Vilnius ermordet hatten. Am 9. 9. 1941 kamen für Alytus 287 Männer, 640 Frauen und 352 Kinder, insgesamt 1279 Juden, in seine Zählung. Nach der Exekution von über 137 000 Menschen, überwiegend Juden, meldete Jäger, »dass das Ziel, das Judenproblem für Litauen zu lösen, erreicht worden ist«. Er schlug vor, die verbliebenen »Arbeitsjuden« zu sterilisieren, »um eine Fortpflanzung zu verhindern. Wird trotzdem eine Jüdin schwanger, so ist sie zu liquidieren.«^[2]

Erich und sein Bataillon kamen in der jüdischen Musikschule unter, die »bestens im Schuß«^[3] war, wie er nach Hause meldete. »Ein unfreundliches Bild bietet die Stadt deshalb, weil 80 Prozent der Läden leer sind, die Besitzer waren Juden, die man zum Teufel geschickt hat [...] Olita war sehr verjudet, heute ist es judenfrei. Die Litauer haben alle Juden erschossen«, so Wolfs Vater in einem Brief an seine Eltern, als hätten die Deutschen mit dieser Aktion nicht das Geringste zu tun gehabt.

Als einfacher Soldat, später als Offizier, war Erich dafür verantwortlich, sowjetische Kriegsgefangene zu bewachen, die systematisch ausgehungert wurden. »Die Kerle sehen in der Figur wie Kinder aus, sie haben seit Jahren nicht satt zu essen bekommen. Solche Szenen sehen wir täglich, die uns erschüttern müssten, wenn wir nicht dagegen stumpf werden würden«, so in einem Brief an die Eltern – und wird in seines Vaters Antwort

prompt zur Härte ermahnt. Erich beschreibt in seinen sonst eher spärlich informativen Briefen »wundervolle Abendschoppen« mit einer bayerischen Wachkompanie: »Dort herrscht süddeutsche Gemütlichkeit, eine Atmosphäre, die mir bestens liegt.« Es gab Bier, Butter und Geflügelbraten. Im Oktober 1941 feierte man ein Jubiläum: der tausendste Tote! Und die Rechtfertigung formulierte Erich gleich dazu: »Man muß sich immer wieder vorstellen, daß es besser ist, diese Leute gehen zugrunde, als dass sich unsere Frauen und Kinder einschränken müssen.«

Erich war an der Verfolgung ausgebrochener russischer Kriegsgefangener beteiligt, die gefangen und standesrechtlich erschossen wurden. Nach Wolfs Kenntnissen war sein Vater bei den Exekutionen nicht dabei. Während der deutschen Besatzung in Alytus starben ca. 2 200 Juden, mindestens 20 000 sowjetische Kriegsgefangene sowie etwa 30 000 sowjetische Zwangsevakuierete. [4]

Mit der bayerischen Gemütlichkeit in Litauen war es bald vorbei, Erich wurde nach Norwegen versetzt. Dort erfuhr er von der Geburt seines Sohnes Wolfgang, wegen einer Urlaubssperre konnte er indessen nicht nach Hause kommen. Im Luftschutzbunker schrie »Wölfe«, so Trudels Kosename für ihr Neugeborenes, bei Bombenangriffen so arg, dass der Blockwart sie anherrschte, nach oben zu gehen. Nach Ende des Krieges wurde Erich von den Sowjets auf eine Liste von Kriegsverbrechern gesetzt und von Oslo über Lübeck in das Speziallager 7 der Sowjetischen Militäradministration in Sachsenhausen bei Berlin ausgeliefert. Nach Folter und Hunger befand man ihn für arbeitsfähig genug, um ihn ins Arbeitslager bei Moskau zum Wiederaufbau der Sowjetunion zu schaffen. 1946 starb er wie jene, die er einst bewacht hatte, an Unterernährung und

Schwäche in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Der Täter starb als Opfer.

In Tübingen vermittelte Trudel ihren drei aufwachsenden Kindern stets ein heldenhaftes, anständiges Bild von Vater Erich. Sie idealisierte und zog es vor, ihren Mann nur als Opfer, nicht aber auch als Täter zu sehen. Für sie waren damals die Engländer an allem schuld, auf den Ehemann wollte sie nichts kommen lassen. Wenn Wölfe abends mit seinem vier Jahre älteren Bruder Eberhard im Bett lag, erzählten die Jungs sich Geschichten mit der Überschrift: »Wenn der Papa wiederkäme« und »da haben wir dann wie verrückt idealisiert und uns vorgestellt, wie toll dann alles wäre«, so der Sozialwissenschaftler. Doch spätestens nach seinen Recherchen als reifer Mann musste Wolf feststellen, dass sein Vater alles andere als ein Vorbild war: »Ich habe ziemlich düsteres Material gefunden und habe mir dann nüchtern gesagt, ›okay, ich bin der Sohn eines Kriegsverbrechers.« Er habe seine Erkenntnisse seinerzeit seiner Mutter mitgeteilt: »Die war völlig bedröppelt, aber ist nach drei Monaten wieder zu ihrem alten Narrativ zurückgekehrt, sie wollte eine heile Welt haben. Sie hatte anfangs auch für Hitler geschwärmt und war beim Bund Deutscher Mädels. ›Wir waren Idealisten‹, erzählte sie mir – bis der Krieg kam und sie sich von den Nazi zunehmend abwandte.«

Ich habe Wolf Wagner nach seinem Leserbrief damals an seinem Wohnort Berlin in einem Café getroffen. Es war kalt, und er kam gekleidet in einen schwarzen Mantel, um den Hals ein roter Schal gewickelt, der Kopf von einem schwarzen Hut mit breiter Krempe bedeckt. Fünf Jahre später ist der 71-Jährige mit seinem Auto 650 Kilometer zu mir nach Bayern gefahren, um sich mit mir auf die Spuren unserer beider Familien auf eine Reise nach Tübingen zu

begeben. Dieses Mal jedoch in Shorts, Sandalen und Sonnenhut. Bald nähern wir uns der schwäbischen Alb – für Wolf bis heute ein Hort des Pietismus und Asketismus. »Die Leut' hier sind stolz auf ihre Kargheit«, sagt er, »für sie war das Leben nur gut, wenn es auch mühsam war, die Schwaben lieben ihre Leidensgeschichten! Das ist ein säkularisierter Pietismus, der sich als Grundhaltung gegenüber dem Leben äußert: karg, lustfeindlich und geradezu perfektionistisch.« Auch seine Mutter hielt es mit Sauberkeit und Ordnung, als wäre beides eine Religion. Je länger wir durch die Landschaft seiner Kindheit fahren, umso mehr fängt Wolf an zu schwäbeln. Seine erste Frau habe ihm mal gesagt, je näher er Tübingen komme, umso schwäbischer werde er, erzählt mir der Wahl-Berliner lachend. Mir bringt es Spaß, bei Wolf meine Schwäbisch-Kenntnisse aus der Kindheit anzubringen und mit ihm zu flachsen. Trotz des ernststen Anlasses kommen lange verschollen geglaubte Kindheitserinnerungen in uns beiden hoch. In einigen Dörfern, die wir passieren, weist er mich auf protestantisch-karge, freudlose Bauernhäuser hin. »Der Misthaufen ist der Stolz des Bauern, je größer, umso reicher ist er«, frotzelt er. »Das ist ja sogar sinnbildlich für den universitären Bereich!« Mit dieser Metapher spielt er auf eines seiner Hauptthemen als Sozialwissenschaftler an: die Hochschulreform. In seinem Buch »Uni-Bluff« kritisierte er 1977 den Narzissmus vieler Akademiker, die Sachverhalte unnötig verkomplizierten, um sich wichtig zu machen. Dieser akademische Habitus der »fatalen Selbstbezüglichkeit« behindere innovatives Denken und Forschen, so seine These.

Sein ambivalentes Verhältnis zu dieser Region ist deutlich spürbar. Als wir uns der Kleinstadt Münsingen nähern, erzählt er mir, dass früher auf dem Truppenübungsplatz junge Männer zu Soldaten

gemacht werden sollten. »Hier war damals das Sibirien Deutschlands – kalt, abgelegen, arm.« Nicht weit entfernt liegt die Gedenkstätte Grafeneck – unter den Nazis war das Schloss eine Tötungsanstalt. Fast 11 000 behinderte Menschen wurden 1940 unter ärztlicher Aufsicht systematisch in einer als Dusche getarnten Gaskammer ermordet. Vorübungen für den Holocaust. Der ärztliche Direktor von Grafeneck, Horst Schumann, war später Lagerarzt in Auschwitz-Birkenau.

Wolf kennt diese Landschaft wie seine Westentasche. Auf der Straße nach Reutlingen erinnert er sich an die »Rudelwanderungen«, die seine Familie mit anderen Tübingern erlebte, darunter auch meine Großmutter, die Witwe Hanns Ludins. Wolf verabscheute diese sommerlichen Ausflüge in die schwäbische Alb. Es war heiß, die Wanderungen waren für die Kinder zu lang und die Mücken eine Plage. Erst als Erwachsener begriff er, mit welcher »illustrer« Gesellschaft er da an Wochenenden häufig unterwegs war.

Endlich erreichen wir unser Ziel – eine »Hochburg des Nationalsozialismus«, so die Geschichtswerkstatt Tübingen. Deren Geschäftsführer Martin Ulmer geht unter anderem in dem Buch »Vom braunen Hemd zur weißen Weste? Vom Umgang mit der Vergangenheit in Tübingen nach 1945« noch weiter: »In Tübingen herrschte bis in die 1960er-Jahre ein postnazistisches Klima. Dies war geprägt vom Verschweigen der NS-Verbrechen und der Opfer der Shoah und Ausdruck einer gesellschaftlichen Erinnerungsabwehr, die andererseits bei der Mehrheit eine selektive Erinnerung an deutsche Kriegsoffer ermöglichte«, sagt der Kulturwissenschaftler und Historiker. Die Tübinger Honoratioren und verschiedene Verbände hätten zugleich häufig an

nationalistische Traditionen angeknüpft. Bei der Bundestagswahl 1965 stimmten fast fünf Prozent für die NPD, beinahe drei Prozent mehr als bundesweit, und 1968 erreichte sie gar fast acht Prozent. Die Studentenbewegung gebot diesem Trend dann Einhalt.

Trotz dieser Gegenbewegung publiziert in Tübingen bis heute der Grabert- und der daraus hervorgegangene Hohenrain-Verlag in dritter Generation unter Bernhard Grabert geschichtsrevisionistische Literatur. Nach Angaben des Landesamts für Verfassungsschutz Baden-Württemberg wurden »aus beiden Verlagen [...] immer wieder entschieden rechtsextremistische Positionen propagiert. Wiederholt wurden Veröffentlichungen wegen Volksverhetzung, Beleidigung und Verunglimpfung des Andenkens Verstorbener eingezogen oder von der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien (BPjM) indiziert.«^[5] »Es wäre ja ein Wunder, wenn die Rechtspopulisten und Reaktionäre verschwänden«, sagt Wolf ganz nüchtern. »Wir müssen lernen, mit ihnen zu leben und dafür sorgen, dass sie nicht überhandnehmen. Es ist auch so eine pietistische Hoffnung, zu glauben, man könne das Böse eliminieren – es ist Teil unserer Existenz.«

Zunächst machen Wolf und ich einen Abstecher nach Wurmlingen, wo wir den Winzer Anton Brenner auf einem Weinfest treffen. Ich bin neugierig, ihn kennenzulernen, weil er sich nach Erscheinen von »Schweigen tut weh« in einer heiklen Angelegenheit an mich gewandt hatte, die in meinem Buch eine Rolle spielte: Es ging um Hans Gmelin, von 1954 bis 1979 Oberbürgermeister der Stadt. Brenner war Stadtrat der Linken und arbeitet seit 2007 vergeblich daran, dass Hans Gmelin – wie schon einigen anderen namhaften Tübinger Altnazis – posthum die Ehrenbürgerschaft entzogen wird, die ihm 1975 verliehen wurde. Der Grund ist, dass Gmelin als

Gesandtschaftsrat von 1941 bis 1945 in Bratislava an der Seite meines Großvaters und als dessen Stellvertreter gearbeitet und dort wie meine Familie in einer arisierten Villa gelebt hatte. Als Gmelin am 24. Oktober 1954 in Tübingen mit fast 55 Prozent der abgegebenen Stimmen zum Oberbürgermeister gewählt wurde, protestierte ein evangelischer Theologe: »Die Tübinger Bürgerschaft hat bei der Oberbürgermeisterwahl in ihrer Mehrheit einem Kandidaten die Stimme gegeben, dessen frühere Rolle als nationalsozialistischer Funktionär allgemein bekannt war.« [...] Die Bürgerschaft habe »damit den Beweis erbracht, dass für sie Bedenken in dieser Hinsicht zumindest nicht maßgebend sind, wenn nicht gar für einen erheblichen Teil der Wähler solche Vergangenheit eine Empfehlung bedeutet«, so der Theologe.^[6] Ebeling erhielt daraufhin etliche »scheußliche Leserbriefantworten«, erinnert sich die Historikerin Johanna Petersmann. Ihre Eltern nahmen sie 1954 als 16-Jährige zu einer Wahlveranstaltung in Tübingen-Lustnau mit, auf der die Befürworter Gmelins erhitzt und aggressiv den Gegenkandidaten niederschrien. »Es war wie ein Hexenkessel und die Atmosphäre so bedrohlich, dass ich Wahlveranstaltungen lange mied«, so die Tübingerin, die einige Jahre mit einer meiner Tanten zur Schule ging.

In Tübingen war die Mehrheit der Bürger offenbar bestrebt, die völkisch-nationalistische Tradition der NS-Zeit nahtlos weiterzuführen. Die Tübingerin Lilli Zapf, die sich gegen die Nazis wandte und vor der Gestapo nach Holland floh, wo sie überlebte, fand – so ist in einem Aufsatz des Historikers und *Tagblatt*-Autors Hans-Joachim Lang zu lesen –, dass die Tübinger »unverantwortlich gehandelt«^[7] hatten, als sie Gmelin zum Oberbürgermeister wählten.

Ich bezweifle nicht, dass zu den Wählern Gmelins auch meine Großmutter gehörte – aus Treue zu ihrem Mann, aus Überzeugung für die Sache und aus Dankbarkeit, weil Gmelin für sie trotz Wohnungsnot ein Haus gefunden hatte. Wolfs Mutter Gertrud allerdings wählte den Gegenkandidaten. Der Krieg hatte sie zur Pazifistin gemacht, und sie lehnte Gmelins Befürwortung der Wiederbewaffnung strikt ab. »Ihre Emotionalität bei dem Thema steckte mich als Kind an. Ich las Wolfgang Borcherts ›Draußen vor der Tür‹, eine expressionistisch-pathetische Anklage gegen den Krieg, und wünschte mir zur Konfirmation seine gesammelten Werke. Aber Muttis Aufstiegswille und ihr Standesdünkel führten sie unweigerlich zurück in das Milieu der akademisch gebildeten, sich selbst als kulturelle Elite verstehenden Altnazis. Dort passte sie sich an. Weil ihr Mann gefallen war, duldeten man ihren Pazifismus stillschweigend. Ansonsten war man stramm rechts gegen SPD und Gewerkschaften und für den Wiederaufstieg eines völkischen Deutschlands«, sagt Wolf.

Hans Gmelin beteiligte sich im August 1944 am Einsatz zur Niederschlagung des slowakischen Partisanenaufstands. Gottlob Berger, der ab Anfang September 1944 für einige Wochen als »Deutscher Befehlshaber in der Slowakei« fungierte, verlieh ihm dafür das Eiserne Kreuz und bezog ihn, allerdings ohne militärische Funktion, in seine täglichen Lagebesprechungen mit ein. Vor seiner Versetzung in die Slowakei 1941 hatte Gmelin gemeinsam mit meinem Großvater in der 78. Infanterie-Division der Wehrmacht an der Westfront gedient. Auch die Tradition der NS-Kameradschaft fand nach dem Krieg in Tübingen ihre Fortsetzung: Anfang der 1950er-Jahre gab es hier erste Kameradschaftstreffen dieser Infanteriedivision, die bei weiteren Zusammenkünften mit manchmal Tausenden alter Kameraden zu einer impliziten

Heldenverehrung der »sauberen Wehrmacht« gediehen, wie der Historiker Martin Ulmer nachweist.^[8] An diesen identitätsstiftenden Treffen waren Gmelin und auch der baden-württembergische Ministerpräsident und spätere Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger beteiligt. Kiesinger besaß im feinen Bebenhausen bei Tübingen ein Wochenend- und Ferienhaus. Das Haus hatte ihm sein Freund Gerhard Kreuzwendedich Todenhöfer beschafft, ebenfalls Tübinger. Todenhöfer war bereits mit 16 der SA beigetreten und galt als besonders radikaler Nationalsozialist.^[9] Er hatte sich bis zum stellvertretenden Leiter der Abteilung D III für »Judenangelegenheiten« im Auswärtigen Amt hochgearbeitet. Auch die Todenhöfers gehörten zum Freundeskreis meiner Großmutter. Wie ich in »Schweigen tut weh« schildere, traf meine Mutter als junges Mädchen Gerhard Kreuzwendedich Todenhöfer: »ein alter Nazi, zwar sehr vorsichtig, aber das glaubte ich doch zu merken«, schrieb meine naive junge Mutter damals an meine Großmutter. Todenhöfers Neffe ist der Autor und ISIS-Kenner Jürgen Todenhöfer, früher Bundestagsabgeordneter des rechten CDU-Flügels und Medienmanager. Jürgen Todenhöfers Vater Werner war ebenfalls in der NSDAP und wie sein Bruder im NS-Studentenbund in Marburg aktiv gewesen. Auf meinen Vorschlag, mit mir über die familiären Tübinger Verbindungen zu sprechen, reagierte Jürgen Todenhöfer leider nicht.

Die alten Nazi-Seilschaften aus Tübingen funktionierten fabelhaft in einem Klima von »Unbestimmtheit, Unbekümmertheit, schlechthin auch Desinteresse«^[10]. Die »Herrschaften« griffen meiner Großmutter unter die Arme, um die Witwe mit ihren sechs Kindern zu unterstützen. Die Gmelins, die Familie Todenhöfer oder auch der Tübinger Gustav Adolf Scheel – ehemals

Reichsstudentenführer und Befehlshaber des Sicherheitsdienstes im Elsass sowie Gauleiter und Reichsstatthalter in Salzburg – standen allzeit zur Verfügung. Als meine Mutter in den 1950ern nach Hamburg kam, wurde sie wegen körperlicher Beschwerden zu Scheel empfohlen, der dort mittlerweile als Arzt tätig war – und nicht nur nebenher auch zum »Naumann-Kreis« gehörte, einer nationalsozialistischen Geheimorganisation –, bis er von den Briten verhaftet wurde.

Angesichts dieser informellen Netzwerke ist Anton Brenners Engagement verständlich. Beim Thema Ehrenbürger wirkt er ein wenig frustriert, denn die tonangebenden Tübinger zeigen noch immer wenig Elan, sich mit der Vergangenheit Gmelins auseinanderzusetzen – »womöglich mit Rücksicht auf ihr prominentestes Parteimitglied, Gmelins Tochter Herta Däubler-Gmelin«^[11], mutmaßt die *Stuttgarter Zeitung* am 8. Juli 2012. Die frühere Justizministerin und SPD-Abgeordnete ist im selben Jahr wie meine jüngste Tante in Bratislava geboren und hielt mit meiner Großmutter Kontakt bis zu deren Tod. Ich traf sie zuletzt 2005 in Berlin zu einem Gespräch für »Schweigen tut weh«. Sie erzählte mir bereitwillig, dass sie sich mit ihrem Vater über die Vergangenheit auseinandergesetzt hätte. Mit seinen Enkeln habe er in höherem Alter jedoch viel offener als mit ihr gesprochen. Die Enkel, so sagte sie mir, hätten ihr Gespräch mit dem Großvater sogar auf Band aufgezeichnet. Diese Aufnahme – vielleicht ein historisch wichtiges Zeugnis – soll, so hörte ich, leider nicht mehr existieren. Ich kann emotional nachvollziehen, wie schwer es ist, den eigenen Vater vor dem Hintergrund der NS-Verbrechen einzuordnen und kritisch zu beurteilen. Ich bedauere indes, dass eine Politikerin, die sich insbesondere für Menschenrechte

engagiert hat, die Menschenrechtsverletzungen, die ihr eigener Vater begangen hat, nicht öffentlich benennt. Herta Däubler-Gmelin wirkt sehr bemüht, das Image ihres Vaters zu schützen, anstatt aufzuklären und sich ihrer Ambivalenz offen zu stellen. Ich glaube, dass sie niemand verurteilen würde, wenn sie sich zu den Irrtümern, Fehlern und Vergehen ihres Vaters bekennen würde. Ganz im Gegenteil, ich bin sicher, dass man sie für eine authentische Haltung respektieren würde und sie sogar ein Vorbild an Aufklärung sein könnte. Der Diskussion um die Person und Ehrenbürgerschaft Hans Gmelins nähme sie dadurch den Wind aus den Segeln. Je mehr sie jedoch ambivalent handelt, umso größer wird das Problem – was nicht angesprochen und benannt wird, kann in einem solchen Kontext über viele Jahre fast zur Komplizenschaft werden. An der Person Gmelin lässt sich gut studieren, wie verschiedene Perspektiven aufeinanderstoßen und die Vergangenheit zum Politikum wird. Eine umfassende Biografie Hans Gmelins könnte durch solide Fakten endlich für eine fundierte Diskussionsbasis sorgen und dazu beitragen, dass der Konflikt konstruktiv gelöst wird.

Doch warum ist es heute noch nötig, politisch auf Herta Däubler-Gmelin hinsichtlich ihres Vaters Rücksicht zu nehmen? Selbst ihr Parteichef Sigmar Gabriel bekannte öffentlich, dass sein Vater bis zum Ende ein überzeugter Nazi gewesen ist. Gabriel brach mit seinem Vater, als er als 18-Jähriger von dessen Vergangenheit und Gesinnung erfuhr. Herta Däubler-Gmelin indes bleibt ihrem Vater gegenüber bis heute weitgehend loyal. Müssen Kinder ihre Eltern bedingungslos lieben und verehren?

Ernst von Weizsäcker, um noch ein weiteres prominentes Beispiel aus der politischen Öffentlichkeit zu nennen, war als Staatssekretär im Auswärtigen Amt der Vorgesetzte meines Großvaters. Während mein Großvater die Deportationen in der Slowakei mit zu verantworten hatte, war Ernst von Weizsäcker für ganz Europa zuständig. Sein Sohn, Bundespräsident Richard von Weizsäcker, hielt seinen Vater bis zum Schluss fast für einen Widerstandskämpfer^[12] – so wie das Auswärtige Amt insgesamt jahrzehntelang vom Mythos des Widerstands umrankt war. Dieses Widerstandsnarrativ ist von diversen Historikern mittlerweile als undifferenziert und falsch entlarvt worden.^[13] In seiner bahnbrechenden Rede zum 40. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges sagte Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985: »Schuld ist, wie Unschuld, nicht kollektiv, sondern persönlich. Es gibt entdeckte und verborgen gebliebene Schuld von Menschen. Es gibt Schuld, die sich Menschen eingestanden oder abgeleugnet haben. Jeder, der die Zeit mit vollem Bewusstsein erlebt hat, frage sich heute im Stillen selbst nach seiner Verstrickung. Der ganz überwiegende Teil unserer heutigen Bevölkerung war zur damaligen Zeit entweder im Kindesalter oder noch gar nicht geboren. Sie können nicht eine eigene Schuld bekennen für Taten, die sie gar nicht begangen haben. Kein fühlender Mensch erwartet von ihnen, ein Büßerhemd zu tragen, nur weil sie Deutsche sind. Aber die Vorfahren haben ihnen eine schwere Erbschaft hinterlassen. Wir alle, ob schuldig oder nicht, ob alt oder jung, müssen die Vergangenheit annehmen [...]. Wir brauchen und wir haben die Kraft, der Wahrheit so gut wir es können ins Auge zu sehen, ohne Beschönigung und ohne Einseitigkeit.«^[14] So recht er einerseits hatte, so wenig schien er selbst die Kraft zu haben, mit gutem Beispiel voranzugehen und offen über die Rolle seines Vaters in der

NS-Zeit zu sprechen. Er ermutigte, »sich heute im Stillen selbst nach seiner Verstrickung« zu fragen. Warum im Stillen ganz allein und nicht darüber sprechen, was individuell und gesellschaftlicher viel heilsamer wäre?

Er bekannte sich zwar zu einer bislang ungehörten kollektiven Verantwortung für die deutschen Verbrechen, was ich zum Zeitpunkt der Rede durchaus für ein lobenswertes Aufbrechen der bisherigen Erinnerungskultur halte, die Mitschuld seines eigenen Vaters jedoch fand in seinem Narrativ keinen Platz. Meinen wir es mit einer wirklichen Konfrontation mit unserem Erbe aus der NS-Geschichte ernst, sollten wir unsere eigenen Familien aus meiner Sicht aber nicht aussparen. Die Täter bleiben sonst immer die anderen. Ich finde, dass gerade Leitfiguren der Öffentlichkeit hier eine Verantwortung haben.

Die Historikerin Ulrike Jureit und der Soziologe Christian Schneider weisen in ihrem Buch »Gefühlte Opfer« darauf hin, dass Weizsäckers Rede auch deshalb eine Zäsur in der deutschen Vergangenheitsaufarbeitung bedeutete, da er darin ein christlich geprägtes Erlösungs- und Versöhnungsversprechen machte. Dieses bahnte einer »opferidentifizierten Erinnerungskultur« den Raum, so die Autoren, die letztendlich der moralischen Entlastung diene. Ulrike Jureit empfiehlt zu verstehen, »warum es offensichtlich gerade für die zweite Generation notwendig war und ist, durch Identifikation mit den Opfern der von ihren Eltern tradierten Gewaltgeschichte zu begegnen.«^[15] Die beiden Autoren plädieren dafür, »den erinnerungspolitischen Diskurs aus seiner von Über-Ich-Positionen bestimmten Form zu befreien. Denn nur als Ich-Leistung, die sich durch kritische Realitätsüberprüfung auszeichnet, wird so etwas wie *Trauer in der Geschichte* überhaupt vorstellbar.«^[16]

Wer erinnert und nicht verdrängt, erfährt Versöhnung und Erlösung, so die Botschaft Weizsäckers. Versöhnung setzt jedoch Reue voraus und ist ohne jene, die verletzt wurden, nicht einfach herzustellen. In der jüdischen Tradition kann ein Opfer seinem Peiniger ferner nur für die Vergehen vergeben, die ihm persönlich angetan wurden, nicht jedoch für das, was dieser anderen angetan hat. Zum Versöhnungsprozess gehören demnach der Täter und das Opfer beziehungsweise deren Nachkommen zugleich, die sich die Annäherung gemeinsam erarbeiten müssen. Eine Erlösung von der Vergangenheit gibt es meines Erachtens auch nicht. Das Gewesene ist Bestandteil unserer Identität und sollte in diese integriert und nicht abgespalten werden.

»Die Tübinger sagen gern, dass alle ›dabei‹ waren, doch damit wollen sie sich nur entlasten, denn es waren nicht alle überzeugte Nazis, es gab auch Ausnahmen«, sagt uns Anton Brenner noch im Weinzelt. Der Linke und Winzer konnte durch sein Insistieren bislang immerhin erreichen, dass die Kommunalpolitiker 2013 endlich beschlossen, Gmelins Biografie im Auftrag der Stadt in einer Forschungsarbeit »umfassend und exemplarisch aufarbeiten zu lassen.«^[17] Dabei ist in Wahrheit schon allerhand bekannt: Bereits 2011 stellte der Historiker Martin Ulmer fest, Gmelin sei »geradezu ein Musterbeispiel für den Wiederaufstieg früherer Nationalsozialisten. Er hat für sich das Recht auf den politischen Irrtum beansprucht; ob er sich aber wirklich zum Demokraten gewandelt hat, ist zweifelhaft.«^[18] Zeitzeugen erinnern sich an Gmelin als herrischen, jedenfalls gelegentlich sehr groben und harten Politiker.

Die Vertreter im Tübinger Rathaus baten den Zeitgeschichtler Eckart Conze, Mit-Autor von »Das Amt und die Vergangenheit«,

einen Kandidaten vorzuschlagen, der Gmelins Rolle untersuchen soll. Das Forschungsstipendium erhielt 2013 der Historiker Niklas Krawinkel, der seither in den Archiven unterwegs ist. Der zeitlich noch unbestimmte Abschluss seiner Arbeit wird mit Spannung erwartet. Aufgrund meiner eigenen Familiengeschichte bin ich an den Ergebnissen besonders interessiert. An der Tatsache, dass Gmelin das NS-System mit auf den Weg gebracht und unterstützt hat, wird diese Forschungsarbeit jedoch nichts ändern, sie kann allerdings klären, in welchem Maße er sich schuldig gemacht hat.

Doch zurück ins Weinzelt unterhalb der Wurmlinger Kapelle: Wolf und ich haben noch ein volles Programm vor uns – so verlockend das Weinfest und die Bratwürste »im Weckle« auch sind, wir müssen aufbrechen. Ich bitte Wolf, mit mir das ehemalige Wohnhaus meiner Großmutter zu suchen, an das ich noch nebulöse Erinnerungen, eigentlich nur noch einen Hauch wohlig-warmer Gefühle mit ein paar Bildern aus meiner Kindheit, habe. Meine Großmutter war für mich eine geliebte Bezugsperson, deren nationalsozialistische Prägung mir zu ihren Lebzeiten verborgen blieb, weil sie sich eher sozialdemokratisch gab und im hohen Alter noch zu Friedensdemonstrationen ging. Doch hinter ihrem liberalen, scheinbar unbefleckten Image verbarg sie ihre »Nibelungentreue« zu der politischen Gesinnung, die ihr Mann bis zu dem Maße vertrat, dass er dafür starb. Hinter ihrer angeblichen Naivität und Ignoranz stand eine starke Ambivalenz; »Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust«: das unhinterfragte Pflichtbewusstsein ihrer völkisch geprägten Generation im Wettstreit mit dem Gebot zur Ehrlichkeit und den Chancen einer aufgeklärten Frau, sich von der Last des Schweigens und Idealisierens zu befreien.

Wolf navigiert zielsicher auf die andere Seite des Tübinger Neckars – schon damals die »schlechtere« Wohnseite. Ich erkenne nichts außer dem Fluss, und bin dann ernüchtert und amüsiert, als wir das Haus und davor ein Schild entdecken, das darauf hinweist, dass hier »Girls« zu Diensten stehen: Das ehemalige Wohnhaus meiner Großmutter ist heute ein Bordell. Die jungen Damen, die auf der Website des Betreibers angeboten werden, kommen überwiegend aus Osteuropa. Da werden »Körperbesamung«, »Zungenanal passiv«, »Erziehungsspiele« oder »Schuherotik« angeboten. So ändern sich die Zeiten – oder auch nicht. Meine Großmutter war, wie die meisten Frauen ihrer Generation, extrem prüde. Die Männer dafür umso promiskuitiver. Der Autor Jonathan Littell wurde von Iris Radisch in der *Zeit* wegen der sexuellen Ausschweifungen seines Protagonisten in »Die Wohlgesinnten« massiv abgewertet: »Warum sollen wir dieses Buch eines schlecht schreibenden, von sexuellen Perversionen gebeutelten, einer elitären Rassenideologie und einem antiken Schicksalsglauben ergebenen gebildeten Idioten um Himmels willen dennoch lesen?«^[19], fragte die Journalistin. Dabei hatte Littell brillant die menschlichen Abgründe der Nazis, ihre maßlose Entgrenzung – auch in Sachen Sexualität – ausgeleuchtet. Vollkommen richtig stellte er in überspitzter Form dar, dass Intelligenz, Kultur und vermeintlich kultiviertes Bürgertum vor Barbarei nicht schützen.

Unsere Reise führt uns nun weiter in die Tübinger Christophstraße 18. Hier war das Haus von Wolfs Großmutter, in dem Trudel mit ihren zwei Kindern Zuflucht suchte, als sie mit ihm schwanger war. Hier wuchs mein Gesprächspartner also auf. Die Lebensverhältnisse waren lange spärlich. Seine Großmutter, »der Drache«, hatte zwar eine gute Pension und konnte sich täglich

Fleisch leisten; Trudel und ihre Kinder blieben jedoch zuschauende Gäste, die in diesen Genuss nur sehr selten kamen. »Ich habe seither einen Heißhunger auf Fleisch«, gesteht der Sozialwissenschaftler. Nebenan gab's die Nachbarstochter, mit der Wolf begeistert Doktor spielte. Im Haus gegenüber lebte Alfons Gerometta. »Der alte Gerometta war die Leitfigur meiner Kindheit, wir blickten zu ihm auf«, erzählt Wolf. Der Rechtsanwalt gehörte zum Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund. 1932 hatte er dem jüdischen Geschichtsprofessor Richard Laqueur mit Gewalt gedroht (man werde sich »mit großer Vorliebe ihm einmal annehmen«^[20]), weil dieser sich in der Reichspräsidentenwahl für Hitlers Gegenkandidaten Hindenburg stark gemacht hatte. Auch andere Professoren soll er unter Druck gesetzt haben. Die ihm auferlegt Disziplinarstrafe war dann aber wohl eher eine Empfehlung: 1933 stieg Gerometta zum Landesführer des NSDSTB auf. 1965 wurde er Aufsichtsratsvorsitzender der Tübinger Volksbank. Der Historiker Martin Ulmer bezeichnet es als krassen Fall, dass der Oberbürgermeister Hans Gmelin seinem alten Freund aus Studentenzeiten noch 1974 zum Bundesverdienstkreuz verhelfen wollte: Anscheinend wollte die Rathauspitze alten Parteigenossen aus Tübingen mit der Ehrung eine weiße Weste verpassen, obwohl die Volksbank wegen der kurzen Amtszeit von Gerometta keinen Grund für die Ehrung sah.

Zwischen dem Haus der Wagners und dem der Geromettas wohnten Karoline und Emil Löwenstein. Sie emigrierten 1938 rechtzeitig in die USA. Heute erinnern zwei Stolpersteine daran, dass auch sie einmal Bürger Tübingens waren. Hans-Joachim Lang hat das Verhältnis der Tübinger zu ihren Juden erforscht und kommt zu dem Ergebnis: »Vom Kriegsende an gerechnet rund

zwanzig Jahre lang war das Schicksal der Tübinger Juden in der Tübinger Öffentlichkeit völlig unbeachtet geblieben. Wenn Gedenken angesagt war, dann verallgemeinerte es sich, konkrete Personen lösten sich auf in nebulöse Opfer der Gewaltherrschaft. Tübingen war, um es hart zu sagen, auch in seinem kollektiven Gedächtnis judenfrei geworden.«^[21]

Wolfs Mutter bezog nicht nur ihre Pension, sondern vermietete im obersten Stockwerk des Hauses Zimmer an Studenten. Mit den interessantesten von ihnen betrieb sie so etwas wie einen Salon. »Meine Mutter war eine auffallende Schönheit und sehr kultiviert, sprach Französisch fließend und Englisch gut, war sehr belesen. 1910 geboren, war sie in den Fünfzigern also zwischen 40 und 50 Jahre alt. Sie hat mit wenigen Mitteln ganze Hausbälle gestaltet, und selbstverständlich war auch ich dabei. Ich bin zwischen den Paaren herumgewuselt und habe vom Essen geklaut«, erzählt der Sohn nicht ohne Stolz. Erst sehr viel später in der Psychoanalyse begriff er, dass er sich seiner Mutter versprochen fühlte und deshalb lange nur zu kumpelhaften Beziehungen mit Frauen fähig war. Mit ihren Festen zog Trudel nicht nur das »wohlanständige Nazibildungsbürgertum« an, sondern auch allerlei Studenten, die sie verehrten. Sie umgab sich trotz ihrer pazifistischen Haltung gerne mit der Clique der Altnazis – es waren ihr starker Aufstiegshunger und das Bedürfnis, zur »Elite« der Stadt zu gehören, die sie immer wieder in diese Kreise trieben. Mit von der Partie war ihr Bruder Eugen Köhler, einst Mitglied der Gestapo und der Waffen-SS. Als Chef des Skiverbands des Deutschen Alpenvereins, Sektion Schwaben, wurde er immer wiedergewählt, obwohl er sich öffentlich zu seinem Nazitum bekannte – »nur des mit denne Jude hätt' net sei müsse« war von ihm immer wieder zu hören. Seine Frau Hilde und meine Großmutter verstanden sich

wohl gut, denn beide hatten sich bei Rudolf Bode, in der NS-Zeit Verbandsfunktionär, in der Bode-Schule für Rhythmische Gymnastik als Lehrerinnen ausbilden lassen. Bei den geselligen Anlässen dabei war ebenso Elisabeth Friedrich, die geschiedene zweite Frau von Otto A. Friedrich, Unternehmer und Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, NSDAP-Mitglied und mit der von ihm geleiteten Phoenix AG an der NS-Rüstungsindustrie beteiligt. »Die Friedrich, unter den Freunden ›Lieschen von Sivers‹ genannt, weil sie aus dem baltischen Adel stammte, gab dem Kreis mit ihrer lässig feinen, adeligen Aura den Glanz, den er brauchte, um sich mit seiner nationalsozialistischen Geschichte und seiner Verstrickung in die ganze Brutalität des Regimes dennoch zu den kultiviertesten Teilen der Nachkriegsgesellschaft zu rechnen«, sagt Wolf indigniert. »Die hohe soziale Bindekraft des Nationalsozialismus«^[22] vereinte so manche Deutsche noch lange nach dem Krieg in einer idealisierenden völkisch-nationalen Wertegemeinschaft, die darin nur Gutes sah und somit auch kein Schuldbewusstsein besaß.

Unsere Reise in die Vergangenheit geht weiter. Auf dem Weg durch die Stadt passieren wir das Haus der noch heute aktiven Burschenschaft Germania, aus der die Verbindung Normannia hervorging, in der Hans Gmelin aktiv war. Zufällig sehe ich die Klinik, in der meine Mutter als Teenager lag. Nach der Hinrichtung ihres Vaters war sie immer fülliger geworden, und man vermutete eine Hormonstörung. Drei Monate lang war sie mutterseelenallein stationär untergebracht – nur von den Gmelins gelegentlich besucht –, und anstatt auf eine posttraumatische Belastung oder Depression untersucht oder behandelt zu werden, setzten die Ärzte sie auf eine radikale Apfelsaftdiät und verpassten ihr schmerzhaft

Nierenwaschungen; ganz umsonst, denn einen Beweis für eine hormonbedingte Erkrankung hat es auch später nie gegeben. Diese Erklärung diente meiner Familie aber über den tragischen Tod meiner Mutter hinaus dazu, von den wahren Ursachen ihres Leids abzulenken – dem schier unerträglichen Dilemma, einen Kriegsverbrecher als Vater zu lieben.

Wir erreichen das schöne Bebenhausen, den feinsten Teil Tübingens. Hier hatten sich nach dem Krieg diverse Altnazis niedergelassen, darunter die NS-Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink, die auch munter im Grabert-Verlag publizierte.^[23] Wir besichtigen das Kloster und fahren dann zum Vespers weiter zum »Schwärzlocher Hof«. Schwärzloch hat auch heute noch einen herrlichen Blick über Tübingens sanften Hügel. Es war früher eines der Ausflugsziele der postnazistischen Tübinger. Man kehrte, so erinnert sich Wolf, nach der Wanderung aus Tübingen im Gasthof ein, und während sich die Erwachsenen – »eine für uns unglaublich langweilige Nebelwand« – an der Mostbowle berauschten, stromerten die Kinder im Wald herum, sammelten Kronkorken oder schnitten ausgetrocknete Waldreben in Stücke, um daraus »Judenstricke« zu machen. So nannte man die Jutenstricke der Pflanzen, die die Buben dann tollkühn als Zigarette zu rauchen versuchten.

Für Wolf und mich gibt es jetzt Flädlesuppe und Maultaschen. Wir beide haben ambivalente Gefühle – diese schöne Landschaft, die vertraute schwäbische Küche, Kindheitserinnerungen und zugleich diese Fassungslosigkeit über Angehörige jener Generation von Deutschen, die in ihrer fanatischen Rassenideologie und ihrem Größenwahn massenhaft und eiskalt mordeten und sich hinterher noch für »anständig« hielten.

»Ich war gottfroh, keinen Vater gehabt zu haben«, sagt Wolf jetzt ruhig. »Denn um mich herum hausten die Väter, es waren diese realen Väter, die grob und böse waren und ständig an mir herumerzogen haben. Wenn mein Onkel Eugen Holz hackte, mussten wir Jungs ran. ›Was seid ihr bloß für Memmen!‹, herrschte er uns an und prahlte damit, dass er in der Waffen-SS selbst dann noch Holz gehackt hatte, wenn um ihn herum die Granatsplitter flogen.« Wenn Trudel sich überfordert fühlte, schickte sie Wolf zu einem ihrer Altnazi-Freunde, dem Chemielehrer: »Da sollte ich dann Prügel beziehen, und der hat mich auch glatt verdroschen. Die haben damals alle geschlagen, wer etwas anderes behauptet, lügt«, sagt Wolf. Fast alle Lehrer wären damals Nazis geblieben, doch das hätte niemanden gestört. Die Erziehungsideale waren aus heutiger Sicht brutal: Diese Generation meinte, wenn sie nicht kritisiere, sei das für ihre Kinder des Lobes schon genug, ganz nach dem Motto »Gelobt sei, was hart macht«, erinnert er sich. »Wahrscheinlich schützte mich einerseits meine Abscheu vor dem protzigen, selbstgefälligen Gehabe der Nazi-Männer, andererseits der Pazifismus und die Abneigung meiner Mutter gegen alles Pathetische und Großspurige davor, den chauvinistischen ›Vorbildern‹ zu folgen. Ich habe mich voll in die Studentenbewegung reingestürzt, ich fand es spitze, wenn Männer sagen konnten, dass sie Orgasmus-Probleme hätten, anstatt den Helden abzugeben«, sagt der Autor mehrerer Bücher lachend.

Als 16-Jähriger bewarb sich Wolf für ein Stipendium in den USA – ein Jahr Schulbesuch und Leben in einer amerikanischen Familie – raus aus der pietistischen Enge seiner Umgebung. »Unter vielen Bewerbungen wurde meine angenommen, obwohl ich ein schlechter Schüler war.« Seine Aktivitäten außerhalb des Lehrplans,

vor allem als Herausgeber der Schülerzeitung, gaben den Ausschlag. Die meisten Lehrer bestürmten Trudel, ihren Sohn nicht in die »kulturlose USA« reisen zu lassen, wo er nichts lernen würde. Doch sie hörte nicht auf diesen Rat. Sie war eine liberale und aufgeschlossene Frau und fand, es täte ihrem Wölfe gut, für ein Jahr eine männliche Leitfigur zu erleben. In seiner amerikanischen Gastfamilie in South Dakota fand Wolf sich schnell zurecht, er respektierte und mochte seinen Gastvater und nannte ihn Dad. Zum ersten Mal machte ihm aufgrund der amerikanischen Lehrmethoden in der Schule Mathematikunterricht richtig Spaß. In seinem Buch »Tatort Universität. Vom Versagen der Hochschulen und ihrer Rettung« zieht Wolf Fazit: »Ich habe in dem Jahr Schule in dem kleinen Nest in Amerika mehr gelernt als in den Jahren am deutschen Gymnasium und kam als hervorragender, weil intrinsisch motivierter Schüler zurück, bestand das Abitur, ohne das Jahr zu wiederholen, als zweitbesten Schüler.«^[24] Er wurde Organisator für den American Field Service für mehrere Landkreise um Tübingen herum. »Da habe ich jahrelang sehr viel Arbeit geleistet, die Familien betreut und besucht, Konferenzen mitgemacht.«

1963 begann Wolf in Tübingen Anglistik, Philosophie und Politikwissenschaften zu studieren und engagierte sich politisch: »Ich war immer linke CDU, habe aber die CDU nie gewählt. Von Amerika hatte ich gelernt, dass zu viel Staat nicht gut ist. Also wollte ich die CDU an der Regierung wissen, aber sie sollte von einer starken SPD so bedrängt sein, dass ihr linker Flügel viel Einfluss hatte. Darum musste ich SPD wählen, wenn abzusehen war, dass die CDU sowieso gewinnen würde.« So politologisch dachte Wolf schon damals. Und Heiner Geißler imponierte ihm. Es ging nun

auch in Tübingen langsam mit der Studentenbewegung los. Der Allgemeine Studentenausschuss AStA hielt nichts von weiterer Verdrängung und organisierte Veranstaltungen zum Thema. Am 25. Jahrestag der Reichspogromnacht am 9. November 1963 nahm Wolf an seiner ersten Demo, einer Gedenkfeier mit Schweigemarsch, teil. In der anschließenden Diskussion im Audimax traute sich der junge Student öffentlich die aufmüpfige Frage zu stellen, warum die Professorenschaft damals nicht eingeschritten sei, als die Synagogen brannten und die jüdische Gemeinde sogar noch für den Abriss zahlen musste? »Da entstand im Saal ziemlicher Aufruhr«, erinnert sich mein Gesprächspartner.

Seines Engagements im American Field Service wegen durfte er 1966 als »Chaperon« (Begleiter) mit den nach Amerika reisenden deutschen Schülern die Schiffsreise hinüber machen. Drei Wochen fuhr er in den Bundesstaaten New York und South Dakota herum und begleitete dann die amerikanischen Schüler auf dem Schiff zurück nach Europa. Bis heute ist der Sozialwissenschaftler ein regelmäßiger USA-Besucher geblieben, und jeden Sommer hält er für das Goethe-Institut vor amerikanischen Sozialkundefachlehrern Vorträge über »Germany Today«, um ihnen das Land nahezubringen. Seine Mutter, die beim Bügeln stets laut kommentierend die Nachrichten im Radio verfolgte, hatte ihm die Politik schmackhaft gemacht; und sie begleitete ihren Sohn auch inhaltlich, als er sich der Studentenbewegung anschloss. Als ihr Bruder Eugen Köhler ihr vorwarf, »der Wolf isch a Kommunist«, antwortete sie ihm selbstbewusst: »Dann ischer aber d'r beschte Kommunist, den es gibt!« Bald bekam sie den Spitznamen »Rote Trudel«.

In Berlin angekommen, traf Wolf seinen früheren Spielkameraden Malte Ludin wieder und zog mit ihm nachts um die Häuser. »Dein Onkel wollte damals eure Familie revolutionieren und ich die Hochschule«, sagt Wolf – und ein bisschen davon hätten sie ja beide auch verwirklicht: Malte mit seinem Film »Zwei oder Drei Dinge, die ich von ihm weiß« und er, Wolf, mit seinen Büchern über die Reformierung des Hochschulsystems. Als Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 erschossen wurde, verteilte Wolf am folgenden Abend in Sakko und Krawatte an der Freien Volksbühne Flugblätter des AStA der Freien Universität. Darin war lediglich ein Artikel über die Ereignisse des Vortags aus dem *Guardian* samt Übersetzung abgedruckt. Die gleichen Bildungsbürger, die ihn zuvor immer mit wohlgefälligen Augen als einen der ihren betrachtet hatten, schlugen ihm nun die Flugblätter aus der Hand und beschimpften ihn mit: »Euch hat man beim Vergasen vergessen!«, »Ihr gehört ins KZ!« oder »Geht doch nach drüben!«. Das politisierte ihn so, dass er von da an, wo es ging, nach dem Motto »Trau keinem über 30!« gegen das autoritäre Nazideutschland kämpfte, das seiner Ansicht nach offenbar immer noch in der scheinbar demokratischen Bundesrepublik steckte. 1970 begann der junge Sozialwissenschaftler am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei den Politologen zu arbeiten, sechs Jahre später promovierte er mit dem Thema Verelendungstheorie.

Trudel war 1972 wegen einer schweren Osteoporose mit gerade eben 62 Jahren ins Altersheim gekommen. Für sie war das »die schönste Zeit ihres Lebens«, denn sie war dort die junge Königin. Gewiss spielte auch eine Rolle, dass sie mit Männern nicht viel anfangen konnte, sich nie wieder liierte und hier endlich

vollkommen aufgehoben und versorgt war. Bei einem der vielen Besuche ihres Lieblingskindes Wölfe kamen die beiden beim Mittagstisch auf das Thema Holocaust. Die Metzgerfrau, die dabei saß, sagte: »Was wolltet se denn, Herr Wagner, des waret doch bloß Jude!« Wolf und seine Mutter waren beide zutiefst empört, doch da Trudel mit dieser Frau ja noch weiter auskommen musste, ließ sie es auf sich beruhen und distanzierte sich lediglich.

Nach seiner Promotion arbeitete der unermüdliche Tübinger, mittlerweile ein begeisterter Berliner, sechs Jahre als Hochschulassistent und habilitierte sich. Von den 68ern war er enttäuscht: »Das radikalere Argument hat bei uns immer gestochen, Differenzierung und realistisches Denken waren nicht angesagt. Es war fast ein Automatismus im Sinne der Verelendungstheorie, wonach die Menschen umso revolutionärer werden, je schlechter es ihnen geht, also alles als Katastrophe zu dramatisieren«, empfindet er im Rückblick. Heute regt ihn die narzisstische Selbstgefälligkeit so mancher Alt-68er ziemlich auf. »Doch im Leben voller Irrtümer war auch das für mich eine wichtige Phase.« Nach der antiautoritären Studentenbewegung landete er in den 1980er-Jahren »bei den Psychos«: Die Psychoanalyse nach Wilhelm Reich und die psychologischen Grundlagen der Sexualität waren in dieser Zeit von zentraler Bedeutung für ihn.

Als der Club of Rome 1972 in »Die Grenzen des Wachstums«, einer Studie zur Zukunft der Weltwirtschaft, voraussagte, die Menschheit werde sich demnächst selbst zerstören, ließ er sich sterilisieren. Ich habe zwei Kinder, die ich in meinen Leben nicht hätte missen wollen, darum reagiere ich einen Moment erschrocken auf diese Aussage: Hält Wolf es da wie viele Nazi-Nachkommen, die Angst haben, ihre Gene weiterzugeben, »das böse Gen« – eine im

doppelten Sinne fragwürdige Abwehr der elterlichen Rolle, die sich biologistisch begründet? Wolf lacht: Für die Kinder anderer sei er ein tolles Klettergerüst, aber nein, er selbst wäre ein grauenvoller Vater geworden. Es hätte ihm die Freiheit genommen, seine Interessen auszuleben, außerdem hätte er sich die Zukunft ausgemalt und es verantwortungslos gefunden, Kinder in die Welt zu setzen. Eine Weile diskutieren wir darüber – Wolf ist ein streitfähiger, wacher Mensch, immer aufgelegt für ein treffendes Argument –, aber jetzt rudere ich zurück, denn ich gerate in die Rolle, ihn davon überzeugen zu wollen, dass er ein guter Vater hätte sein können. Es ist auffällig, dass viele Vertreter der »skeptischen Generation«^[25], die sich gegen die belastete Generation ihrer Eltern auflehnte, selbst keine Kinder bekommen haben – vielleicht wollten sie unbewusst die schuldhafte Familiengeschichte beenden, die eigene stark empfundene Last nicht weitervererben. »Lassen wir das«, sage ich jetzt also zu Wolf, bevor ich uns in eine Sackgasse manövriere: »Erzähl bitte weiter!«

Immer auf der Suche nach dem richtigen Weg, begab sich Wolf drei Jahre auf Forschungsreise. Er tummelte sich in der Szene der Gestalttherapien und probierte allerlei Therapieansätze aus, ließ sich zum Rolfer ausbilden – eine aus Amerika stammende manuelle Körperarbeit – und bestand auch noch die Heilpraktiker-Prüfung. Er arbeitete, kurzzeitig sogar wieder in Tübingen, als Rolfing-Therapeut. »Doch ich merkte, dass ich da in einer ziemlich esoterischen Gruppe gelandet war, mir kam es bald wie eine Sekte vor, und da habe ich revoltiert. Es war an der Zeit, dass ich eine Psychoanalyse machte«, fasst Wolf zusammen. In der Analyse ging ihm auf, dass er lauter Dinge gemacht hatte, mit denen er unbewusst seinen Vater bekämpfen wollte, in Wahrheit aber

ähnlich dogmatisch und perfektionistisch wie dieser war: »Diese Körpertherapien, die Menschen in Typen kategorisieren, diese Idiotie, immer alles 150-prozentig richtig machen zu wollen – das kam mir plötzlich nicht weit entfernt von dem vor, was mein Vater, der Nazi, getan hat. Upps, ich mache ja das Gleiche wie er, dachte ich damals auf der Couch.« Auch sein fast partnerschaftlich enges Verhältnis zu seiner Mutter unterwarf er einer kritischen Analyse. 1994 rief er Trudel drei Wochen lang nicht mehr wie sonst täglich an. Doch dann meldete sich das Pflegepersonal vom Altenheim – sie wolle nicht mehr essen, gewiss hülfe es, wenn er käme. An ihrem Geburtstag reiste er zu ihr, doch selbst von ihm akzeptierte sie keinen Bissen mehr. »Willst Du sterben?«, habe ich sie gefragt. Und als sie nickte, habe ich geantwortet: »Gut, dann wird das dein Geburtstagsgeschenk«. Ich habe mit den Ärzten geklärt, dass Trudel nicht zwangsernährt wird, und so geschah es auch.« Seine Mutter hat sich anschließend konsequent zu Tode gehungert. In dieser Zeit war Wolf auf Reisen, und sein älterer Bruder übernahm die Besuche bei ihrer Mutter: »Endlich fand er einen Platz an ihrer Seite, der ihm so lange vorenthalten war. Meine Mutter hatte all ihre Zuneigung auf mich kapriziert.« Er war und blieb ihr Liebesobjekt und Partnerersatz, doch Wolf hatte es mittlerweile therapeutisch geschafft, sich aus dieser symbiotischen Beziehung zu lösen und sich bei aller Zuneigung zu seiner Mutter von ihr abzugrenzen.

Wolf war mittlerweile an die Fachhochschule Erfurt berufen, wo er Sozialwissenschaften und Politische Systeme unterrichtete, Pro-Rektor und schließlich Rektor wurde. 2010 ging er in den Ruhestand. Aktiv ist er trotzdem geblieben, sein Geist ungebrochen, sein Wille, Dinge zu ändern, auch. Gegenwärtig schreibt er an seiner Biografie, die er »Ein Leben voller Irrtümer« nennt. Wolf könnte

vom Alter her eigentlich mein Onkel sein, der Austausch mit ihm tut mir gut; ihm mag es mit mir genauso gehen. Ihm emotional nahezukommen ist aber nicht leicht, er schützt sich und grenzt sich ab – ganz bewusst. Uns verbindet das Interesse an der Vergangenheit und zugleich die auch auf uns zutreffende Überzeugung von Fritz Bauer, der 1964 im Zusammenhang mit dem Auschwitz-Prozess sagte, wer in ihm einen Protagonisten der Vergangenheitsbewältigung sehe, solle sich klar machen, dass es »mir noch keine Sekunde um die Vergangenheit ging, sondern um Gegenwart und Zukunft«^[26].

Wolf ist so fürsorglich, mich nach diesem sehr langen und emotionalen Tag von Tübingen an den Stuttgarter Flughafen zu bringen – bevor er am nächsten Morgen in seinem Auto Hunderte Kilometer nach Berlin zurückreisen wird. Da ist er ganz Ami. Wolf ist zäh und ausdauernd wie nur wenige mit 71 Jahren. Die Amerikaner, so erzählt er mir auf dem Weg, haben mal eine Margarine entwickelt, die es noch heute, auch in Deutschland, gibt: »Rama – I can't believe it's not butter.« »Da haben sie alles rausgenommen, was angeblich schlecht ist, wie Cholesterin, und haben stattdessen reingepumpt, was angeblich gut ist, Vitamine und was weiß ich. Die Amis sind ja auch so pietistisch: Sie wollen unbedingt alles gut machen und ›das Böse‹ eliminieren. Das ist aber ein Trugschluss und einer dieser vielen Irrtümer im Leben – alles mehr als hundertprozentig richtig machen zu wollen. Die Nazis und Altnazis waren ein Musterbeispiel dafür«, sagt Wolf, als wir von der Autobahn zum Flughafen abbiegen. Bevor wir uns herzlich verabschieden, wird er noch einen Gedanken los: »Es gab mal einen polnischen Kardinal, ich erinnere mich nicht mehr welcher, aber er antwortete auf die Frage, ob es Auschwitz noch mal geben könnte: ›Ich muss nur in mich hineinsehen, um zu sagen, Ja!‹ Die

Schattenseiten sind überall, und wir müssen sie sehen, anstatt sie zu leugnen. Sonst kommt das Verdrängte mit blinder Gewalt über uns.«

Neugierig bis zum Schluss: Ute Schenk und ihre Schwester Ulla Malterer

»Wiedergutzumachen« ist nichts mehr. Aber vielleicht könnte man es in Zukunft besser machen und versuchen, mit vereinten Kräften den Abgrund zwischen Opfern und Tätern – und heute deren Nachkommen – zu überbrücken.

ANITA LASKER-WALLFISCH^[*]

Es war ein umfangreicher DIN A4-Umschlag, der mich vor neun Jahren über die Geschäftsstelle des Deutsch-Israelischen-Arbeitskreises für Frieden im Nahen Osten erreichte, in dessen Vorstand ich mehrere Jahre aktiv war. Die Absenderin war eine Ute Schenk aus einem Ort in Baden-Württemberg, die gerade »Schweigen tut weh« gelesen hatte. Der Umschlag enthielt neben einem ausführlichen Brief auch fotokopierte Seiten aus einem Fotoalbum. Überrascht stellte ich fest, dass ich die meisten Bilder kannte: Meine Großeltern Ludin oder auch meine Mutter und meine älteste Tante in Stuttgart, als mein Großvater SA-Gruppenführer Südwest war. Doch es gab Motive, die ich noch nie gesehen hatte, jedenfalls fehlten sie – vielleicht nicht ganz zufällig – in den mir zugänglichen Fotoalben meiner Familie: Die SA-Gruppe Südwest »in Erwartung des Führers«, so eine Bildunterschrift. Ein nachträglich gekritzelter Pfeil zeigt auf »Ludin«, der andere auf »Vati«. Vati steht stramm hinter meinem jungen Großvater und ist Gottfried Gilbert, Ute Schenks Vater. Auf einem anderen Foto präsentiert sich die SA-Gruppe Südwest auf

dem Reichsparteitag 1936 in Nürnberg: »Der Führer freut sich sichtlich über den Vorbeimarsch« hat Fotograf Gilbert notiert. Hitler posiert in einer nicht überdachten Limousine und grinst schmalzählig in die Kamera, neben dem Wagen mein Großvater und Hermann Göring. Auf einem anderen Bild ist links von meinem Großvater sogar Rudolf Heß zu sehen: kriegsposierende Männer, die bald bitteren Ernst machen werden. »Der Krieg als großes, aufregend-begeisterndes Spiel der Nationen, das tiefere Unterhaltung und lustvollere Emotionen beschert als irgendetwas, was der Friede zu bieten hat; das war 1914 bis 1918 die tägliche Erfahrung von zehn Jahrgängen deutscher Schuljungen; und das ist die positive Grundvision des Nazitums geworden«, ^[1] notierte Sebastian Haffner in der »Geschichte eines Deutschen« so trefflich. Ich habe manchmal den Eindruck, dass Haffners Beobachtung auch auf heute zutreffen könnten: Es gibt Deutsche, die scheinen den Frieden nicht mehr zu schätzen: Wenn ich sehe, wie rassistisch Hass gepredigt wird, offen und unterschwellig Fremdenfeindlichkeit grassiert, Muslime undifferenziert zum Feindbild erklärt, Brandanschläge verübt, Mauern und Schießbefehle gefordert werden, habe ich mitunter den Eindruck, diese Menschen sehnten sich nach diesen »lustvollen Emotionen« von Konflikt und Krieg.

Von der Familie Gilbert hatte ich zuvor noch nie gehört – wie auch von einigen anderen früheren Bekannten meiner Familie nicht, deren vergangenheitskritische Nachkommen erst durch mein Buch plötzlich in mein Leben traten und oft Freunde wurden. Von Ute Schenk erfuhr ich nun, dass meine Großmutter ihre Patentante und ihr Vater der Patenonkel meiner ältesten Tante gewesen waren. Hauptmann Gottfried Gilbert und Leutnant Hanns Ludin kannten sich aus der Artillerieschule in Jüterbog: Gilbert, der Autor des

Unterrichtsbuches »Der Artillerist«, war 1928 Hörsaaloffizier und Vorgesetzter meines Großvaters. An der Unterwanderung der Reichswehr mit nationalsozialistischen Zellen – wofür mein Großvater 1930 im Ulmer Reichswehrprozess wegen seines gebrochenen Eides vor Gericht stand – beteiligte er sich nach vermutlich reiflicher Überlegung nicht. Er war ein überaus korrekter Soldat: Die Heeresleitung wollte er nicht von unten revolutionieren. Gilbert ging von 1931 bis 1934 als Militärberater nach China. Die Entwicklungen in Deutschland verfolgte der überzeugte Nationalsozialist von dort genau – im März 1933 hisste er im Garten des Sitzes der braunen Bewegung in Nanking die schwarz-weiß-rote Flagge. Einige Monate später drückte er in einem Brief nach Hause sein Erstaunen darüber aus, dass sein ehemaliger Untergebener Ludin zum Polizeipräsidenten von Karlsruhe und dann gar noch zum Führer der SA-Gruppe Südwest ernannt worden war: »Er ist ein Prachtkerl, auf den hundertprozentiger Verlass ist. Ich schätze ihn sehr, aber wo er die Fähigkeiten und Kenntnisse her hat? [...] Wem der Herr ein Amt gibt [...].«

Schwang da ein gewisser Neid über den raschen Aufstieg Ludins mit oder die Angst, im fernen China etwas zu verpassen? Als mein Großvater dem Artilleristen Gilbert im Herbst 1933 das Angebot machte, die SA-Gruppenführerschule für Württemberg und Baden in der Unteroffiziersschule in Sigmaringen zu leiten, entschied dieser sich kurzerhand, nach Deutschland zurückzukehren, um unter seinem ehemaligen Schüler am Aufbau des neuen Deutschland mitzuwirken. Gilbert war ab 1934 Mitglied der SA, dann zog er in den Krieg, zunächst als Kommandeur der Artillerie in den Frankreich-Feldzug. Ab 1942 gehörte er zur obersten SA-Führung in München – so die Bildunterschrift in einem Fotoalbum. Welche Aufgabe er dort hatte, ist seinen Töchtern unbekannt.

Anfang 1945 erlebte ihr Vater die besonders grausame Schlacht um Ostpreußen und verlor sein gesamtes Regiment, immer weiter eingekesselt von der Roten Armee. Im Februar 1945 meldete er, er habe »seelisch und körperlich Ungeheures« durchgemacht, vor allem das Leid der Ostpreußen habe ihn zutiefst erschüttert. Der Anblick der Flüchtlingstrecks mit Frauen und Kindern und seine eigene Ohnmacht ließen ihn in Tränen ausbrechen. »Ich habe mein Letztes gegeben und bestehe vor mir selbst makellos. Ich bin erstaunt, was ich aushielt und durchstand«, formulierte er in einem Abschiedsbrief an seine Frau. Er glaubte, nicht mehr lebend nach Hause zu kommen. »Der Glaube an den Führer bleibt trotz allem, der Wille zur Pflichterfüllung ebenso.«

Doch Utes Vater überlebte den Kessel. Ich vermute, dass mein Großvater dafür sorgte, dass sein Lehrer und alter Weggefährte befreit und als besonders »zuverlässiger« und versierter Kommandeur neu eingesetzt wurde. Gilbert leitete jedenfalls noch kurz vor Kriegsende ein Artillerie-Regiment in der Slowakei.

Dort erlebte er den endgültigen Zusammenbruch des Dritten Reiches und geriet in russische Kriegsgefangenschaft. Es sieht so aus, als sei er über Rumänien immer weiter nach Osten bis in den sibirischen Ural geschafft worden. »Nie tat ich ein Unrecht. Nie geschah jemandem durch mich ein Leid. Ich habe stets nur seit dreißig Jahren meinem Volke helfen wollen und besonders dem deutschen Arbeiter«, hinterlässt er in einem weiteren Brief. Der Wortlaut ähnelt dem des Abschiedsbriefes meines Großvaters: immer gut gewesen, nur das Beste gewollt, unschuldig! Sein Gewissen sei »rein wie Schnee«, schrieb Gilbert heim. Doch warum rechtfertigte er sich vorauseilend? Muss, wer unschuldig ist, ungefragt und seitens der Familie oder der Behörden daheim bislang nicht verdächtigt, ein Bekenntnis ablegen, bevor er vor dem

Richter steht, frage ich mich. Auf Ute wirken seine Beteuerungen so, als wolle er seiner Familie dringend vermitteln, nur das Beste beabsichtigt zu haben. Allein die Gedanken an seine Frau und seine beiden Töchter in Bernried am Starnberger See hielten ihren Vater nach eigener Aussage davon ab, sich mit dem Barbiturat »Veronal« umzubringen. Eine Reihe von Nazis nahm sich damals das Leben – wenn sie nicht die Flucht ins sichere Ausland ergriffen oder sich wie mein Großvater Hanns Ludin den Alliierten stellten. Welche Rolle spielte Gottfried Gilbert während des Zweiten Weltkrieges? Seine Töchter wissen mehr über ihn als viele andere Nachkommen von Nazis – doch was genau er tat, ist ihnen nicht bekannt.

Ute Schenk schrieb mir damals, sie habe ihre Familiengeschichte wohl noch immer nicht bewältigt, sonst würde ihr mein Buch nicht so nahegehen: »Meine Schwester und ich haben uns zeitlebens mit der Tatsache geplagt, dass der von uns geliebte Vater ein Nazi war.« Von ihrem reflektierten und liebenswürdigen Brief angetan, antwortete ich sofort. Es entwickelte sich daraus ein herzlicher Kontakt: Eine und zwei Generationen nach der ursprünglichen Verbindung – sie könnte meine Tante sein – knüpften wir an die früheren Familienverbindungen an und waren rasch beim Du. Wir nahmen, vielleicht stellvertretend für unsere Vorfahren, aber unter deutlich veränderten Vorzeichen und mit einem ganz anderen innerlichen Auftrag, eine Beziehung miteinander auf.

Die 1939 geborene Ergotherapeutin lebt mit ihrem Mann Volker im fränkisch geprägten Landkreis Schwäbisch Hall im Nordosten Baden-Württembergs. Ihr gemütliches, altertümliches Häuschen, das herrlich nach altem Holz duftet und mich an das Tübinger Haus meiner Großmutter erinnert, liegt an einem Hang mit einem schönen Blick auf die umliegenden Hügel. Dahinter breitet sich ein

liebevoll gepflegter Garten aus, der Utes ganze Wonne ist. Als wir uns mit ihrem Mann zum Tee niedersetzen, wirkt sie zunächst aufgeregt, sie redet so schnell, dass ich ihr fast nicht folgen kann. Es stellt sich heraus, dass sie nicht ganz sicher ist, was in unserem Gespräch auf sie zukommen wird. Wir beschließen, zunächst einen Ausflug zu machen. Ute will mir etwas zeigen, das ihr ein Herzensanliegen ist: Wir fahren nach Amlishagen zum Grab des Malers Otto Albrecht. Albrecht stammte aus Berlin und wurde vor dem Ersten Weltkrieg vom Schlossherrn Amlishagens dazu eingeladen, den Rittersaal des Schlosses mit Fresken zu gestalten. Albrecht verliebte sich in die Wirtstochter, heiratete und ließ sich nach dem Krieg in der Hohenloher Region nieder. Er malte ausdrucksstarke, authentische Bilder von der Landschaft und ihren Menschen. Nach dem Ersten Weltkrieg, an dem er aktiv teilnahm, schuf Albrecht auf Holz eine großflächige Gedenktafel zum Gedächtnis der gefallenen Krieger. Ute zeigt mir das Kunstwerk, das heute wieder in der Amlishagener Kirche hängt, nachdem es während der Nazizeit auf den Speicher verbannt worden war. Sie weist mich darauf hin, dass die Figuren auf dem Bild gebrochen und voller Trauer wirken – nicht die üblichen heldenhaften Gestalten, die den Krieg verherrlichen. Albrecht war durch seine Kriegserfahrungen ein überzeugter Pazifist geworden und widersetzte sich den neuen Kriegern und ihrem nationalsozialistischen Eifer. Er starb 1942 im KZ Sachsenhausen, seine Frau Emma überlebte das KZ Ravensbrück. Seit Jahren engagiert Ute sich in einem Arbeitskreis, damit dieser begabte Maler nicht in Vergessenheit gerät. »Er war kein Politiker, sondern einfach ein Mensch, dem Frieden und Freiheit so wichtig waren, dass er öffentlich dafür eintrat, obwohl er wusste, wie gefährlich das war. Er hat für seinen Mut mit seinem Leben bezahlt«, erzählt sie

mir am Grab von Otto und Emma Albrecht, während sie es mit Blumen aus ihrem Garten schmückt. »Gerade heute, wo sich erneut rechtsradikale Stimmen unüberhörbar zu Wort melden, ist es besonders wichtig, immer wieder an mutige Menschen wie Otto Albrecht zu erinnern, damit sie auch kommenden Generationen als Vorbild im Gedächtnis bleiben«, trug sie bei der Eröffnung einer Ausstellung von Albrechts Werken in Blaufelden vor. Ist Otto Albrecht das Gegenbild zu Utes militaristischem Vater?

Bei ihr zu Hause führen wir unser Gespräch wie in Klausur fort. Ute ist jetzt ruhig und sehr konzentriert. Ob sie über die Archive versucht hätte, mehr über ihren Vater im Krieg zu erfahren? Nein, antwortet sie, denn für sie wäre vor allem wichtig gewesen, ob er aktiv am Holocaust beteiligt war oder nicht. »Ich habe das immer in zwei Ebenen betrachtet: Entweder man ist Chef eines Regiments und führt Krieg, oder man plant KZs und arbeitet in ihnen.« Ihr Vater sei doch von Beginn des Krieges an im Feld und aufs Kanonenschießen spezialisiert gewesen, »und wenn da was Größeres gewesen wäre, hätte man das nach dem Krieg doch aufgerollt?«, fragt sie jetzt etwas verunsichert. In der Kriegsgefangenschaft sei Gottfried tief gläubig geworden und habe sich mit seiner Vergangenheit im Stillen auseinandergesetzt. »Crucifixus! Lehr' mich dienen! Mach vom Selbst mich frei!«, schrieb er im Lager in einem Gedicht. Von der völligen Selbstaufopferung für den Führer zur Hingabe an Gott?, frage ich mich. Auch mein Großvater konvertierte in der Haft kurz vor seiner Hinrichtung zum Katholizismus. Vielleicht hat die Vorstellung ihm geholfen, sich vor dem himmlischen Richter von seiner Schuld zu entlasten?

Ute springt jetzt in ihrem Narrativ plötzlich zu einer SWR-Radiosendung über junge Israelis, die heute in Berlin leben: Berlin, ganz multikulti, wie schön, ob ich diese Sendung gehört hätte? Sie schweigt, und auch ich halte inne.

Als ich sie darauf hinweise, dass die meisten Juden nicht in den Lagern umgekommen sind, sondern auf weiter Flur erschossen wurden, an Krankheiten und Hunger starben, und dass die KZs keineswegs synonym mit dem Holocaust waren, stutzt sie – so hätte sie das bislang noch nicht betrachtet. Einen Moment ringt sie nach Worten, doch schnell findet sie wieder ihren Standpunkt, als ich sie frage, ob sie ihren Vater als Täter, Mitläufer oder Zuschauer einschätzen würde: »Ein Mitläufer war mein Vater nicht, denn er hat ja freiwillig mitgemacht. Er hat aber selbst keine Juden umgebracht, da bin ich mir recht sicher. Doch er hat Hitler unterstützt und wusste über die KZs Bescheid und hat sich nicht dagegengestellt. Er war also indirekt ein Täter.« Ich hake nach: »Was bedeutet das für dich, du hast deinen Vater doch geliebt?« Sie könne nicht ändern, was passiert sei, erwidert sie sachlich. »Oft bin ich ratlos, warum dieser begabte, literarische und künstlerische, feine Mensch ausgerechnet Offizier wurde und auf so einen Irrsinn reingefallen ist. Diese Zwiespältigkeit seines Charakters ist es, die uns Kinder immer wieder nach Erklärungen suchen und nicht zur Ruhe kommen lässt! Ich begreife nicht die Diskrepanz zwischen dem liebevollen Vater, dem gebildeten Humanisten, vaterlandsliebenden Idealisten und seiner unverbrüchlichen Treue zu einem verbrecherischen System«, ruft sie aus. Warum er aus dem Ersten Weltkrieg nichts gelernt habe und Pazifist geworden sei?

Wie mein Großvater soll Gilbert gesagt haben, er habe schon unter der Reichswehr seinen Eid gebrochen, er könne ihn

gegenüber Hitler nicht ein zweites Mal brechen. War das ein fast zwanghaft korrektes Pflichtbewusstsein oder eine nachträgliche Rechtfertigung, frage ich mich. Mit Militär, militaristischem Denken und soldatischen Wertvorstellungen von Anstand und Ehre kann Ute nichts anfangen, das wiederholt sie im Verlauf unseres Gesprächs häufig. Immer wieder taucht ihre Fassungslosigkeit über die ideologische Verblendung ihres Vaters und seiner Generation auf. Sichtlich ringt sie um eine Verbindung zwischen ihrem Unverständnis für die Handlungen ihres Vaters einerseits und ihrer Liebe zu ihm andererseits.

Während des Krieges wuchsen Ute und ihre jüngere Schwester Ulla bei ihrer Mutter Ina in Bernried am Starnberger See auf, wohin ihr Vater sie rechtzeitig evakuiert hatte, um sie in Sicherheit zu bringen. Ute erinnert sich noch an den »glutroten Himmel über dem brennenden München«, den sie vom Dampfersteg am See aus beobachtete. In einem der beiden Zimmer, die ihre Familie in einem ehemaligen Bauernhaus bewohnte, stand der Plattenspieler mit den Schellackplatten: Klassik und Nazi-Musik. Die NS-Lieder hat Ute bis heute nicht verlernt, die Melodien sitzen tief. Mit ihrer Schwester marschierte sie im Wohnzimmer zum Horst-Wessel-Lied, woraufhin ihre Mutter sie forsch ermahnte, leise zu sein. Das Haus der Gilberts war hellhörig, und wenn die Mädchen zu wild waren, wurde von unten mit dem Besen an die Decke geklopft. »Wir bekamen natürlich auch das Familienleben unter uns mit, das sich oft sehr lautstark abspielte und unseren Wortschatz auf eine von unserer Mutter nicht unbedingt begrüßte Art erweiterte!«, lacht Ute. Schon damals lasen sie und Ulla alles, was sie in die Hände bekamen, ansonsten spielten sie im Bernrieder Park, am See oder in den Kuhställen der Nachbarschaft.

Als der Krieg endete, war bald klar, dass Vater Gottfried zunächst einmal nicht zurückkommen würde. Erst wohnten die Franzosen bei Gilberts im Haus, dann kamen die Amerikaner ins Dorf. Am Gasthaus »Drei Rosen« standen die Mädchen Schlange, um Suppenreste und Weißbrotrinden zu ergattern: »Wir hatten damals sehr wenig zu essen, und ich glaube, unsere Mutter hat öfters richtig gehungert.« Eines Tages standen ausgemergelte Gestalten in Sträflingskleidung vor ihrer Tür und baten um Einlass – es waren Überlebende des Dachauer KZ-Außenlagers Feldafing. Die Bewohnerinnen des Hauses brachten die Männer im Geräteschuppen unter. »Wir Kinder strichen ängstlich um den Schuppen herum und malten uns die schrecklichsten Geschichten über diese unheimlich wirkenden Fremden aus. Was die wohl mit uns vorhätten? Von den Zusammenhängen hatten wir keine Ahnung, denn jeder schwieg damals, und das bekanntlich noch sehr lang!«

Utes Mutter hatte größte Schwierigkeiten, sich und die Kinder über die Runden zu bringen. Sie verdiente ein wenig Geld, indem sie für einen Bernrieder Geschäftsmann zu Hause auf ihrer »Erika« Reiseschreibmaschine Adressen auf Briefumschläge tippte oder Bierflaschenverschlüsse zusammensetzte; manchmal verkaufte sie in München Wertsachen. »Sie war eigentlich immer am Rande ihrer Kapazitäten, deshalb ließ sie uns Kindern viel Freiheit, und ich durfte oft kochen.« In Wahrheit habe ihre Mutter nur auf die Rückkehr ihres Mannes gewartet, sie sah ihre Rolle als Hausfrau und Ehegattin. Ute und Ulla liefen meist in abgetragenen und geflickten Kleidern herum, wofür sie sich schämten, weil ihnen die Armut anzusehen war. Doch bald kamen die Flüchtlinge aus dem Sudetenland, und die waren noch viel ärmer dran. Nun waren die Gilbert-Töchter auch nicht mehr die einzigen evangelisch getauften

Kinder im Dorf. Soweit Ute sich erinnern kann, verlief die Integration der Neuankömmlinge gut. In dieser Zeit, Herbst 1945, wurde sie eingeschult – sie war eine zapplige, aber wissbegierige Schülerin. Ihre Mutter sorgte dafür, dass die Mädchen 1948 sechs Wochen zum Aufpäppeln in ein Kinderheim kamen. Noch heute bekommt Ute beklemmende Gefühle, wenn sie an die NS-Erziehungsmethoden im Heim denkt: Bettnässer zum Beispiel wurden während der Mahlzeiten im Speisesaal gezwungen, auf ihrem Nachttopf zu hocken und sich dem Gespött der anderen auszusetzen. »Als es eines Tages ein mickriges Kartoffelgericht gab, das wahrscheinlich verdorben war, erbrachen viele Kinder auf ihre Teller – und wurden dennoch gezwungen, aufzuessen. Gelobt sei, was hart macht!« So war es auch bis weit in die Nachkriegszeit üblich, Babys nach der Geburt von der Mutter zu entfernen, sie schreien zu lassen, damit sich ihre Lunge angeblich gut entwickle, mit ihnen nur in Maßen zu reden, sie nicht zu viel an die Brust zu lassen oder gar zu oft zu berühren, geschweige denn zu streicheln. Säuglinge und Kinder sollten keinesfalls verhätschelt und durch Lob bestärkt werden. Schläge und regelrechte Prügel gehörten zum Erziehungsstandard. Kinder sollten funktionieren, tapfer die Zähne zusammenbeißen, artig, gepflegt und angepasst sein. Jedes Kind, das die Frau zur Welt bringe, sei »eine Schlacht, die sie besteht für das Sein oder Nichtsein ihres Volkes«^[2], so Hitler 1934. Die Frankfurter Soziologin Sigrid Chamberlain^[3] hat ausführlich beschrieben, welche Folgen die gnadenlose NS-Erziehung für so manches Kind hatte: Depressionen, Beziehungslosigkeit, Berührungängste, Rastlosigkeit oder auch ein Mangel an Abgrenzungsfähigkeit, mit dem die Betroffenen wiederum ihre eigenen Kinder geschädigt haben.

Gottfried Gilbert wurde 1953 nach fast neun Jahren Zwangsarbeit auf Konrad Adenauers Intervention hin entlassen. Seine Rückreise nach Deutschland empfand er streckenweise als Martyrium, da er mit anderen Entlassenen unter unwürdigen Bedingungen eingepfercht in verschlossenen Viehwaggons transportiert wurde. Ob er in diesen Momenten wohl an all die NS-Opfer gedacht hat, die auf diese Weise in die KZs und Arbeitslager deportiert worden waren? In Eisenach wurde er »als vollendeter Gentleman« eingekleidet und im Omnibus weiterbefördert: »Es war eine Wiedergeburt, eine völlige Neuschöpfung«, notierte er später. Ende September fiel er endlich seiner Frau in die Arme. »Ich sehe ihn noch vor mir in dem Anzug, den er als Ersatz für seine Gefangenekleidung erhalten hatte. Er trug einen Holzkoffer voll dicker Unterwäsche, die er in Sibirien getragen hatte. Davon wollte er sich nicht trennen, das Zeug lag noch lange bei uns auf dem Speicher«, so Ute. Gilbert wurde von der Gemeinde wie ein Kriegsheld empfangen und bei Behördengängen bevorzugt behandelt.

Seine Töchter waren bereits »Backfische« – Ute 13 Jahre alt –, die sich, wie er bemerkte, »geistig und körperlich ausgezeichnet entwickelt haben, sich beide in der ausgezeichneten Oberschule in Tutzing im recht guten Durchschnitt ihrer Klassen bewegen und auch sonst mir das Herz auf dem rechten Flecken zu haben scheinen.« Für Ute war die Begegnung mit ihrem Vater indes merkwürdig – plötzlich war ein Mann im Haus! »Mein Vater war eigentlich ein fremder Mann für mich, der mich auf einmal in die Arme nehmen wollte. Das war zunächst gar nicht einfach. Das Eis brach, als er einmal einen lauten Furz ließ und wir alle herzlich lachen mussten.« Gottfried und seine ältere Tochter wurden bald ein Herz und eine Seele, sie unternahmen viele gemeinsame

Ausflüge nach München und in die Berge. Als sie 17 war, reisten die beiden allein nach Paris, während ihre Mutter mit ihrer zweiten Tochter Ulla zu Hause blieb. Abenteuerliches reizte Ina nicht, und es wirkt fast ein wenig so, als habe sie manches in der Beziehung zu ihrem Mann an ihre Tochter delegiert. Ute empfand sich als Kumpel ihres Vaters – mit ihm konnte sie gut diskutieren und sich intellektuell an ihm reiben. Ina, die lieber Blumen arrangierte, Fernsehen sah oder Frauenromane las, interessierte Ute weniger: »Meine Mutter war halt da«, erzählt sie mir fast ein wenig traurig. Ina, die im Krieg einiges geleistet hatte, fiel nach der Rückkehr ihres 14 Jahre älteren Mannes wieder in eine Kleinmädchenrolle zurück, die wohl zum asymmetrischen Verhältnis der Ehepartner gehörte. Sie sprach oft im Ton einer kokett-naiven Frau, die immer noch den früheren, »besseren« Zeiten nachtrauert. Die neue Religiosität ihres zurückgekehrten Ehemanns erschien ihr manchmal etwas befremdlich. Ute empfand ihre Mutter als ambitionierte Hausdame, etwas belanglos und oberflächlich. »Sie war mit mir überfordert, weil ich mich nicht anpasste«, glaubt sie heute. Es gab kaum körperliche Nähe zwischen den beiden. Dafür übernahm ihre jüngere Schwester Ulla die Aufgabe, sich zu fügen und für die Mutter Liebling zu sein. Sie war die Kuschehtochter.

Über die Vergangenheit hat Ute mit ihrem Vater kaum gesprochen – Politik interessierte sie damals noch nicht, die NS-Zeit war im Schulunterricht sowieso kein Thema. Deshalb hat sie ihn nie gefragt, was sie heute brennend gerne wüsste: Warum er der SA beigetreten ist und sich einen Beruf ausgesucht hat, der das Töten in Kauf nimmt oder gar gebietet. Ute hätte allerdings wenig Chance gehabt, viel von ihrem Vater zu erfahren: Gottfried Gilbert hatte sich fest vorgenommen, über das Erlebte zu schweigen – »im

eigenen und anderer Interesse«. Wer will zudem seinem Kind vermitteln, was er als Soldat in einem Vernichtungskrieg vielleicht begangen hat? Welche Eltern würden ihre jungen Kinder mit solchen Informationen belasten – und damit auch sich selbst? »Habt ihr jemals über die NS-Opfer gesprochen?«, frage ich Ute. »Nein, wir Deutschen waren doch nach dem Krieg die Opfer«, sagt sie sarkastisch. Auch darüber, wer den Krieg angefangen hatte, gab es nie Gespräche. Lediglich an einen Kommentar kann Ute sich erinnern: Gottfried hätte mit meinen Großeltern in Stuttgart die Reichskristallnacht erlebt, und man wäre entsetzt gewesen – so dürfte man das doch nicht machen, man hätte die Juden halt zwingen müssen, nach Palästina auszuwandern!

Für mich klingt das nach der üblichen Schutzbehauptung, die von so vielen Nationalsozialisten in der Nachkriegszeit aufgestellt wurde. So wie Wolfgang Wagners Onkel Eugen Köhler den Nationalsozialismus öffentlich befürwortete und fadenscheinig einschränkte, das mit den Juden hätte ja nun nicht sein müssen, so sagte meine Großmutter, als sie sich, scheinbar ahnungslos, von einer Konsulgattin über Auschwitz aufklären ließ: »Wir hätten sie eben alle einsperren müssen, sie schaden uns so ungeheuer mit ihrer Propaganda.«^[4]

Bis heute begreift die Pazifistin Ute nicht, warum ihr Vater es selbst nach fast 10 Jahren in russischer Kriegsgefangenschaft nicht fertigbrachte, sich einzugestehen, dass er verblendet war. Seine Rassegedanken und seine »blöde« Idealisierung der Germanen hatte er zeit seines Leben nie abgelegt. »Wenn ich einen Juden oder Neger heiraten will, kannst Du Dich auf den Kopf stellen, aber ich mache es trotzdem!«, provozierte Ute ihn gelegentlich. Eine Heirat mit einem Juden hätte er nie gebilligt, davon ist sie überzeugt, so

wie Jazzmusik für ihn den Untergang der deutschen Volksmusik bedeutete. »All das passt nicht zu dem liebenswürdig romantisch veranlagten Vater, den ich kannte.« Diese Ambivalenz wird für Ute Schenk wie für die meisten Täterkinder nie aufzulösen sein, doch sie hat gelernt, damit zu leben, hat ihren Frieden damit gefunden: »Ich hege gegen ihn keinen Hass, vielmehr empfinde ich die Entscheidungen, die er in seinem Leben getroffen hat, um soldatisch überkorrekt und idiotisch pflichtbewusst seinem Land zu dienen, als tragisch. Ein Opportunist war er wohl nicht, sonst hätte er in der SA weiter Karriere gemacht und sich nicht immer wieder zu seinem eigenen Schaden für die Front entschieden. Mittlerweile habe ich Mitleid mit ihm, was für ein verpfushtes Leben! Ich bedauere indes zutiefst, dass ich damals noch zu jung war, um mit ihm darüber reden zu können.«

Ute hat sich in ihrem Leben immer bemüht, Unterschiede zu integrieren, sich menschlich und moderierend zu verhalten. Der Maler Otto Albrecht entspricht diesem Vorbild wohl eher, als ihr geliebter Vater es je konnte, obwohl Ute dessen Bildung sehr bewunderte. Noch als Schülerin orientierte sie sich weg vom Land nach München, um ihre Neugierde zu befriedigen. Ihr war es von früh an wichtig, emanzipiert und unabhängig zu sein. Und vielleicht unbewusst auch die Chancen zu nutzen, die ihr Vater nicht ergriffen hatte oder nicht ergreifen konnte. Dem Berufsoffizier war es nicht mehr möglich, als Soldat eine Anstellung zu finden. In einem Schreiben von 1957 teilte ihm Verteidigungsminister Franz Josef Strauß höchstpersönlich mit, dass es für ihn schon aufgrund seiner 62 Lebensjahre keine Verwendung mehr gebe. So verkaufte Gilbert Lebensversicherungen, um seine kleine Rente und den Unterhalt für die Familie aufzubessern. Ute erinnert sich vage, dass es

irgendwann zu einem Prozess gegen ihn kam. Sie weiß nur, dass er jemanden wegen Wehrkraftzersetzung denunziert haben soll, der daraufhin ins KZ kam. Ihr Vater wurde jedoch freigesprochen, und diese Angelegenheit wurde nicht mehr weiter erörtert.

In München machte Ute nach dem Abitur 1959 ein Krankenpflegepraktikum, das für die Ausbildung zur Ergotherapeutin nötig war. Eigentlich hätte sie gerne Medizin studiert, aber ihre Eltern meinten, das sei zu teuer, und am Ende heiratete sie ja doch. In der Nervenklinik der Münchener Universität bekam sie nach der Ausbildung eine der begehrten Stellen. Sie setzte sich damals in einer sehr komplizierten Beziehung sogar mit Camus und Sartre und dem dialektischen Denken auseinander. »Wir lagen nackt im Bett, aßen Äpfel und lasen die Existenzialisten«, lacht sie, »und dabei dachte ich, das müssten meine konservativen Eltern mal sehen!« An der neu gebauten Klinik des Max-Planck-Institutes für Psychiatrie leitete sie ab 1966 die Abteilung für Ergotherapie. Sie hält es für keinen Zufall, dass sie sich gerade diese Arbeit ausgesucht hat: »Es war mir ein Bedürfnis, zu lernen, mich und andere besser zu verstehen, möglicherweise weil ich an meinen Eltern so vieles nicht verstehen konnte.« Mit 24 Jahren lernte sie ihren späteren Mann kennen, von dem ihr Vater angetan war: »Volker entsprach wohl seinem Germanenklischee«, so Ute. Als sie mit Volker 1965 nach Kreta reisen wollte, gab es allerdings Krach. »Wir haben uns richtig gefetzt, weil er es für unangemessen hielt, dass wir unverheiratet zusammen verreisen. Ich bin dann wutentbrannt nach München gefahren und bald darauf gegen Vatis Willen nach Griechenland geflogen.« Als sie zurückkehrte, wartete ihr Vater nicht wie vereinbart am Bahnsteig. Er war an einem Herzinfarkt gestorben.

»Ich bin froh, dass ich ihn vorher noch einmal angerufen und mich mit ihm versöhnt habe«, sagt sie, doch dieser Schock verfolgt Ute bis heute. Die zwölf Jahre, die sie ihren Vater insgesamt nur erleben konnte, haben sich tief in ihr Gedächtnis eingegraben. Ihre zu diesem Zeitpunkt erst 56-jährige Mutter lebte danach ein eher tristes Dasein. Sie nahm stark an Gewicht zu und zog sich von der Außenwelt zurück. Ute hingegen ist ein ruheloser, kontaktfreudiger Geist, immer auf der Suche nach Dingen, die ihre Wissbegierde und ihren Drang, etwas Sinnvolles zu tun, stillen. Sie hat es sich angewöhnt, Sachverhalte oder Probleme stets von mehreren Seiten zu beleuchten. Von Erziehungsverdikten hält sie wenig, von einer Hinführung zur Toleranz und Weltoffenheit hingegen sehr viel. Als ihre beiden Töchter alt genug waren, übernahm sie 1976 bis zu ihrer Pensionierung die Leitung der Ergotherapie in einem Altenheim im Taunus. Die Familie war inzwischen nach Oberursel gezogen. Neben dieser Tätigkeit, die sie zunächst halbtags ausübte, erfüllte sie sich einen alten Traum und studierte ab 1978 in Frankfurt Kunstgeschichte.

Manchmal wirkt ihre Rastlosigkeit so, als ringe sie darum, die Vergangenheit ihres Vaters wiedergutmachen zu wollen. Nach unserem ersten Kontakt schrieb sie ihre Familiengeschichte für ihre Nachkommen auf: Sie sollten wissen, woher sie kommen, wenn sie sich dafür einmal interessieren. Innerlich führt sie oft Zwiegespräche mit ihrem Vater: Wie konntest du als gebildeter und intelligenter Mensch auf den Nationalsozialismus hereinfliegen? Wie konnten kultivierte Menschen zu Barbaren werden? »Wir Deutschen haben die jüdische Kultur und damit unsere eigene in Deutschland und Europa zerstört. Kultur bedeutet für mich Vielfaltigkeit und Wandel. Durch die Unterschiedlichkeit der Kulturen können die Menschen so viel voneinander lernen, was

ihre Andersartigkeit und gleichzeitig ihre Ähnlichkeiten betrifft, und dabei trotzdem ihre Identität beibehalten.« Für Ute ist oberstes Gebot, Menschen, Pflanzen und Tiere mit Achtung zu behandeln; das will sie auch an ihre Enkel weitergeben.

In ihrem Bekanntenkreis gibt es Menschen, die die Alternative für Deutschland AfD unterstützen. »Ich erzähle denen immer ganz offensiv von meinen vielen Reisen und den Erfahrungen mit Menschen in anderen Ländern. Ich greife sie nicht direkt politisch an, denn das bringt bei denen so wenig wie bei den Pegida-Leuten. Die Pegida-Anhänger wollen ja nur ihren Mist loswerden, aber nicht zuhören!«, sagt sie empört. Die Auseinandersetzung mit dem Leben ihres Vaters ist für sie eine Lehre und Warnung: Jeder Mensch kann unter bestimmten Umständen schnell zum Mörder werden.

Ute beobachtet die Berührungsängste vieler Menschen mit anderen Kulturen: »Das, was ich spannend finde, macht manchen anderen Leuten Angst. Die Deutschen sichern sich wirklich gegen alles ab, sie haben Versicherungen für fast jeden Fall. Man vergisst doch zu leben und sich weiterzuentwickeln, wenn man sich nur von seinen Ängsten leiten lässt.« Ob diese tief sitzenden Ängste auch eine Folge des Krieges sind, oder vielleicht sogar die unbestimmte Furcht vor Rache?

Lange unterhalten wir uns auch über die starken Ressentiments und Vorurteile gegen Muslime. Das ist ein Thema, das mich schon seit bald zwanzig Jahren beschäftigt – im Islam sehen viele Menschen seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion plötzlich den neuen Feind, den Fremden, auf den man alles projizieren kann. Die immer ungehemmtere Verachtung und die Hetze gegen Muslime haben den Rassismus in den vergangenen Jahren wieder hoffähig gemacht. Ob Muslime, Juden, Sinti und Roma, sogenannte

Pleitegriechen oder Menschen auf der Flucht: Die Schleusen sind aufs Neue geöffnet für Fremdenfeindlichkeit, Stigmatisierungen und Rassismus. Freilich haben muslimische Extremisten ihren Beitrag zu vielen Vorurteilen geleistet, doch es wird selten danach gefragt, wie dieser Extremismus überhaupt entstanden ist und was er mit den vom Westen entfachten Kriegen, mit den Waffenlieferungen oder mit der Unterstützung menschenrechtsfeindlicher Regime im Nahen und Mittleren Osten zu tun hat. Stattdessen wird von einer gewaltbereiten, terroristischen Minderheit sofort auf die friedliche Mehrheit geschlossen.

In die Muslimfeindschaft mischen sich häufig Assoziationen und Vergleiche zur NS-Zeit. Alice Schwarzer etwa verglich die Verschleierung muslimischer Frauen in der »FAZ« mit dem Judenstern, und Thilo Sarrazin behauptete in »Lettre International«, die Türken eroberten durch ihre hohe Geburtenrate Deutschland: »Das würde mir gefallen, wenn es osteuropäische Juden wären mit einem um 15 Prozent höheren IQ als dem der deutschen Bevölkerung.«^[5] Der ehemalige Banker und SPD-Mann verurteilte türkisch-deutsche Bürger pauschal als integrationsunwillig, »aggressiv und atavistisch« und warf ihnen vor, sie produzierten »ständig neue kleine Kopftuchmädchen«. Zugleich stellte er Juden, angeblich genetisch bedingt, als besonders intelligent dar.

Das entspringt einer ethnisierten und kulturalisierten Denkweise, die nie aufgehört hat zu existieren. Der Jurist Mehmet Gürcan Daimagüler sagt: »Bei einigen Politikerinnen und Politikern, die das Kopftuch kritisieren, habe ich leise Zweifel, ob es ihnen wirklich um die Freiheit der Frau geht oder ob sie sich selbst an dem Anblick

stören, weil er sie daran erinnert, wie viele Ausländer oder zumindest Muslime in Deutschland leben. Dieses Streben nach vermeintlicher Ästhetik kann man aber natürlich nicht ohne Vorwürfe des Nazismus umsetzen, also versteckt man es meiner Meinung nach unter dem Deckmantel der Frauenbewegung.«^[6]

Wie häufig wird der Koran mit Hitlers »Mein Kampf« verglichen von Leuten, die niemals den Koran oder den Islam studiert haben? Da werden Verfassungsfeinde wie der Pegida-Vorsitzende Lutz Bachmann rasch zu vermeintlichen Widerstandskämpfern gegen die angebliche Islamisierung Deutschlands. Politiker beschwören die deutsche Leitkultur und die »christlich-jüdische Tradition« des Abendlandes, als hätten nicht gerade die Deutschen mit allen Mitteln die jüdische Tradition auszulöschen versucht. Das sind Versuche, die deutsche Vergangenheit auf dem Rücken von Muslimen und Geflüchteten auszutragen. Es gibt solcher Beispiele viele, sie illustrieren nicht nur einen Mangel an Reflexion über die NS-Zeit, sondern sind auch ein Ausdruck des familiären Schweigens und der unterschwellig vorhandenen Aggressivität, wenn nicht sogar Destruktivität. Die narzisstische Kränkung der Eltern oder Großeltern, die an das Dritte Reich und seine menschenfeindliche Doktrin geglaubt und 1945 den totalen Verlust ihrer Ideale erlebt haben, bahnt sich bei den Nachkommen ihren Weg und schafft neue Ausgrenzungen und Diskriminierungen.

Ute erzählt, dass sie in islamischen Ländern bislang stets gute Erfahrungen gemacht hätte. »Ich muss Dir auch sagen, Alexandra, dass ich nach dem Attentat auf Charlie Hebdo in Paris nicht bei den ›Je suis Charlie‹-Demonstrationen mitgelaufen wäre. Nicht, weil ich den Anschlag auf die Journalisten nicht verurteile, sondern weil ich der Meinung bin, dass auch Karikaturen ihre Grenze haben

müssen und es nicht richtig war, Muslime so zu beleidigen.«
Meiner Gesprächspartnerin geht es ganz entschieden um Toleranz. Aus dem gleichen Grund lehnt sie auch den Islamischen Staat ISIS ab, in dem sie eine ähnliche Verblendung junger Menschen zu erkennen glaubt wie einst bei den Nazis. Sie begeht jedoch nicht den Fehler so vieler Menschen, Muslime mit »dem« Islam gleichzusetzen. Sie verbindet mit dem Islam vielmehr die Bücher von Annemarie Schimmel, die Mystik der Sufis und die erlebte Toleranz. Sie erinnert sich an den abendlichen Blick aus dem Hotelzimmer in Amman, der Hauptstadt Jordaniens, bei dem sie die beleuchtete Moschee und die ebenso erhellte christliche Kirche nebeneinander sah.

Wie jede andere Religion ist der Islam komplex – es gibt nicht den einen Islam, so wie es nicht das eine Judentum oder das eine Christentum gibt. Im Islam existieren theologische Rechtsschulen sowie unzählige Auslegungen der Tradition des Propheten Muhammed. Es gibt diverse anti-orthodoxe theologische Bewegungen, Gruppen, Sekten und sonstige Ausläufer. Zwischen starrer Orthodoxie und Mystik hat der Islam historisch, politisch, regional, gesellschaftlich und individuell die unterschiedlichsten Formen angenommen, die nicht über einen Kamm zu scheren sind.

Es gibt archaische, reaktionäre und konservative Auslegungen des Islam ebenso wie säkulare und progressive, die sich in den unterschiedlichsten praktizierten Lebensweisen, Rechtsformen und Traditionen äußern.

Wie modern islamisches Denken auch sein kann, hat zum Beispiel die Islamwissenschaftlerin Katajun Amirpur in einem eindrücklichen Buch über die Erneuerer des Islam beschrieben, und ihr Mann, der Intellektuelle Navid Kermani, wird zu Recht nicht

müde zu betonen, man solle »nicht alles, was Muslime tun, aus ihrer Religion herleiten, weder im Guten noch im Bösen.«

»Der Satz ›Ich bin Muslim‹, so Kermani weiter, wird ›in dem Augenblick falsch, ja geradezu ideologisch, wo ich mich ausschließlich als Muslim definiere – oder definiert werde. Deshalb stört es mich auch, dass die gesamte Integrationsdebatte sich häufig auf ein Für und Wieder des Islams reduziert – als ob die Einwanderer nichts anderes seien als Muslime. Damit werden alle anderen Eigenschaften und Faktoren ausgeblendet, die ebenfalls wichtig sind: woher sie stammen, wo sie aufgewachsen sind, wie sie erzogen wurden, was sie gelernt haben.«^[7]

Mir fällt auf, dass zwar alle über ISIS reden, aber nur wenige über den NSU. Weil ISIS uns, dem Westen, ans Leder will, die Terroristen der NSU indes »den anderen«? Weil auf diese Weise die eigenen Feindbilder bedient werden? Im November 2015 war von Mehmet Daimagüler, Vertreter der Nebenanklage, ein Aufschrei in der *Zeit* zu lesen.^[8] Nach 250 Verhandlungstagen sei immer noch nicht aufgeklärt, wie es zu den Morden kommen konnte: »Zum Wie gehört die Frage nach Helfern und Helfershelfern. Wir müssen davon ausgehen, dass es an den meisten Tatorten lokale Unterstützer gab. Zum Wie gehört das unselige Wirken von V-Männern und möglicherweise von V-Mann-Führern. Und zum Wie gehört die Frage, warum Polizeidienststellen, über ganz Deutschland verteilt, unabhängig voneinander nach den gleichen fehlerhaften Mustern handelten.« Der Jurist zeigte sich aber besonders schockiert über die Bundesanwaltschaft, die der Frage nach dem Wie seiner Ansicht nach mit Apathie und Destruktivität begegne. Sie habe den NSU-Komplex gar für »ausermittelt« erklärt, obwohl das Bundesinnenministerium 2014 zugegeben habe, dass

über 700 ungeklärte Tötungsdelikte einen rechtsradikalen Hintergrund haben könnten, und obwohl das Gericht überhaupt erst durch Aussagen eines der Angeklagten erfuhr, dass der NSU nicht zwei, sondern drei Bombenanschläge verübt hatte. Als Verteidiger erhalte er ständig Zuschriften, die ihm oft unter Androhung von Gewalt bedeuteten, er sei kein Deutscher, sondern Türke und werde nie zu »uns« gehören.

Terroristen, die unschuldige Menschen für ihre Zwecke missbrauchen und kaltblütig ermorden, sind ein Symptom für über lange Zeit gewachsene politische und wirtschaftliche Missstände, und es ist notwendig, nicht nur die Symptome zu bekämpfen, sondern sich zugleich kritisch mit den Ursachen zu befassen und diese zu beseitigen. »Wir brauchen so schnell wie möglich eine funktionierende Weltpolitik, einen weltweiten Dialog, einen entschiedenen und unmissverständlichen Kampf gegen Krieg, Hungertod, Armut und soziale Ungerechtigkeit. Ansonsten verschärfen sich die Weltprobleme, kommen verstärkt zu uns und können eines Tages unbeherrschbar werden. Allerdings sage ich auch: Wer jetzt aus hundertfachem Mord politisches Kapital zu schlagen versucht, handelt schändlich«, sagte Gregor Gysi nach dem grauenhaften ISIS-Anschlag in Paris am 13. November 2015, bei dem mindestens 129 Menschen ums Leben kamen.

Es darf nicht mit zweierlei Maß gemessen werden, wenn es um die Herkunft, Religion oder Politik von Terroristen geht. Ob Neonazis, Islamisten, palästinensische Selbstmordattentäter, extremistische jüdisch-israelische Siedler oder Attentäter von links – sie alle sind nicht grundlos vom Himmel gefallen. Ihnen kann nur Einhalt geboten werden, wenn wir gemeinsam daran arbeiten, gerechtere Grundbedingungen für alle Menschen zu schaffen.

Den faschistoiden NSU, die AfD oder Pegida direkt vor unserer Nase scheinen viele Menschen jedoch weniger bedrohlich zu finden als syrische oder andere Geflüchtete, die bei uns Schutz vor Terror, Menschenrechtsverletzungen und Krieg suchen. Auch der vermeintliche Antisemitismus junger Emigranten interessiert die Pauschalisierer, die aus der Mitte der Gesellschaft kommen, mehr als die eigenen Feindbilder und alltäglichen Rassismen. Es ist einfacher, aus einer Nische heraus gegen andere Front zu machen, anstatt sich in die Begegnung zu wagen und es auszuhalten, dass Menschen und politische Konstellationen komplex sind und es nicht immer rasche Antworten auf komplizierte Probleme gibt. Differenzierung ist nötig, um menschlich und gerecht bleiben zu können.

Am Ende ist das alles eine Frage der Identität. Wer kein stabiles Selbstbewusstsein hat, sich seiner selbst nicht sicher ist, fühlt sich schnell bedroht vom Unbekannten. Eine starke Persönlichkeit anerkennt die Tatsache, dass jeder Mensch aus verschiedenen, oft sogar widersprüchlichen Fragmenten besteht, und dass die Kunst des Lebens ist, diese verschiedenen Anteile in sich wahrzunehmen, anzuerkennen und zu integrieren. Das geht oft mit innerlichen Spannungen einher, die es zu ertragen gilt.

Über sich selbst sagt Daimagüler: »Ich bin Deutscher, ich bin Moslem, ich bin religions skeptisch, ich bin ein Mann, ich bin Jurist, ich bin ein guter Mensch, ich bin ein Arschloch.«^[9] Von mir selber würde ich sagen, dass ich Deutsche, aufgrund meiner Lebenserfahrungen im Herzen aber auch ein Stück Griechin, Palästinenserin oder Israelin bin. Ich bin eine Atheistin, die Islamwissenschaft studiert hat; ich bin politisch, ordne mich aber keiner Partei zu; ich engagiere mich in verschiedenen Arbeitskreisen, bin aber eher eine Einzelgängerin. Ich bin ein

»guter« Mensch, kann aber auch »böse« werden. Diese Liste unterschiedlicher, mitunter widersprüchlicher biografischer Fragmente und Eigenschaften, die zu mir gehören, könnte ich noch lange weiterführen. Niemand von uns ist monolithisch gestrickt, Identitäten sind stets fragmentiert. Warum besteht in Deutschland bis heute dieser Anpassungsdruck, der mit staatsbürgerlicher Integration nichts, mit der Nivellierung von Unterschieden aber alles zu tun hat? »Dass heute viele von euch über Muslime sprechen und urteilen wie vor kurzer Zeit noch über Juden, spricht nicht gerade für eure Lernfähigkeit aus der Geschichte. Nach 60 Jahren Sendepause kategorisiert ihr ganz ungeniert nach ›Deutschen‹ und ›Deutschen mit Migrationshintergrund‹ – oder aber ihr nennt uns gleich ›Papierdeutsche‹. Nürnberg lässt grüßen«^[10], so Daimagüler. Mit seiner persönlichen Geschichte ist der Jurist zum Vertreter der Nebenankläger im Gröning- und im NSU-Prozess geradezu prädestiniert.

In Utes hohenlohischem Ort sind 15 Flüchtlinge angekommen, für rund 150 Menschen entsteht derzeit eine Unterbringung. Sie engagiert sich für den lokalen Arbeitskreis Asyl und hilft aktiv bei der Eingliederung der Neuankömmlinge mit. Immer wieder sucht sie den Kontakt und hilft dabei, Sprachbarrieren zu überwinden. Den Geflüchteten hat sie ihren CD-Player mit einem deutsch-arabischen Sprachlehrgang zur Verfügung gestellt. Gelegentlich bringt sie selbst gebackene Kekse vorbei, um einen Anlass zu haben, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Bewusst erzählt sie den Menschen in ihrem Dorf von ihren Begegnungen, um deren Berührungängsten zu begegnen: »Es ist schwierig, ängstliche Menschen mit Vorurteilen theoretisch überzeugen zu wollen, sie müssen praktische Erfahrungen machen – gemeinsam essen,

trinken, tanzen, singen – und begreifen, dass wir Menschen alle gleich sind. Eine Aufarbeitung der NS-Zeit ist überwiegend dann sinnvoll, wenn wir unsere Erkenntnisse nutzen, um nach vorne zu denken und zu handeln. Wir Deutschen müssen im Umgang mit Fremden endlich lockerer werden.«

Wir sind erschöpft von einem intensiven Tag miteinander. Als ich Ute zum Schluss frage, was für sie aktuell noch wichtig ist, sagt sie sofort: das Älterwerden. Es gebe noch so vieles, das sie sich vorgenommen habe und nachholen wolle. »Neugierig bis zum Schluss, so sehe ich mein Leben«, sagt sie, und plötzlich ist eine große Trauer im Raum. Ich habe den Eindruck, das hat auch etwas mit ihrem zweimal verlorenen Vater zu tun. Es ist wichtig, trauern zu können – dem Kummer über die Destruktivität der NS-Zeit Raum zu geben und Empathie für die Opfer zu empfinden. Solange die Verbrechen der Täter verleugnet werden, ist auch der Trauerprozess behindert und Mitgefühl für die Opfer kaum möglich. Ute hat hier schon einen mühevollen Weg hinter sich gebracht und eine große Fähigkeit entwickelt, sich für andere Menschen zu öffnen.

Das Gespräch mit ihr war anregend und hat auch mir gut getan. Wir sind weiter zusammengerückt, und ich will nun auch endlich Utes Schwester Ulla kennenlernen. »Du wirst sehen, wir beide sind sehr verschieden«, sagt Ute zum Abschied am nächsten Morgen. Die Vielbelesene gibt mir noch einige Buchtipps mit auf den Weg – und eine herzliche Umarmung.

Doch so verschieden finde ich ihre jüngere Schwester Ulla Malterer dann gar nicht, als ich sie kurz darauf in Bernried besuche, wo sie mit ihrem zweiten Mann, dem Maler Gerd Eisenblätter, lebt. Ulla, 1941 geboren, hat den Ort ihrer Kindheit nie verlassen und ähnlich

ihrer Mutter ihre Rolle im Leben stets als Ehefrau und Mutter gesehen; 1960 ist sie religiös geworden. Jedoch ist sie ähnlich reflektiert, belesen und empathisch wie Ute. Sie hat nur einen anderen Weg gewählt, um mit sich und ihrer Familiengeschichte umzugehen. Auch Ulla schrieb mir 2007 einen Leserbrief und bezog sich auf das Familienalbum. Darin gab es ein Porträt von meinem Großvater Hanns: »Die großen, ernsten Augen sind mir unvergesslich, darunter von meinem Vater geschrieben: ›Der Henker drehte den Strick langsam enger, Ludins letzte Worte waren: ›Es lebe Deutschland!‹‹.« Als junge Frau habe sie alles, was mit der NS-Zeit zu tun hatte, »entsorgt«, schrieb sie, doch nun habe sie begriffen, dass die Vergangenheit nicht so einfach zu entsorgen sei. »Die Schuld unserer Väter war wohl vor allem, dass sie sich ihre eigenen Maßstäbe konstruiert haben – oder haben konstruieren lassen –, was die Fragen nach Recht und Unrecht, Gut und Böse, Lüge und Wahrhaftigkeit anbelangt.«

In ihrem handschriftlich verfassten Brief nannte sie mich ein »Werkzeug der Liebe«. Ullas Worte waren für mich tröstlich, denn es gab auch Leser meines Buches, die mir vorwarfen, ich hätte darin mit meiner Mutter abgerechnet. Einige meiner Angehörigen empfanden die Benennung der Schuld sogar als destruktiv: Ich sei der Wolf, der die Großeltern gefressen habe; ich hätte deren Andenken beschmutzt, lauteten einige Vorwürfe. Ich unterscheide allerdings deutlich zwischen den guten Erfahrungen, die ich mit meiner Großmutter gemacht habe, und der Mitschuld, die sie auf sich geladen hat, indem sie als überzeugte Nationalsozialistin ihren Mann in allem, was er tat, bestärkte und indem sie ihren Kindern nach dem Krieg die Wahrheit über seine Beteiligung am Holocaust vorenthielt.

Warum sollte ich meine Großmutter oder meinen Großvater, den ich nie kennengelernt habe, grundsätzlich verdammen? Sie werden immer meine Großeltern bleiben, mit ihren Fehlbarkeiten, ihrer Schuld und zugleich ihren guten Eigenschaften. Wirkt ein Mensch nicht viel menschlicher, wenn er nicht idealisiert wird? Idealisierung bedeutet, dass der Idealisierende etwas ausblendet, das er nicht wahrnehmen oder ertragen kann. Die Nazis waren eben nicht nur die allenthalben bekannten, namhaften Verbrecher und schon gar keine Monster oder Verrückten, sondern Menschen wie du und ich: liebevolle Eltern, Beamte, Lehrer, Ärzte, Juristen, Zuschauer und Mitläufer, Soldaten, Zugführer, KZ-Wachleute und so weiter. Es ist genauso, wie Daimagüler es beschreibt: Man kann ein guter Mensch und ein Arschloch zugleich sein – beziehungsweise ein Mörder. Nur wenn wir begreifen, dass Menschen im Prinzip zu jeder Niederträchtigkeit und Brutalität fähig sind, werden wir verstehen können, wie es zum industrialisierten Massenmord im Dritten Reich kommen konnte. Die Nazis waren unsere Väter, Mütter, unsere Großeltern oder Urgroßeltern – und wir sind die Nachkommen, deren gesellschaftliche und familiäre Verantwortung es ist, sich den Taten der Vorfahren zu stellen. Wer Verbrechen verschleiert, macht sich zum Komplizen – auch Jahrzehnte später noch.

Ulla heiratete schon mit 21 Jahren und bekam fünf Kinder. Durch ihren Mann fand sie zum Glauben. Für sie ist der Katholizismus Leitfaden und Lebenshilfe, vor allem aber Ausdruck von Liebe. Als wir uns zum Kaffee hinsetzen, stellt sich heraus, dass dieses Gespräch sie Mut kostet. Nicht, wie ich vermute, wegen ihres Vaters, sondern weil sie ihren Glauben nicht gerne offen vor sich herträgt. Vielleicht fühlt sie sich in dieser Hinsicht mitunter nicht

verstanden. »Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm«, zitiert sie aus dem ersten Johannesbrief. Sie meint, deshalb sei auch ich Gott verbunden. »Jeder Mensch ist im Grunde seines Wesens gläubig – wie immer das aussehen mag«, davon ist sie überzeugt. Die Vorstellung von einem Leben nach dem Tod hat Ulla immer wieder mit dem Diesseits versöhnt und extreme Schicksalsschläge ertragen lassen: 1982 verlor sie ihre älteste Tochter durch einen Autounfall. Vier Tage vor Weihnachten im Jahr 1999, die Weihnachtsgeschenke für die zwei Enkel waren bereits gepackt, kamen die beiden mit ihrem Vater bei einem Autounfall ebenfalls um. Ullas zweite Tochter überlebte den Unfall wie durch ein Wunder. Dann starb Ullas erster Mann an Krebs. Doch sie ist eine starke Persönlichkeit und fand einen Weg, sich wieder aufzurichten und versöhnlich – liebevoll – mit dem Leben umzugehen. Über die Religion fühlt sie sich auch ihrem Vater nahe.

Ulla erinnert sich an andere Dinge als ihre Schwester, und ihr Gedächtnis reicht weit in die Vergangenheit zurück. Sie war vier Jahre alt, als sie nach dem Krieg vor der Dorfgaststätte anstand, um von den Amerikanern ein wenig Essen ausgehändigt zu bekommen. »Nazikinder kriegen nix!«, hänselten sie einige Kinder. Damals verstand sie noch nicht, was die damit meinten, sie »fand's nur böse«. Im Gymnasium sollte sie, wie das damals noch üblich war, den Beruf ihres Vaters angeben: »Offizier!«, sagte sie stolz. Eine Mitschülerin fand das nicht beeindruckend – Hitler hätte sich doch auf seine Offiziere gestützt. Als Ulla erwiderte, der Widerstand doch auch, fragte das Mädchen: »Ja, war dein Vater denn im Widerstand?« Diese Szene machte Ulla betroffen und nachdenklich, »ich fing an mir zu wünschen, mein Vater wäre im Widerstand gewesen.« Eine dritte schambesetzte Situation: Als Erwachsene

fragte eine Bekannte aus Bernried, wie Ulla denn mit ihrer belasteten Jugend zurechtkäme? Da erst wurde ihr wirklich bewusst, dass man im Ort über sie und ihre Familie ratschte und es ein Problem mit ihrem Vater gab. Ihr Verhältnis zu ihm war vertrauensvoll und warm. Seine Judenwitze gefielen ihr allerdings nicht. Sie erinnert sich auch, wie er ihr erklärte, dass das »internationale Judentum« schuld am Antisemitismus sei. »Unser Vater war uns gegenüber immer wieder bemüht, vieles aus der NS-Zeit zu verteidigen und eine Rechtfertigung für seine Einstellung zu finden und uns diese zu vermitteln – wahrscheinlich, damit wir ihn weiter liebten.«

Für sie entsteht das Unrecht bereits im Kopf: »Von seiner geistigen Haltung her war mein Vater ein Täter«, sagt sie ohne Beschönigung. Ulla glaubt, dass wer zu Gott findet, im Jenseits Vergebung für seine Sünden findet. Dafür sei Christus gestorben. Sie ist der festen Ansicht, dass ihrem Vater und auch meinem Großvater im Himmel für ihre Taten vergeben worden sei. Vergebung ist für sie eine Voraussetzung dafür, dass das destruktive Vergeltungsschema »Auge um Auge, Zahn um Zahn« durchbrochen werden kann. Hass führt zu neuer Gewalt und richtet sich letztendlich auch gegen jenen, der ihn empfindet. Deshalb ist Ulla stets bemüht, sich für andere einzusetzen und für den sozialen Frieden zu arbeiten. Zusammen mit ihren drei Töchtern und ihrer Schwiegertochter – die wie sie gläubig sind – engagiert sie sich für die Flüchtlinge in Tutzing und in Bernried.

»Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit«, so die sanfte 74-Jährige, die in ihrer Überzeugung sehr authentisch wirkt und vor allem nicht missioniert. Für sie ist es unvorstellbar, dass es kein Leben nach dem Tod gibt. »Würde ich das nicht glauben, wäre ich

mit meinem Leben nicht zurande gekommen, es käme mir alles gewaltig sinnlos vor«, sagt sie.

Bevor ich nach Hause fahre, empfiehlt auch sie mir ein Buch: Fred Uhlmans »Der wiedergefundene Freund«. Es ist die fiktive Geschichte zweier innig verbundener Schulfreunde, deren Beziehung am Nationalsozialismus scheitert, weil der eine sich dafür begeistert und der andere als Jude diskriminiert wird, schließlich sogar von seinem eigenen Freund. Am Ende dieser kleinen Erzählung erfährt der jüdische Protagonist nach Jahrzehnten, dass sein damaliger Freund wider seine Befürchtung kein Nazi blieb, sondern im Widerstand starb. Uhlmans Geschichte ist vermutlich angelehnt an Claus Schenk von Stauffenberg, den Wehrmachtsoffizier, der am Attentat auf Hitler beteiligt war. Es wundert mich nicht, dass sie Ulla und mich berührt: Sie drückt aus der jüdischen Perspektive Uhlmans die Sehnsucht aus, dass unsere Väter, unsere Großväter oder andere Verwandte sich damals ebenso entschieden hätten wie der hingerichtete, wiedergefundene Freund.

Sich nie ducken und authentisch bleiben: Hanns Johann Scheringers Weg vom Landwirt zum Politiker

»Das Hauptproblem dieser Welt besteht darin, daß die Fanatiker so selbstsicher sind, während die Klugen ständig zweifeln.«

BERTRAND RUSSELL

September 1930: Drei Reichswehroffiziere stehen in Leipzig vor Gericht. Sie sind der Vorbereitung zum Hochverrat angeklagt. Einer der Männer ist mein Großvater Hanns Ludin, der andere sein Kamerad Richard Scheringer. Wie war es zu ihrer Anklage gekommen? Die beiden lernten sich sechs Jahre zuvor als Offiziersanwärter im 5. Artillerieregiment in Ulm kennen und legten in Jüterbog erfolgreich die Prüfung zum Leutnant ab. Es verbindet sie nicht nur eine enge Freundschaft, sondern vor allem das Ziel einer nationalen Revolution – »angewidert durch den reaktionären Geist im Offizierskorps der Reichswehr und in Opposition zu den sogenannten ›Bürogeneralen‹^[1], so Scheringer. In der Ausbildung lernten Ludin und Scheringer Russisch, weil sie die Sowjetunion als wichtige politische Kraft bei der sozialen Befreiung in Europa und der Welt betrachteten. Die Burschen, beide Mitte zwanzig, und der dritte im Bunde, Friedrich Wendt, hatten zu nationalsozialistischen Arbeitern und Aktivisten Kontakt aufgenommen und SA-Leute angesprochen, um ein nationalsozialistisches Netzwerk in der Reichswehr zu schaffen. Sie

wollen die Reichswehr, seinerzeit noch eine Berufsarmee, politisieren und dafür sorgen, dass diese bei einem nationalsozialistischen Umsturz militärisch nicht eingreife. Die NSDAP betrachten sie als Arbeiterpartei, in die sie alle ihre revolutionären Hoffnungen setzen. Ihnen schwebt ein sozialistischer Nationalismus vor, der den deutschen Arbeiter und Bauern befreien soll.

Doch sie werden verpöbeln und im März 1930 verhaftet. In Berlin-Moabit lesen sie Karl Marx und andere sozialistische Schriften. Unterdessen bringt Scheringers 17-jährige Freundin Marianne Heisch aus Ulm ihr erstes Kind zur Welt. Es wird nach dem Vater Richard benannt. Der Prozess gegen die jungen Männer beginnt am 23. September. Der Verteidiger von Friedrich Wendt ist das NSDAP-Mitglied Hans Frank, später Generalgouverneur des besetzten Polen und Vater von Niklas Frank. Hans Frank lässt Adolf Hitler als Zeugen laden und plant dessen Auftritt als Inszenierung, die weltweit wahrgenommen werden wird: Es kommt zwei Tage später zum berühmten »Legalitätseid«: Hitler schwört, dass die NSDAP ihre politischen Ziele ausschließlich auf legalem, parlamentarischem Wege erreichen wolle. Er betont zudem, die Reichswehr als wichtiges staatliches Instrument aufrechterhalten und keineswegs zersetzen zu wollen – ein klarer Hinweis darauf, dass er in seiner Planung auf die Generalität zählt. Da die Reichswehr von nationalsozialistischen Zellen bereits unterwandert ist, wird sie sich den Nazis nicht mehr in den Weg stellen. Der Legalitätseid überzeugt aber vor allem die bürgerliche Mitte des Landes, die sich vor revolutionären Umtrieben fürchtet; die Popularität der NSDAP wächst dramatisch. Die Jungoffiziere indes sind von Hitlers Haltung enttäuscht: »Meine Neigung zum

Nationalsozialismus erhielt dadurch einen starken Stoß«, erinnerte sich später Richard Scheringer.^[2] Hitler habe die nationale und soziale Revolution verraten.

Ute und Ulla Schenks Vater Gottfried Gilbert, der sich auf das revolutionäre Experiment seiner ehemaligen Schüler nicht eingelassen hatte, aber Sympathie für sie und ihr Anliegen hegt, stellt ihnen im Prozess ein gutes Zeugnis aus.

Am 4. Oktober 1930 werden die drei jungen Männer zu 18 Monaten Festungshaft verurteilt und aus der Reichswehr ausgeschlossen. Mein Großvater kommt nach Rastatt, wo er sich weiter zum Nazi entwickelt. Scheringer indes sitzt seine Haftzeit in der Festung Gollnow in Pommern ab und trifft dort Kommunisten, mit denen er sich intensiv austauscht. Bald ist er sicher, dass allein diese Weltanschauung die soziale und nationale Freiheit aller Völker erreichen könne. Im März 1931 bekennt er sich zum Kommunismus und lässt vom KPD-Reichstagsabgeordneten Hans Kippenberger im Reichstag eine entsprechende Erklärung verlesen: »Befreiung heißt: Beseitigung des kapitalistischen Systems. Zerreißung der Friedensdiktate von Versailles bis Young.«^[3] Das, so gibt er bekannt, könne nur mit Gewalt durchgesetzt werden: »Ich sage mich daher endgültig von Hitler und dem Pazifismus los und reihe mich als Soldat ein in die Front des wehrhaften Proletariats.«^[4] Goebbels schreibt ihm daraufhin eine Haftpsychose zu.^[5]

Während mein Großvater Hanns Ludin frühzeitig aus der Haft entlassen wird, wird Scheringer aufs Neue verurteilt: zweieinhalb Jahre Festungshaft wegen antifaschistischer Umtriebe und Hochverrats. Mein Großvater findet es furchtbar, dass sein Freund nicht mehr dabei ist: »Schlimm für Dich und für die NSDAP«, schreibt er ihm. »Wenn ich auch überzeugt bin, dass Du Dich bei

der KPD durchsetzen wirst, so glaube ich doch, dass allein zu diesem Zweck ungeheuer viel Kraft verlorengelassen, die sonst Deutschland direkt zugute gekommen wäre.«^[6] Es ist Ludins Intervention zu verdanken, dass Scheringer nur bis September 1933 einsitzen muss und ihm das KZ erspart bleibt. Mein Großvater, mittlerweile Führer der SA-Gruppe Südwest, will ihn für die SA gewinnen, doch Scheringer lehnt ab, obwohl er sich von der Organisation durchaus noch eine Umwälzung erhofft. 1934 wird meine Mutter Erika getauft – und Richard Scheringer wird ihr Pate. Laut Familiensaga soll er bei der Feier den Alkohol nicht vertragen und neben einem Auto gekotzt haben, das er für das seines Freundes Ludin hielt. Weil es aber der Mercedes des Reichsstatthalters war nahm man ihn fest, freilich nur so lange, bis mein Großvater ihn entlastete.

Schon einen Monat später geht er in Nürnberg erneut ins Gefängnis. Er hatte sich nach einem Kinobesuch bei der anschließenden Nazi-Demonstration geweigert, den Hitlergruß zu zeigen und das Horst-Wessel-Lied zu singen. »Dort ging es mir schlecht, und nur dem Eingreifen Ludins verdanke ich mein Leben«, gab er später im Entnazifizierungs-Fragebogen an. Zehn Tage später ist er wieder auf freiem Fuß, nur um wenige Monate danach aufs Neue festgesetzt zu werden, dieses Mal in Landsberg am Lech. Anlass ist der Röhm-Putsch, bei dem Hitler durch die SS einen Großteil der SA-Führung ermorden lässt. Hanns Ludin allerdings begnadigt er – das war wohl der Punkt, an dem mein Großvater sich den Zielen Hitlers vollends verschrieb.

Sein Freund Richard widmet sich jetzt intensiv der Landwirtschaft. Mit seiner gerade geehelichten Marianne und seinem vierjährigen Sohn zieht er auf den Dürrnhof in Kösching bei Ingolstadt. Diesen

Bauernhof hatte seine Mutter kurz vorher mit einem Teilhaber erstanden, den Scheringer mit Hilfe eines Darlehens ablöst. Politisch aktiv bleibt der passionierte Landwirt freilich weiterhin, er hält Kontakt zu namhaften Kommunisten, darunter Hans und Werner Scholl; manche Verfolgte versteckt er auf seinem Hof oder im nahe gelegenen Wald. Richard Scheringer ist aber auch weiterhin Soldat, der Ruf, zum »alten Haufen« zurückzukehren, ist stark, zumal mein Großvater ihn dazu immer wieder animiert. Während seine Frau Marianne den fast 80 Hektar großen landwirtschaftlichen Betrieb am Laufen hält und weitere zehn Kinder zur Welt bringen wird, meldet er sich in Folge des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts freiwillig an die Front. Er glaubt zu jenem Zeitpunkt, dass die russischen Kommunisten und die deutschen Nationalisten gemeinsam gegen die Westmächte erfolgreich sein könnten, und befürwortet anstelle des Versaillers Vertrags den völkerrechtlichen Vertrag von Rapallo, am 22. April 1922 unterzeichnet vom deutschen Außenminister Walther Rathenau und dessen sowjetischem Amtskollegen. 1939 kämpft Scheringer mit der 78. Infanterie-Division in der Batterie meines Großvaters mit Hans Gmelin an der Westfront gegen die Franzosen. Die Männer hatten sich zwar für unterschiedliche politische Wege entschieden, jedoch eint sie die Vorstellung, die gesellschaftlichen Verhältnisse durch Gewalt verändern zu müssen. Ludin und Gmelin werden im Januar 1941 nach Bratislava versetzt, Scheringer hingegen zieht im Mai nach Polen weiter und rückt im Juni gegen die Sowjetunion vor. Der soldatische Eid hat für ihn noch höheren Stellenwert als seine politischen Überzeugungen. Scheringers Division ist bei Kämpfen in Bialystok, Mogilew und Roslawl sowie in der Kesselschlacht von Wjasma-Brjansk eingesetzt. Bis November 1941 stand Scheringer mit der von ihm befehligten 12.

Batterie 40 Kilometer vor Moskau. Für seine soldatischen Fähigkeiten war er bereits mit dem Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse, sowie dem Eisernen Kreuz II. und I. Klasse ausgezeichnet worden. [7]

Durch die Hilfe meines Großvaters wird Ende 1941 jedoch endlich Scheringers Antrag stattgegeben, als unabkömmlich erklärt zu werden, um sich der Landwirtschaft widmen zu können. Er kehrt auf seinen Hof zurück, wo gerade sein siebtes Kind zur Welt gekommen ist. Drei Jahre später, im September 1944, erhält er den Gestellungsbefehl zur Artillerie-Ersatzabteilung nach Augsburg. Er glaubt, »eine revolutionäre Stellung heranreifen zu sehen«.^[8] Im November geht es zunächst ins Ruhrgebiet, dann in den Raum Ingolstadt. Er wirbt in der schon zersetzten Truppe für Widerstand gegen die Fortführung des Krieges, stellt jedoch fest, dass nach dem Scheitern des Attentats am 20. Juli keiner den Mut dazu hat. Er wird schließlich Ortskommandant von Vohburg und bei Kriegsende von den Amerikanern als Kriegsgefangener über Heidesheim nach Attichy in Frankreich überführt. Die Lebensbedingungen in dem zeitweilig mit über 50 000 Häftlingen überfüllten Kriegsgefangenenlager sind besonders schlecht. Scheringer wird bereits im September 1945 entlassen und kehrt mit einer schweren Ruhr nach Hause zurück. Kaum gesundet, tritt er der gerade wieder zugelassenen KPD bei und wird Staatssekretär im Bayerischen Landwirtschaftsministerium. Allerdings nur für einen Tag, die amerikanischen Besatzungsmächte setzen ihn wieder ab, weil er 1923 aktiv gegen die rheinischen Separatisten und die französische Besatzungsmacht Widerstand geleistet und eine separatistische Druckerei mit überfallen hatte, woraufhin er von einem

französischen Kriegsgericht in Abwesenheit zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden war.

Mein Großvater, der Gesandte des Dritten Reichs in der Slowakei, hat sich unterdessen den Amerikanern gestellt und ist nach Bratislava ausgeliefert worden, wo er auf seinen Prozess wartet. Sein Freund, der Kommunist, legt bei den Tschechen ein gutes Wort für ihn ein, doch vergeblich: Hanns Ludin wird zum Tode verurteilt. In einem Abschiedsbrief an seinen alten Weggefährten schreibt er: »Ich habe deine Haltung mir gegenüber am Schluss (1945/46) nicht mehr ganz verstanden. Aber doch muss ich dir sagen, dass du mein Schicksal warst, dass ich dich liebte aus ganzer Seele und von ganzem Herzen, mehr wie einen Bruder. Ich glaube an dich und an deine Sendung.« So emotional fällt kaum ein anderer Abschiedsbrief aus, der Brief an meine Mutter klingt im Vergleich dazu fast kühl. Im Dezember 1947 stirbt Hanns Ludin für »sein« Deutschland am Galgen.

2008 lernte ich die ungewöhnliche Familie des Vertrauten meines Großvaters kennen. Vielleicht wollte ich damit auch Hanns Ludin besser begreifen können. Ich traf vor allem das dritte Scheringer-Kind: Hanns-Ernst Scheringer, geboren 1936. Der Vorname verrät schon: Hanns war das Patenkind meines Großvaters; den zweiten Vornamen Ernst hat er von seinem Großvater, einem preußischen Offizier. Mit dem Militär kann Hanns allerdings rein gar nichts anfangen: Das soldatische Pflicht- und Ehrbewusstsein ist eine Seite seines Vaters und Großvaters, die er bis heute befremdlich findet. Hannsi, wie ihn viele nennen, verwaltet für die Familie den Nachlass seines Vaters, darunter die äußerst umfangreiche Sammlung an politischen Dokumenten, die im Berliner Bundesarchiv lagert. Damals habe ich ihn und seine Frau Ilse

besucht, einmal waren wir sogar gemeinsam auf dem Dürrnhof in Kösching, den bis heute die Scheringer-Enkelin Karin mit ihrem Mann teilweise biologisch bewirtschaftet.

Hannsi Scheringer besuchte ich das erste Mal bereits für die Arbeit an meinem Buch »Schweigen tut weh«. Er unterstützte mich bei meinen Recherchen zwar, sagte aber auch: »So wie du über deine Familie schreibst, hätte ich über meinen Vater nie schreiben können.« Diese Aussage hatte schon damals mein Interesse geweckt. Wie hatte sich die Biografie des Vaters auf den Sohn ausgewirkt? Wer war eigentlich dieser Richard Scheringer, ein Kommunist, an den mein Großvater, der Nationalsozialist, trotz ihrer unterschiedlichen Entwicklungen bis zum Ende so glaubte?

Nach dem Krieg war Hannsis Vater, Richard Scheringer, Mitglied der Bayerischen Verfassungsgebenden Versammlung, im Bezirksrat von Oberbayern und im Kreistag von Ingolstadt sowie Mitglied in diversen anderen Gremien. 1953 führte er eine Art private Bodenreform durch und parzellierte seinen 80 Hektar großen Hof in fünf Teile. Vier davon übergab er der Bayerischen Landessiedlung, so dass vier Vertriebenen-Familien Eigentümer werden und das Land bewirtschaften konnten. Scheringer behielt nur so viel Land, wie seine Familie zum Leben brauchte. Dadurch gewann er den Respekt und das Vertrauen seines Dorfes und galt fortan, wie Gregor Gysi sich im Gespräch mit mir erinnert, »als edler Kommunist«. Die Gemeinde Kösching kannte ihn bereits seit 1946 aus dem Gemeinderat, in dem er sich für die Region einsetzte. Beim Verbot der KPD 1956 war er in Bayern deren Landesvorsitzender – und wegen Verbreitung und Propagierung des »Programms zur Nationalen Wiedervereinigung Deutschlands«, das zur Wiedervereinigung Deutschlands und deren Neutralität aufrief,

den Abzug der Besatzungsmächte und den Sturz Adenauers forderte, zu zwei Jahren Haft verurteilt. Anders als viele andere KPD-Mitglieder musste er die Strafe aus Krankheitsgründen jedoch nicht absitzen. 1958 wandelte Bundespräsident Heuss das Urteil in eine vierjährige Bewährungsfrist um, hob diese 1961 aber wieder auf, sodass Scheringer bis 1962 in der Strafanstalt von Landsberg am Lech einsaß. Die Briefe, die seine Frau und Kinder ihm ins Gefängnis schickten, druckte er in seinem dritten Buch »Grüner Baum auf rotem Grund« ab.

Was war an ihm, dass sogar katholische Pfarrer und politische Gegner etwas für ihn übrig hatten? Zu seinen Freunden zählten nicht nur mein Großvater und Gottfried Gilbert, sondern auch der Schriftsteller und Offizier Ernst Jünger sowie Ernst von Salomon, Autor des umstrittenen 50er-Jahre-Bestsellers »Der Fragebogen«. Es verband sie das soldatische »alte kameradschaftliche Verhältnis«, das fern ihrer Weltanschauungen offenbar unantastbar blieb. Auch mit Ernst Rowohlt ging er eine »Wahlverwandtschaft« ein: »In dem etwas altväterlichen Büro in Hamburg empfing er mich mit militärischen Allüren, so wie der Hauptmann und Batteriechef den Leutnant empfängt. Ich reagierte entsprechend – was ihm offensichtlich gefiel.«^[9] Bis zu seinem Tod 1986 auf einem DKP-Parteitag in Hamburg blieb Scheringer sich und seiner Linie treu. Zu seiner Beerdigung mit über 400 Trauergästen kam der SPD-Bürgermeister und lobte seine Verdienste für die Heimat, Ernst Jünger ließ an seinem Grab einen Kranz niederlegen, und die SED schickte gar eine Delegation aus der DDR. Selbst der bayerische Staatsminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten ließ sich nicht lumpen. »Nachbarn und Ortsbewohner verneigten sich vor einem guten Menschen und aufrechten

Kämpfer«, meldete die »Volkswacht« am 17. Mai 1986. Angehörige der Aktionsgemeinschaft Demokratischer Soldaten erwiesen dem Kommunisten ebenfalls die letzte Ehre.

Wolfgang Krebs, Dramaturg und Schauspieler in Ingolstadt, lernte Scheringer einmal kennen und beschrieb ihn mir gegenüber ähnlich wie andere auch: »Dieser Mann war durch und durch Landwirt, keineswegs nur ein Bauer. Auf mich machte er einen authentischen, offenen und redlichen Eindruck. Wären alle Kommunisten so wie er gewesen, hätte es die DDR in dieser Form nicht gegeben«, so der Neunzigjährige. Richard Scheringer war eine beeindruckende, schillernde Persönlichkeit – hochdekorierter Soldat und Friedensaktivist, Landwirt und Autor diverser Bücher, elffacher Vater, passionierter Jäger, Atomkraftgegner, Kommunist, Parteifunktionär, Anti-Faschist, Hochverräter und Verfolgter, überzeugter Bayer und Franz-Josef Strauß-Beleidiger, radikaler Nationalist und Internationalist zugleich. Der Bayerische Rundfunk nannte ihn 2014 den »berühmtesten Kommunisten Bayerns«,^[10] doch er war weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Er hatte offenbar die Gabe, die verschiedensten Menschen mit entgegengesetzten politischen Meinungen für sich zu gewinnen. Seinem Sohn Konrad sagte er einmal: »Wir müssen von allen Menschen annehmen, dass sie etwas taugen, solange sie uns nicht das Gegenteil bewiesen haben. Außerdem ist der Kommunist, wie der Christ, nicht im Sein, sondern im Werden«,^[11] was wohl seine Lebenshaltung gut darstellt. Vielleicht liegt es an seiner Vielseitigkeit und seinen starken Ambivalenzen, dass er historisch schwierig einzuordnen ist? Allerdings war Scheringer eindeutig eine Person, in der sich die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts in all ihrer Komplexität spiegelt.

Seine Nachkommen sind von ihm stark geprägt, einige sind selbst Landwirte und linke Politiker geworden. So war sein Sohn Konrad PDS-Abgeordneter im Thüringer Landtag, wo noch heute seine Enkelin, die Agrarwissenschaftlerin Johanna Scheringer-Wright, Tochter des ältesten Sohnes Richard, für Die Linke ein Mandat innehat.

Von den elf Kindern, zwei davon noch nach dem Krieg geboren, leben mittlerweile nur noch vier; Hannsi ist mit seinen fast 80 Jahren der älteste von ihnen. Wie sein Vater blickt er auf ein bewegtes Leben als Landwirt und Politiker zurück. Er wirkt wie ein Mann, der in sich ruht und seine Visionen stets mit Risikobereitschaft und Klarheit verfolgt hat. Seine Eltern waren da gewiss strukturgebende Vorbilder, auch wenn ich mich frage, wie er seine turbulente Herkunft emotional kompensieren konnte. Als wir uns 2015 in einem Berliner Café mit seiner Frau Ilse wieder treffen, erzählt Hannsi mit Bedacht und Gelassenheit; jedes Wort ist wohlgesetzt, jede Aussage wirkt durchdacht.

»Ab wann genau setzt eigentlich meine Erinnerung ein?«, fragt er und geht in sich. Nach einer längeren Gesprächspause tauchen Fragmente einer im wahrsten Sinne des Wortes »bodenständigen« Kindheit auf dem Land auf. Er habe im Krieg nie gelitten, sagt er. Sein Vater sei zwar viel weg gewesen, doch wenn er da war, habe er sich stets Zeit genommen und sich mit seiner Kinderschar beschäftigt. Diese kurzen, aber guten Erfahrungen, so nehme ich an, waren erfüllend genug, um die entbehrungsreichen Zeiten ohne den Vater wettzumachen. »Er nahm uns in Uniform zum Fotografieren mit oder um Besorgungen zu machen. Im Sommer liefen wir grundsätzlich barfuß herum, zum Herbst hin bekamen unsere Schuhe neue Ledersohlen.« Die Familie hatte im Krieg und in der

Nachkriegszeit immer ausreichend Nahrungsmittel. Das lag daran, dass der elterliche Bauernhof nach dem System der Selbstversorgung organisiert war. Mit Ausnahme von Butter, Mehl oder Zucker, der in einer Fabrik aus den eigenen Zuckerrüben gewonnen wurde, musste nichts an Lebensmitteln hinzugekauft werden. »Alles andere, was auf den Tisch kam, haben wir selbst produziert: das eingeweckte Obst und Gemüse, die Marmeladen, die Kartoffeln. Wir haben auch den Brot- und Spätzleteig hergestellt und das Sauerkraut selbst eingemacht. Wir Kinder haben beim Stampfen mitgeholfen und jedes Mal gescherzt, das sei der einzige Tag im Jahr, an dem wir unsere Füße waschen müssten! Wir älteren Kinder haben auch die Hühner, Schweine und Kühe versorgt. Bis zu 120 Kaninchen haben wir gefüttert, selbst kastriert und geschlachtet und die Felle zum Verkauf aufbereitet. Pro Fell haben wir 50 Pfennig bekommen.«

Eine so umfassende Selbstversorgung existiere heute gar nicht mehr, sagt Hannsi nicht ohne Stolz. Es gab einen festen wöchentlichen Speiseplan (frisches Fleisch nur sonntags), sodass der Anbau und die Verwertung der Lebensmittel planbar blieben. »Wir haben wegen der relativen Eintönigkeit manchmal gemäkelt, aber wenn ich bedenke, dass in dieser Zeit vor allem am Ende des Krieges so viele Menschen in unserer Umgebung und in der Schule hungerten, so ging es uns wirklich sehr gut!« Mutter Marianne führte ein strenges Regiment, das sich nach der Uhr bestimmte; und die ging absichtlich fünf Minuten vor. Die Mahlzeiten mussten streng eingehalten werden, wer ohne guten Grund zu spät bei Tisch auftauchte, bekam nichts zu essen. Um 19 Uhr hatten alle Kinder pünktlich im Bett zu liegen. »Diese Regeln waren für meine Mutter Selbstschutz, weil sie den riesigen Haushalt sonst nicht hätte meistern können. Ich bin ihr dankbar, denn aus diesem Grund

wurde aus mir ein pünktlicher und strukturierter Mensch«, so Hannsi.

Das kann ich bestätigen: Als mein Zug im November 2015 bei unserer nächsten Begegnung in Rostock einrollt, steht er bereits am Bahnsteig – der Scheringer, ein leidenschaftlich linker Ostdeutscher in grüner Wetterjacke mit grünem Hut auf dem Haupt, wie ein echter Bayer. An den Füßen trägt er seit 25 Jahren handgestrickte rote Socken. Unser Wiedersehen ist herzlich – abermals eine Beziehung, die, über die Generationen hinweg, mehr als 60 Jahre später in Bewegung kommt. Hannsi und ich drängen uns durch eine große Menge von Menschen auf der Flucht, die angesichts der kalten Herbsttemperaturen im Rostocker Bahnhof auf ihre Weiterreise mit der Fähre nach Schweden warten. Sie dürfen sich aus Kisten Kleider aussuchen. Überall hocken müde Kinder auf dem Boden und hoffen, dass etwas passiert.

Im Auto zu seinem Wohnort in Camitz bei Marlow bitte ich Hannsi, mir weiter von seiner Kindheit zu erzählen. Er beginnt mit all den »lustigen Leuten«, die während des Krieges den Hof bevölkerten. Es waren viele »Duzionkel«, Kommunisten, die der Vater unter größten Risiken versteckte, darunter Georg Fischer, der in den 1950er-Jahren Mitglied der Münchner SPD wurde.^[12] Ein anderer »Onkel« malte den Kindern Märchenfiguren an die Wand. Ab August 1944 versteckte Richard Scheringer auch Flüchtlinge und Deserteure auf dem Hof.^[13]

Zeitweilig war Sophie Scholls Schwester Elisabeth bei Scheringers Kindermädchen, doch an sie kann Hannsi sich nicht erinnern. Mit dem Vater der hingerichteten Scholl-Geschwister, Robert Scholl, der nach dem Krieg Oberbürgermeister von Ulm war, gab es noch lange freundlichen Kontakt.

Auf dem Hof arbeiteten aber auch Zwangsarbeiter. Besonders eingepägt haben sich bei Hannsi zwei ukrainische Familien. »Da gab es die ›Babutschka‹, die Oma, in die wir Kinder alle vernarrt waren und sie in uns. Und den Jakob, der so was wie ein Sprecher der Zwangsarbeiter war. Mein Vater hat öfter mit ihm aus großen Flaschen Schnaps gesoffen und sich wie mit einem Freund auf Deutsch und Russisch unterhalten. Jakob bot dazu Speck, Zwiebeln und Brot. Hinterher hat mein Vater sich mit glasigen Augen unter den Birnenbaum gelegt und einige Stunden geschlafen. Dass Jakob mitten im Krieg diese Lebensmittel besaß, habe ich mir später damit erklärt, dass mein Vater mit den Zwangsarbeitern gut umgegangen ist, sie jedenfalls nicht hungern mussten. Warum er sich in einem Brief an Deinen Großvater allerdings einmal über deren Arbeitsunwilligkeit und mangelnde Leistung beschwerte, ist mir nicht klar.«

Dies ist eine der Widersprüchlichkeiten im Verhalten seines Vaters in der NS-Zeit, die den Sohn heute beschäftigen. Zu Lebzeiten des Vaters sind solche Themen jedoch nie besprochen worden, trotz des politischen Engagements in der Familie.

Irgendwann ließ Vater Richard im nahe gelegenen Steinbruch abgestellte Haubitzen von Bauern über eine Entfernung von fünf Kilometern in den Wald fahren, um die Bevölkerung Köschings zu schützen. Die Begleitflugzeuge der Bombengeschwader der Alliierten schossen manchmal aus heiterem Himmel auf die Felder, Hannsi selbst sah, wie Feldarbeiter beschossen wurden. Er ging in Kösching zur Volksschule und wurde von wohlmeinenden, fast mütterlichen Nonnen unterrichtet: »Die tägliche Bibelstunde hat mir nicht geschadet«, sagt er lächelnd. Im letzten Kriegsjahr baute Vater Richard mit seinen Arbeitern im Steinbruch einen Bunker

und versteckte im Wald eine Tonne Weizen in Jauchefässern als Notversorgung. Hannsi war beim Ein- und Ausgraben dabei. Der 9-Jährige arbeitete auf dem Hof mit. Mit dem Handwagen brachte er täglich 40 Liter Milch zur Molkerei, auf dem Rückweg besorgte er Brot und die Post. Alle Kinder hatten Pflichten und wurden gleichberechtigt gefordert und behandelt.

Außer der 1935 geborenen Elisabeth waren die anderen Schwestern noch zu klein zum Spielen oder Mitarbeiten, doch dafür gab es neben Hannsi ja schon drei weitere Brüder: »Wir hatten viel Zeit zum Spielen: Schach, Mühle, Stromern im Wald. Oft waren Kinder aus der Stadt zu Besuch, die waren wie Geschwister. Wir badeten im See, spielten Räuber und Gendarm oder ›Anschleichen‹, das der Vati uns beigebracht hat, eigentlich eine Art Kriegsspiel«, sagt Hannsi. »Natürlich haben wir Jungs viel Blödsinn gemacht. Wir Scheringer-Buben waren fürs Raufen bekannt, aber immer fair – einer gegen einen.« Mit ihrer körperlichen Stärke verschafften sie sich unter den anderen Kindern im Dorf Respekt.

1947 kam Hannsi in Ingolstadt in die Oberrealschule und wohnte im ersten Winter bei einer befreundeten Familie. Danach ist er, um zur Schule zu kommen, mit dem Zug gefahren und pro Strecke fünf Kilometer zu Fuß gelaufen. Solche Distanzen waren damals normal; einfach kann es für den viel auf sich selbst gestellten 10-Jährigen dennoch nicht gewesen sein. Aber negative Erinnerungen hat er vielleicht vergessen oder verdrängt. In der Schule veranstalteten die Schüler gelegentlich Klassenschlachten mit den Töpfen, aus denen sie in der Suppenküche der Amerikaner essen sollten. Hannsis Topf traf dabei einmal versehentlich den ins Klassenzimmer tretenden Lehrer, der ihn umgehend ohrfeigte und »Du Kommunistenschwein!« schimpfte. Prügel, erinnert Hannsi sich,

waren gang und gäbe; und wieder sagt er, es habe ihm nicht geschadet. Als er seinen Vater zu Hause fragte, was ein Kommunist sei, erklärte dieser ihm etwas vom vereinigten Proletariat der Länder und von der Eigentumsfrage, verstanden hat Hannsi jedoch noch nichts. In seiner Erinnerung war das Leben unbeschwert, fast abenteuerlich: »Das waren Umbruchzeiten, die ich wahrgenommen habe wie den Witterungsverlauf – mal regnet es, mal scheint die Sonne.«

Richard Scheringer gehörte zu jenen, die dem Nationalsozialismus in seinen Anfängen aktiv zum Erfolg verholfen haben, er war ein Mann der ersten Stunde. Hannsi bedauert, dass er vieles über seinen Vater aus dieser Zeit nur aus dessen Schriften und Büchern oder aus den Publikationen anderer weiß. Über die Rolle Richard Scheringers denkt er heute als Rentner mehr nach. Dass sein Vater Gewalt lange als notwendiges Mittel zum politischen Zweck ansah, betrachtet er als großen Fehler. »Allerdings hat mein Vater seinen Irrtum bald erkannt und ist rechtzeitig ausgestiegen«, sagt Hannsi. Nach dem Krieg herrschten aufregende politische Zeiten, und gerade jene, die sich wie Scheringer von den Nazis abgewandt hatten, waren den Alt-Nazis in Politik und Justiz ein Dorn im Auge, Kommunisten galten ihnen als Feinde. »Leider war mein Vater mit der Landwirtschaft und der Politik dermaßen eingespannt, dass wir uns nie die Zeit genommen haben, uns hinzusetzen und uns intensiv persönlich auszutauschen. Ich habe ihm viele Fragen über seine Kindheit und Jugend deshalb leider nicht gestellt.« Heute fragt sich Hannsi auch, warum seine Mutter Marianne elf Kinder zur Welt brachte: »Für uns Kinder war es schön, so viele Geschwister zu haben, aber wie war das für sie?«

Auch wenn Hannsi und sein Vater selten über Persönliches sprachen, weil alles auf die Politik und die Landwirtschaft ausgerichtet war, bekam er von dessen Leben viel mit und war von Anfang an einbezogen. Schon als Grundschüler begleitete er den Vater öfter zu politischen Veranstaltungen in der Umgebung. Der Bub spannte die Pferde an, und los ging's mit der Kutsche. Während er beim Wirt die Pferde abspannte und einstellte, ging sein Vater im Gasthaus zur Begrüßung von Tisch zu Tisch. Bei Bier, Steinhäger und Zigaretten wurde dann lange wild diskutiert – »Woher kommen die Ost-West-Spannungen?«, »keine Atomversuche« oder »die Neutralität Deutschlands« standen auf der Tagesordnung. »Mir tränten die Augen von all dem Rauch im Raum, aber ich fand's sehr interessant«, erinnert sich Hannsi. 1949 war der 13-Jährige im Rahmen der Freien Deutschen Jugend auf seiner ersten Demonstration. Damals begann sein politisches Leben. Im Sommer 1951, die FDJ in Westdeutschland war von der Adenauer-Regierung bereits als verfassungswidrig erklärt und verboten worden, reiste Hannsi mit seinen Eltern und mehreren Geschwistern zu den III. »Weltfestspielen der Jugend und Studenten« in Ost-Berlin. Der Weltbund der demokratischen Jugend hatte 1945 beschlossen, »die internationale Freundschaft und Verständigung der Jugendlichen der verschiedenen Länder [zu] entwickeln und [zu] verstärken, einen wichtigen Beitrag zum Wiederaufbau der Welt und zur Erhaltung des Friedens [zu] leisten und mit allen geeigneten Mitteln das Leben, die Tätigkeit, die Bestrebungen der Jugend der verschiedenen Länder [zu] zeigen.« Die Festspiele in diesem Jahr standen unter dem Motto: »Für Frieden und Freundschaft – gegen Atomwaffen«. Die Wiederbewaffnungspläne Adenauers empfanden Scheringers und die Genossen als fatal: »Wir waren gegen die Militarisierung und für die Einheit Deutschlands«, erinnert sich

Hannsi. »Bis heute bin ich der Ansicht, dass es richtig gewesen wäre, wenn wir Deutschen seinerzeit wie die Österreicher unsere Neutralität erklärt hätten und keinen militärischen Bündnissen beigetreten wären. Wir haben uns zu schnell auf die amerikanische Linie und somit in den Kalten Krieg begeben. Dabei hätten wir als neutraler Korridor zwischen Ost und West langfristig eine wichtige, friedensfördernde Rolle spielen können.«

Die Kinder waren von dieser ersten großen Reise stark beeindruckt: »In Berlin waren gerade die ersten Trümmer beseitigt, es gab Stadtteile, in denen nichts mehr stand«, so Hannsi. Während der Spiele waren sie in der »Pionierrepublik Ernst Thälmann« in Ostberlins Waldgebiet Wuhlheide in Zelten untergebracht. Rund 26 000 Jugendliche aus 104 Ländern waren gekommen, unter den Rednern gab es Größen wie den chilenischen Dichter Pablo Neruda oder den türkischen Schriftsteller Nazim Hikmet.

Auf unserer Autofahrt über Land beginnt Hannsi in Erinnerung jetzt hinter dem Steuer zu summen: »Singt das Lied, singt das Lied, wunderbar: Burschen aus Mystrina, tolle Schar! Ja, das klingt vom Wald herüber, und das singt, wenn sie lachen und ihr Lied den Mädchen winkt.« Das FDJ-Lied, ein DDR-Klassiker, stammt aus der Slowakei. Auch das Weltjugendlid »Jugend aller Nationen« hat er noch parat. Beim Singen strahlt er, als sei es gestern gewesen – diese und weitere Weltjugendspiele in Warschau oder Sofia waren mit ihrem starken Gemeinschaftsgefühl eine prägende Erfahrung. 1953 war der Teenager bereits Sprecher der Köschinger FDJ-Gruppe von 30 Jugendlichen. Das »Programm zur Nationalen Wiedervereinigung Deutschlands« hatte ihn davon überzeugt, sich dort politisch zu engagieren. Wegen des FDJ-Verbots von 1951 trafen sie sich heimlich. Im Sommer auf dem Weg zur Schule

radelte Hannsi regelmäßig zum KPD-Büro in Ingolstadt, das war für ihn so etwas wie für andere die Teestube oder der Fußballverein, wo man sich traf und austauschte. Am 17. Juni desselben Jahres, als in der DDR der erste anti-stalinistische Aufstand stattfand, saß er mit seinen Freunden ums Lagerfeuer herum, und sie rätselten, was da wohl gerade passierte: »Ich hatte darauf keine Antwort«, erinnert er sich.

Nach Verlassen der Oberrealschule – »auf dem Dürrnhof konnte man sich bei dem ständigen Trubel doch nicht auf den Unterricht vorbereiten«, sagt er lachend – bildete Hannsi sich ab 1954 zum Landwirt aus: Fach-Abi, dann die Fachhochschule für Landwirtschaft. Wehrdienst kam für ihn nicht in Frage: »Mit der Bundeswehr und mir wäre das nix geworden, diese Art der Vorgesetzten, mit ihren Soldaten umzugehen, das hätte ich nicht ertragen. Ich will selbst entscheiden können, was ich tue«, sagt er ganz entschieden. Die KPD war in Westdeutschland unterdessen verboten worden, doch er hatte jetzt andere Prioritäten: sich in die Erde reingraben, verbunden mit dem Land, an der frischen Luft mit Tieren. Ein Jahr war er in Stöckte bei Winsen an der Luhe als Lehrling. Zehn Kilometer weiter entfernt in Winsen lebte Ernst von Salomon, seines Vaters Freund. Dort fand Hannsi in seiner Freizeit Anschluss. Er durfte sich am Wochenende Bücher ausleihen und bekam kleine Aufgaben im Garten. Salomons Rolle im Krieg betrachtet er heute zwar kritisch (»Er nannte sich immer den letzten Preußen!«), dennoch überwiegen die positiven Erinnerungen an den väterlichen Freund. Aus diesem Grund vermag er an dessen Haltung nach dem Zweiten Weltkrieg nicht viel aussetzen.

Hannsi schätzte nicht nur Salomons Sinn für Humor und für gutes Essen, sondern auch, dass der Autor stets viel Respekt vor Bauern und der Landwirtschaft hatte. Wahnsinnig spannend waren für den Lehrling all die Intellektuellen, insbesondere von der *Zeit*, die bei Salomons ein und aus gingen: »Ich habe mich in deren Diskussionen damals nicht eingemischt, es war aufregend, diese Leute kennenzulernen und zu erleben.«

Hannsi kniete sich ganz in die Arbeit hinein, und da er die Lehrjahre am elterlichen Hof anrechnen lassen konnte, ging er als Gehilfe nach Kösching zurück. »Mein Vater hat mir freie Hand gelassen. Ich habe hart gearbeitet, Ställe gezimmert, eine Kuh- und Rinderherde aufgebaut und die Milchleistung hochgetrimmt, alles lief prima, es gab Prämien und Auszeichnungen, und ich hatte großen Spaß an der Arbeit. Doch ich wollte dann irgendwann weit weg, nach Schweden, Island, kurz auch mal nach Südafrika. Mir ging der bayerische Chauvinismus etwas auf die Nerven – diese Haltung, ›Wo's koa Schweinshaxn und koa Bier ned gibt, da geh i ned hi«. Erst im Nachhinein begriff ich, was mir damals unbewusst klar war: Als Drittgeborener bei elf Geschwistern hatte ich auf einem Hof, der nach der Aufteilung ja nur noch 20 Hektar klein war, keine Zukunft.« Ob es auch familiäre Differenzen gegeben habe?, frage ich Hannsi. Wie findet man unter so vielen Kindern überhaupt seinen Platz, und welche Rolle spielt man in der Familiendynamik? Auf meine Frage antwortet Hannsi eher ausweichend. Ich glaube, wenn es um schwierige oder schmerzhaftes Dinge geht, schweigt er lieber. Dieses Schweigen hat er vermutlich von seinem Vater übernommen, der über seine Zeit als Soldat oder über seine Gefühle wohl nie viel gesprochen hat. Mein Gesprächspartner gehört noch zu der Generation von Männern, die man nicht gerade ermutigte, über ihre Emotionen zu sprechen;

vielmehr standen sie als Kinder der Kriegsgeneration unter großem Druck, zu funktionieren und etwas zu leisten. In Hannsis Erinnerung sind viele Erlebnisse aus seiner Vergangenheit positiv gefärbt, die damals nicht leicht für ihn gewesen sein können. Dieses Verhalten zeigt eine generationentypische Form von Resilienz – das dritte Scheringer-Kind war selbstbewusst und hatte gelernt anzupacken, anstatt sich verunsichert durch das Leben zu bewegen.

Hanssi sagt, er habe damals erkannt, dass kleinere Landwirtschaften aufgrund der sich rasch verändernden europäischen Agrarpolitik kaum Chancen zum Prosperieren oder Überleben haben würden. 1961 bahnten sich in der Bundesrepublik bereits Agrar-Überschüsse an, die wenige Jahre später zu Kontroversen in der EWG führten. In der DDR indes ging es noch um die Grundfrage der Ernährung. Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften fand Hannsi faszinierend.

Es war ihm bald klar: Er würde seiner älteren Schwester Elisabeth, die in Quedlinburg eine Lehre in Saatzucht und Gartenbau erhielt, in die DDR folgen. Seine jüngeren Brüder Dieter und Konrad waren, wie man in der BRD abfällig sagte, schon »rüber gegangen«. Konrad war mit 23 Jahren sogar schon LPG-Vorsitzender, Heinrich, der Viertgeborene, Schlosser in Leipzig und später Diplomingenieur. Hannsis Entscheidung entsprang seinerzeit fachlichen, nicht politischen Erwägungen – in der DDR glaubte er, aufgrund der noch im Aufbau befindlichen Agrarstruktur seinen Traum von Landwirtschaft verwirklichen zu können. Mit dem Kommunismus hatte er von Haus aus freilich keine Berührungsängste und folglich weder Vorbehalte noch Feindbilder. Die konkrete Richtung seines eigenen gesellschaftlichen Engagements – insbesondere für die Landwirte – sollte er erst

später entwickeln. 1961 zog der 25-Jährige also in die DDR – gerade als die Mauer gebaut wurde. Er sah hier für sich Berufschancen, die er im Westen so nicht gehabt hätte. Nun begann sein dreijähriges Studium an der Hochschule für landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften, kurz LPG-Hochschule Meißen. Bei seiner Einbürgerung musste Hannsi seine Geburtsurkunde vorweisen; der Standesbeamte in Bayern, der sie ausstellte, fand wohl, dass Hanns kein katholischer Name sei, und machte daraus Johann, was dann auch Hannsis politischer Name blieb. Allerdings war der Name Hanns mit zwei n sowieso irgendwie problematisch, da er an meinen Großvater erinnerte; in einem späteren Buch schrieb Vater Richard den Namen seines Drittgeborenen meist mit nur einem N.

Es gibt aus dieser Zeit ein Foto von Johann alias Hanns: ein gut aussehender junger Kerl in Knickerbockern, mit breitem Hut und Aktentasche. 1962, als Vater Richard seine Haftstrafe in Landsberg am Lech absaß, war der 15-jährige Michael, das zweitjüngste Scheringer-Kind, plötzlich mit seiner Mutter alleiniger Bewirtschafter auf dem Dürrnhof. Marianne bat darum, dass Dieter aus der DDR zur Hilfe käme. Er bekam in Ost-Berlin einen provisorischen Ausweis ausgestellt und durfte nach dem Mauerbau als erste Privatperson in den Westen ausreisen: »Wir wussten lange nicht, ob er überhaupt ankommen würde«, erinnert sich Hannsi, der damals gerade sein Studium in der DDR begonnen hatte. Danach entschied die SED, dass die Scheringer-Kinder jährlich einmal ausreisen durften, um auf dem Hof bei der Ernte auszuhelfen. »Damit waren wir privilegiert, und obwohl es in der DDR deshalb keine Missgunst gegen uns gab, galten wir doch als Exoten und wurden manchmal auch schief angesehen.« 1972

übernahm Michael mit 26 Jahren den Dürrnhof. Er verunglückte später tödlich bei einem Jagdunfall. Andreas, 1948 als Jüngster geboren, war der letzte Scheringer, der in die DDR kam. Nach 1991 wurde er Bürgermeister der Linken in Eixen, wo er noch heute Gemeindevertreter ist. Die Scheringers waren fortan eine in Ost und West geteilte Familie: »Selten hat eine Familie in dieser Art deutsche Einheit gelebt«, kommentierte der Bayerische Rundfunk 2014 und fügte hinzu, dass ausgerechnet der alte Scheringer noch in den 1950er-Jahren »wegen des Vergehens vor Gericht gebracht [wurde], für die deutsche Einheit gestritten zu haben.«^[14]

Gerade haben Hannsi und ich die Recknitz und somit die Grenze von Mecklenburg zu Vorpommern in die Gemeinde Semlow überquert. Hannsi fährt mich über eine Schotterstraße durch eine alte Allee mit knorrigen Bäumen – direkt in die Hölle. »Zur Hölle«, so heißt die Sackgasse, in der einsam und idyllisch sein Hof liegt. Seine Frau Ilse empfängt uns mit einem Mittagstisch, es gibt Hühnerfrikassee, eine Leibspeise meiner Kindheit. Ilse und Hannsi haben sich 1964 kennengelernt. Da war Hannsi gerade Diplomlandwirt geworden, der SED beigetreten und zum Leiter der Schweineproduktion in der LPG in Semlow im Kreis Ribnitz-Damgarten ernannt. Ilse, Flüchtling aus Stettin, arbeitete dort als Finanzbuchhalterin im Büro. »Ich fand ihn für mecklenburgische Verhältnisse anfangs ziemlich frech, weil er immer so geradeheraus war«, sagt sie. Beide heirateten zunächst andere Partner und bekamen Kinder.

1972 wurde dem fleißigen Landwirt der Vorsitz der LPG in Semlow übertragen. »Wir konnten in der DDR zu jenem Zeitpunkt eigentlich alles machen, es gab für jeden genug Arbeit, oft sogar mehr als Arbeitssuchende, und Städte wie zum Beispiel Barth mit

12 000 Einwohnern hatten mehr Arbeitsplätze im produktiven Bereich als Einwohner. Niemand hatte Existenzängste. Es war normal, dass auch die Frauen arbeiteten. Auf sozialem Gebiet gab es Regeln, von denen man heute nur träumen könnte.«

1977 ließen sich Hanns und Ilse, sie mittlerweile Prokuristin, von ihren bisherigen Ehepartnern scheiden und wurden ein Paar. Die Leute im Dorf, vor allem aber die Partei waren davon alles andere als erbaut, und Hannsis Ex-Frau bereitete ihm nun über die Partei Probleme. Die beiden standen unter massivem Druck, dem sie sich aber nicht beugten. Hannsi, der neben seiner Arbeit auch auf seine Promotion hingearbeitet hatte, musste seine Forschungen beenden und wurde unfreiwillig als LPG-Chef nach Trinwillershagen versetzt. Vorher hat er aber noch seine Ilse geheiratet und den Hof in der »Hölle« erstanden. »Aber hat dich das nicht gegen die SED aufgebracht?« Mit seiner üblichen Gelassenheit winkt er ab. Ilse hingegen sagt, die Partei sei ja so spießig gewesen. Sie hätte der SED das Parteibuch fast vor die Füße geknallt. Doch ihr Schwiegervater habe sie überzeugt und davon abgehalten: Sie solle daran denken, dass es eben auch Leute gebe, die sich für die Partei hielten, aber nicht die Partei seien. »Ohne Richard wäre ich damals ausgetreten«, so Ilse.

Am Ende hatte das Ehepaar mit dem heranwachsenden gemeinsamen Sohn Alexander noch eine gute Zeit in »Trin« und anschließend in Eixen. Als die Mauer fiel, war für Hannsi klar, dass er sich politisch engagieren würde. Der Landwirt wurde zum Politiker. Das war ein Bruch in seiner bisherigen Biografie.

Als PDS-Mitglied zog der LPG-Vorsitzende auf Listenplatz drei für den Bezirk Rostock in die Volkskammer ein: »Es folgte eine so

intensive und aufreibende Zeit, wie ich sie nur während des Studiums sonst erlebt hatte«, erinnert er sich. »Wir mussten ja die gesetzlichen Grundlagen der DDR an die BRD anpassen. Die Bürokratie war erschlagend.« Er meint, dass dem Landwirtschaftsausschuss der Volkskammer mit dem Landwirtschaftsanpassungsgesetz ein brauchbares Reglement gelang. »Dieses Gesetz war wohl das einzige, das ohne Westberater und Westjuristen erarbeitet wurde und trotzdem weiter geltendes Recht ist«, erläutert mir Hannsi. In dieser und zahlreichen weiteren Fragen stießen zwei politische Systeme aufeinander, die durch den Zweiten Weltkrieg entstanden waren und sich durch den daraus resultierenden Kalten Krieg völlig unterschiedlich entwickelt hatten.

Die Wirtschaftsjournalistin Christiane Oppermann kritisiert im Gespräch mit mir die vom Westen beeinflusste Privatisierungspolitik der DDR. Sie sagt, die Folgen der von der Treuhand-Anstalt ausgeführten De-Industrialisierung waren dramatisch: »In gerade mal vier Jahren wurde eine Volkswirtschaft, die einst als erfolgreichste des Ostblocks gefeiert worden war, zerschlagen, Millionen Menschen wurden in die Arbeitslosigkeit geschickt, der Früchte ihrer Erwerbstätigkeit, ihrer Existenzgrundlage beraubt und zu Empfängern von Transferleistungen degradiert. Auch soziale Errungenschaften der DDR-Gesellschaft wurden rigoros abgewickelt. Dazu gehörten Kinderhorte und Jugendklubs, die den Müttern Chancen zur eigenen Berufstätigkeit verschafften – aber auch Errungenschaften wie der in der DDR legalisierte Schwangerschaftsabbruch.«

Der harte Arbeiter Hannsi fuchste sich in die Materie hinein und wuchs auch an dieser neuen Aufgabe. Es überraschte ihn, dass er zum Fraktionsvorsitzenden der PDS im Landtag von Mecklenburg-Vorpommern gewählt wurde. Sich vom LPG-Vorsitzenden zum Fraktionsvorsitzenden zu verändern, verlangte ihm einen neuen Leitungsstil ab: »Wir waren sehr unterschiedliche Menschen, und weil wir uns nicht kannten, haben wir uns viel über unsere Befindlichkeiten ausgetauscht. Unsere Fraktion arbeitete intensiv daran, sich zu strukturieren und eine Geschäftsordnung zu erstellen. Wir haben es uns nicht leicht gemacht. Basisdemokratie und Ämterhäufung waren Themen, die uns beschäftigten.«

Zwischen den beiden deutschen Staaten bestand von Anfang an eine Asymmetrie – die DDR konnte nicht ohne die BRD, die BRD aber ohne die DDR. Entsprechend desinteressiert waren die meisten Westdeutschen an ihren unmittelbaren Nachbarn. Die Ostdeutschen »spürten die Gleichgültigkeit und wurden empfindlich. Doppelt und dreifach hatten sie für Hitler bezahlen müssen und blieben allezeit die armen Verwandten, die bedauert wurden, aber nie ganz für voll genommen. Sie mussten dankbar sein für alles, was der Westen für sie tat, meinten aber, Anspruch auf Solidarität zu haben. Sie wünschten Anerkennung für ihre Leistungen, erhielten aber lange Zeit mehr Mitleid als Respekt. Sie fühlten sich gleichberechtigt, aber spürten ihre Abhängigkeit«, so der Journalist Peter Bender in seinem erhellenden Buch »Deutschlands Wiederkehr«^[15]. Nach der »Wende« ging es mit diesem Ungleichgewicht natürlich umso massiver weiter. 1998 polemisierte der *Spiegel* gegen die »nationalbolschewistischen Tendenzen« in der PDS und warf Hannsi, mittlerweile Vizepräsident des Schweriner Landtages, mit Bezug auf seinen Vater Richard vor, eine rot-braune Familientradition zu pflegen.^[16] Es war

unter Westdeutschen in jener Zeit üblich, die SED-Diktatur mit der NS-Herrschaft gleichzusetzen und eine ungebrochene Tradition des Faschismus zu postulieren. Westdeutsche Politiker, Journalisten und Wirtschaftsmenschen traten häufig mit dem Gestus des »besseren Deutschen« auf, der auf das sozialistische System mit Verachtung niederblickte. Die Ursachen für die Entstehung der DDR waren vergessen: So mancher schaffte damit ein politisches Klima, in dem die NS-Geschichte wie ausgeblendet wirkte. Die Menschen in der DDR hingegen hatten die Belastung zweier historischer Brüche und das Scheitern beider Ideologien zu verkraften und zu verarbeiten – Faschismus und Kommunismus.

Auch hier gab es deshalb in vielen Familien Verdrängungsprozesse, die durch die aktuellen Geschehnisse und Probleme massiv zutage gefördert wurden: Rassismus und Antisemitismus waren ja nie verschwunden gewesen. Staatlich verordneter Antifaschismus kann nicht nachhaltig greifen, wenn er in den Familien selbst nicht praktiziert wird. Die beste Voraussetzung für eine Veränderung von tradierten Denk- und Gefühlsmustern ist, wenn die äußerlichen (staatlichen) und innerlichen (familiären und individuellen) Rahmenbedingungen ineinandergreifen. Das war weder im Osten noch im Westen der Fall.

Indem die Mehrheit der Westdeutschen die »Ossis« nach der sogenannten Wende undifferenziert als Versager oder Stasi-Spitzel verunglimpfte und sich selbst in gutem Licht darstellte, spaltete man in Gut und Böse, Wir und die Anderen. Wie schon in der Nachkriegszeit kam es zu einer Dichotomisierung der Gesellschaft. Hinter dieser Angriffstaktik verbarg sich das schlechte Gewissen, aber, so Oppermann, »oft auch nur die Überheblichkeit der vermeintlichen Gewinner, der westdeutschen Gesellschaft, die die

Öffnung der Mauer und die Abwicklung der Ostwirtschaft als ultimativen Sieg des Kapitalismus feierten. Diese rein materielle, ökonomische Betrachtung der deutschen Wiedervereinigung stellte die Ostdeutschen in die Verliererecke. Tausende junger Menschen wuchsen als Außenseiter der erfolgreichen Erwerbsgesellschaft auf.«

Außenseiter schließen sich zusammen, vor allem gegen alles vermeintlich Fremde, das als bedrohlich empfunden. Ein sensiblerer, integrativer Ansatz in der Auseinandersetzung mit dem deutschen Faschismus, der deutschen Spaltung und den Entwicklungen in der DDR, der Wiedervereinigung und den betroffenen Menschen hätte gewiss einem Heilungsprozess Vorschub leisten können, von dem Gesamtdeutschland hätte profitieren können. Dieses Versäumnis hat Bewegungen wie Pegida und die AfD begünstigt.

Hanski ließ sich nicht beirren. Einer, der den Krieg und die Nachkriegszeit bewusst erlebt hat und sagt: »Ich habe nicht gelitten, aber die Zeit hat mich geprägt. Es wurde hart gearbeitet, und Kinder wurden nicht geschont«, der lässt sich nicht kleinkriegen. Gegenüber wichtigen Persönlichkeiten der Öffentlichkeit blieb er stets er selbst, authentisch und geradeheraus. Das hatte er gewiss von seinem Vater und durch seine frühen Kontakte mit politischen Kreisen und deutschen Intellektuellen gelernt. Eine Scheu vor VIPs hatte der Landwirt in seiner neuen Rolle als Politiker nicht. Einmal nahm er Thomas de Maizière, seinerzeit Staatssekretär im Kulturministerium von Mecklenburg-Vorpommern, auf die Hörner, als es 1991 bei einer Sitzung darum ging, die Agrarfakultät der Uni Rostock zu retten, die bis heute existiert. Gregor Gysi erzählt mir, dass er mit Hanski öfter über den

Zustand der Partei und die Politik gesprochen habe: »Er hat die Dinge mit dem notwendigen Ernst, aber auch mit viel Humor gesehen. Als Vize des Schweriner Landtages hat er sich durch seine Eigenständigkeit viel Respekt verschaffen können.«

»Hanssi, was würdest du denen entgegen, die sagen, die DDR sei ein Unrechtsstaat gewesen?«, frage ich ihn, nachdem wir noch einen Obstsalat gegessen haben. Erwartungsgemäß antwortet er, diese Auffassung nicht teilen zu können, und erwähnt abermals die Vorzüge: das Recht auf Arbeit, das Mitspracherecht der Mitarbeiter, die Rechte der Frauen, die Kitaplätze und anderes mehr. »Ich weiß aber auch, dass viel Unrecht geschehen ist. Andersdenkende wurden übertrieben verfolgt, die Abriegelung hätte nicht sein dürfen, und der Alleinvertretungsanspruch der SED in der Verfassung war auch falsch.« Hanssi Scheringer ist kein einseitig denkender Mensch, und wenn er keine Antwort hat, dann sagt er das auch, wie beim nächsten Thema: Pegida. Ob er eine Erklärung dafür habe, dass sich der Rassismus im Osten Deutschlands offener zeige als im Westen? »Ich begreife nicht, warum die Bürger mit den Flüchtlingen offenbar so überfordert sind, insbesondere in einer Stadt wie Dresden mit einem so niedrigen Ausländeranteil. Aber vielleicht hetzten sie gerade deshalb so stark, weil sie die ›anderen‹ gar nicht kennen. Wenn ich eines aus der deutschen Geschichte und aus dem Erbe meines Vaters gelernt habe, dann ist es, mich gegen Menschenfeindlichkeit einzusetzen. Wer rassistisch hetzt, gehört meiner Ansicht nach strafrechtlich verfolgt. Undemokratisches Verhalten dürfen wir nicht dulden.« Für den Bau der Mauer habe es zwar politische und wirtschaftliche Gründe gegeben, die Mauer habe jedoch auch dazu geführt, dass die Menschen viel zu wenig Kontakt zu anderen hatten und die Welt nicht bereisen konnten,

um andere Kulturen kennenzulernen und sich zu öffnen. Ich lese Hannsi ein Zitat aus Mehmet Daimagülers Buch »Kein schönes Land in dieser Zeit« vor: »Hätte nicht SED-Chef Ulbricht (>Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten ...<) seine eigene Bevölkerung belogen und eingesperrt, wären meine Eltern wohl in Istanbul geblieben. Des einen Leid ist des anderen Freud. Die DDR-Deutschen mussten bleiben, wo sie waren, damit wir kommen durften [...] Ich habe es Walter Ulbricht zu verdanken, dass ich Deutscher wurde: Weltpolitik bewegt Privates.«^[17]

Das ist ein interessanter Ansatz, um die heutigen Verhältnisse vor dem komplexen Hintergrund der Geschichte besser zu verstehen: Spielen auch Gruppen- und Opferkonkurrenzen eine Rolle? Ich vermute, dass viele Menschen aus der Ex-DDR sich gegenüber den Westdeutschen jahrelang als Bürger zweiter Klasse empfanden – und ja auch oft so behandelt wurden – und dieses Gefühl, nichts wirklich wert zu sein, auch an die nächste Generation weitergereicht haben. Kommen dann noch Schwächere und Opfer wie die Flüchtlinge ins Land, ist das die Vorlage, um aufgestaute Wut und Frustration nach unten weiterzugeben. Dabei darf nicht vergessen werden, dass Rechtsradikalismus und Ausländerfeindlichkeit im Westen genauso stark vorhanden sind, jedoch oft subtiler ausagiert werden – der NSU hat jahrelang im Westen unentdeckt gemordet –, beschuldigt wurden jedoch lange die Familien der Opfer.

Bei meinen Lesungen mit »Schweigen tut weh« in ostdeutschen Städten habe ich oft festgestellt, dass Diskussionen über Opfer und Täter, die Schuld- und Schamfrage, rasch bei der jüngeren deutschen, der DDR-Geschichte landeten. Die Ostdeutschen haben einen anderen Preis dafür gezahlt, dass Deutschland den Zweiten

Weltkrieg entfacht und verloren hat. Während sie unter die Sowjetherrschaft gerieten, seinerzeit noch mit hehren Visionen vom besseren Deutschland, konnten die Westdeutschen im Wirtschaftswunder bald wieder aufblühen. Die transgenerationale Weitergabe nach dem Holocaust ist mittlerweile in den Fokus der Psychologie und vieler Debatten gerückt, kaum aber die psychischen Belastungen, die die DDR-Bürger zusätzlich erlebten. »Da die Ostdeutschen an der Geschichtsschreibung Deutschlands bisher wenig teilhaben, geraten ihre Traumatisierungen durch Nazizeit und Krieg, durch Flucht und Vertreibung, durch stalinistische Repressionen und Mauerbau, Inhaftierung oder berufliche Benachteiligung leichter in Vergessenheit. Ein besonderes Kapitel stellen die Konflikte und Kränkungen durch die so genannte *Wende* dar. Diese spezifisch ostdeutschen seelischen Verletzungen passen nicht ins neue Deutschlandbild und werden oft als Larmoyanz und Verbitterung denunziert«, sagen die Psychoanalytiker Christoph Seidler und Michael J. Froese.^[18]

Mittlerweile ist es dunkel geworden. Ilse schenkt mir ein Glas selbst gemachtes Quittengelee. Gemeinsam fahren wir aus der »Hölle« nach Rostock, wo ich bei meinen Freunden übernachten werde. Womit er sich heute überwiegend beschäftigt, frage ich Hannsi. »Ich pflege eine Alterserscheinung«, sagt er. »Fehlt dir etwas?« »Nein«, antwortet er trocken, »diese Erscheinung heißt: Ach, das kann ich auch morgen machen!« Das sagt einer, der von Kindesbeinen an geschuftet hat! Natürlich ist das eine Übertreibung, denn der rege Rentner ist weiterhin gut in Bewegung. Ihre Haflinger und andere Tiere haben er und seine Frau zwar abgegeben, und freilich ernten sie auch die Kartoffeln nicht mehr. Aber die Landwirtschaft betreiben sie im Nebenbetrieb weiterhin,

selbst den zwei Hektar großen Wald pflegen sie, wenn auch nun mit Dienstleistern. Hannsi hat noch den Vorsitz der Jagdgenossenschaft inne, obwohl er, anders als sein Vater, nie selbst Jäger gewesen ist, und kümmert sich um die Verpachtung der Feldjagd. Außerdem ist er auf Landes- und Bundesebene Mitglied des Arbeitskreises Agrarpolitik. Regelmäßig erzählt er Schülern über die parlamentarische Arbeit und die Agrarpolitik, die ihm bis heute ein Herzensanliegen geblieben ist. Um die aktuelle Situation der Landwirte macht er sich Sorgen, denn er sieht die Landwirtschaft dramatisch im Schwinden. Bis vor Kurzem engagierte er sich auch als Vorsitzender des Vereins zur Erhaltung des Gedenkens an die Bücherverbrennung.

Für Hannsi sind die rassistischen Ausschreitungen heute genauso schwierig zu begreifen wie die Tatsache, dass damals fast alle Nazis wurden, wie ja anfangs auch sein Vater. Doch gerade wenn es um eine Vergangenheit geht, die er nicht selbst erlebt hat, hält er sich stark mit einer Veurteilung zurück: »Wenn man politische Abläufe von vor 20 Jahren schon als Vergangenheit bezeichnen kann«, sagt er, »wird die Wahrnehmung getrübt durch das, was als Ergebnis der eigenen Bemühungen übrig bleibt. Es scheint mir so, dass historische Wahrheit nicht zu definieren ist, sondern sich eher als eine Häufung persönlicher Wahrnehmungen ergibt. Diese Wahrnehmungen wirken bei den Menschen unterschiedlich, sie unterliegen persönlichen Wertungen und sind durchaus manipulierbar. Die Summe der ›manipulierten‹ Wahrnehmungen empfinde ich (mit einem politischen Augenzwinkern) als Zeitgeist. Zeitgeist und vernünftiges politisches Handeln stimmen außerordentlich selten zeitgleich überein.«

Eine der Lehren aus seinem bewegten Leben ist daher: »Ich bin immun gegen Antikommunismus.« Er habe gelernt zu differenzieren und erkenne schnell, wenn die Argumente von Menschen nicht einem politisch-rationalen, sondern einem ideologisch geprägten Feindbilddenken entsprängen.

Auf der kleinen Reise nach Rostock an die Ostsee erinnert sich Hannsi, dass er mir auch über Richard von Weizsäcker noch etwas sagen wollte, und greift damit ein Thema auf, das auch mich immer wieder beschäftigt: Mit seiner berühmten Rede zum Jahrestag der Befreiung 1985 habe der Bundespräsident mit staatsmännischem Geschick einen Fehler gemacht, indem er den Tätern und den Mitläufern, seien es große oder kleine gewesen, die Absolution erteilt habe. Hannsi zitiert Weizsäcker aus dem Stegreif: »›Die meisten Deutschen hatten geglaubt, für die gute Sache des eigenen Landes zu kämpfen und zu leiden. Und nun sollte sich herausstellen: Das alles war nicht nur vergeblich und sinnlos, sondern es hatte den unmenschlichen Zielen einer verbrecherischen Führung gedient [...] Auf dem Weg ins Unheil wurde Hitler die treibende Kraft. Er erzeugte und er nutzte Massenwahn. Eine schwache Demokratie war unfähig, ihm Einhalt zu gebieten««. Weizsäcker habe mit dieser Formulierung die Schuld auf Hitler und die Führung geschoben und alle entlastet, die verstrickt waren, so Hannsi: »Der Begriff der Befreiung hat hier eine Doppelbedeutung – Befreiung von der nationalsozialistischen Diktatur, aber auch von der Mitschuld.«

Am 8. Mai 2015 hielt er als aktives Mitglied der »Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten« am Denkmal für die Opfer des Faschismus in Ribnitz-Damgarten selbst eine kleine Ansprache. Der Schwur von Buchenwald, das Symbol

der kommunistischen Widerstandskämpfer, habe sich nicht erfüllt, sagte er. In diesem Schwur heißt es: »Wir stellen den Kampf erst ein, wenn auch der letzte Schuldige vor den Richtern der Völker steht. Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Losung. Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel. Das sind wir unseren gemordeten Kameraden und ihren Angehörigen schuldig.« Für Hannsi bedeutet die Erfüllung des Schwurs aber auch die Überwindung des Kapitalismus und Neoliberalismus.

Jedes Jahr organisiert er zum Gedenken an den Todesmarsch der Gefangenen des KZs Barth, eines Außenlagers von Ravensbrück, eine Wanderung zur Gedenkstätte in Ribnitz. Am 30. April 1945 hatten die SS-Leute erst die männlichen und dann die weiblichen Häftlinge Richtung Rostock auf den Marsch geschickt. 800 Frauen aus dem KZ wären in Ribnitz erschossen worden, wenn die Bevölkerung der Stadt sich nicht für sie eingesetzt und sie geschützt hätte. Am Ribnitzer Rathaus erinnert eine Tafel an diese Zivilcourage. »Gerade in diesen Zeiten von Fremdenfeindlichkeit und Rechtsradikalismus in einer Welt, die alles andere als friedlich ist, dürfen wir die Opfer nicht vergessen«, sagt Hannsi. »Es ist aber auch wichtig, derjenigen Menschen zu gedenken, die gegen die Nazis Widerstand geleistet haben. Ihre Haltung und ihre Taten sind für uns und die jüngere Generation ein Vorbild, aus dem man Hoffnung schöpfen kann.«

Ein Vorname als Lebensprogramm: Freimut Duve

»Die Lebensfreude im Menschen ist unsterblich.«

YAŞAR KEMAL^[*]

Im ICE von Berlin nach Hamburg gehen Schaffner barsch mit drei Syrern um. Sie herrschen sie auf Englisch an, ihr Ticket sei zwar korrekt, sie hätten aber einen späteren Zug nehmen müssen – so ginge das doch nicht!

Ich sehe, dass noch genügend Sitzplätze frei sind. Es ist aber vor allem der überhebliche Ton der Mitarbeiter der Deutschen Bahn, der mich intervenieren lässt: Ob das nicht auch auf respektvollere Weise ginge, frage ich höflich. Nun werde auch ich belehrt, dass »diese Leute« ständig die falschen Züge nähmen. Ich gebe zurück, dass hier doch ein wenig Geduld und Toleranz angebracht wäre, schließlich hätten diese Männer vermutlich die Flucht aus einem Kriegsgebiet hinter sich und würden sich in Deutschland noch nicht auskennen. Einige andere Reisegäste stellen sich neben mich und nicken, die Schaffner geben klein bei. Die drei Männer, einer davon betagt, dürfen sich setzen. »Ahlan wa Sahlan wa intum bi Kheir«, »Herzlich willkommen und alles Gute«, sage ich auf Arabisch, und sie freuen sich. Als ich vor vielen Jahren in Syrien war, bin ich stets zuvorkommend behandelt worden. Ich muss an das Interview denken, das Thilo Sarrazin am 10. September 2015 der *Zeit* gegeben hat. Darin plädierte dieser Zyniker für Mauern und Zäune und

empfahl, Kriegsflüchtlinge nahe ihrer Heimat unterzubringen:
»Wenn sich diese Menschen auf die Balkanroute machen, brechen sie im sicheren Nordirak auf oder in der sicheren Türkei. Aus Kriegsnot sind sie da bereits heraus. Wenn sie sich entscheiden, nach Deutschland zu gehen, spielen andere Gründe eine Rolle. Es ist eben angenehmer, Flüchtling in Hannover als in Erbil zu sein.«

Sarrazin und seinesgleichen richten mit solchen polemischen Sätzen großen Schaden an: Wissen diese Demagogen, in was für einem Land wir leben werden, wenn ihre Saat weiter aufgeht? Dass statt Empathie und Mitgefühl unser Umgang mit Menschen in Not von Missachtung geprägt werden wird? Beunruhigt frage ich mich: Werden meine Kinder oder Enkelkinder die Demokratie in Freiheit und Frieden weiter erleben und mitgestalten können? Im Zug bereite ich mich jetzt auf mein nächstes Gespräch in Hamburg vor. Hamburg ist die Stadt, in der ich geboren bin, doch ich würde sie nicht als meine Heimatstadt bezeichnen. Zu Hause fühle ich mich an vielen Orten, die mich in meinem Leben geprägt haben – dazu zähle ich vor allem eine Kykladeninsel, aber ebenso den Landkreis Cuxhaven und neuerdings den Landkreis Landsberg am Lech sowie London und Dublin, Berlin, Gaza, Ramallah, Jerusalem oder Tel Aviv. Meine Verbundenheit hängt aber nicht an den Orten allein, sondern vor allem an den Freunden und Bekannten, die dort leben. Zu Hamburg hatte ich lange ein gespaltenes Verhältnis – vermutlich wegen der Kindheitserlebnisse dort, die von meiner labilen Mutter und der Scheidung meiner Eltern geprägt wurden. Die Hansestadt war lange die Stadt, in die ich am wenigsten zurückwollte.

Das Gefühl von Entwurzelung, das auch Paula Albrecht ausgedrückt hat, bringe ich mit der Geschichte meiner Eltern zusammen, die

beide vor dem Krieg geboren sind und ihn bewusst erlebt haben. Mein Vater erinnert sich bis heute an die Bombennächte und die brennenden Häuser, die er als Teenager zu löschen half. Während meine Mutter noch jeden steinharten Brotknust verwertete, schaltet mein Vater bis heute abends ausschließlich die Lampen ein, die er in seiner unmittelbaren Umgebung braucht. Meine Stiefmutter pflegte Hamsterkäufe zu tätigen, um vermeintlich drohendem Mangel vorzubeugen. Das sind nur die äußerlichen Verhaltensweisen und Prägungen, in ihrem Innersten war und ist diese Generation von der Kriegszeit tief gezeichnet. Nach den Bombenangriffen der Briten in der Operation Gomorrha 1943 war halb Hamburg zerstört, und etwa eine Million Hanseaten waren obdachlos geworden, weit über 100 000 starben. »Mit der in Hamburg angefallenen Trümmermenge hätte man die Außenalster nicht nur zuschütten, sondern hätte sie sogar dreiundzwanzig Meter hoch auffüllen können«, so der Journalist Oliver Schirg.^[1]

Der Hamburger Hauptbahnhof ist bei meiner Ankunft voll mit wartenden Menschen, die geflüchtet sind. Ein alter Herr, den Kopf von einer schwarz-weißen Keffiyeh eingerahmt, holt sich an einem Obstsaft-Kiosk einen frischen Orangensaft; den kennt er aus seinem Herkunftsland Syrien. Wie einem Reisebildband entsprungen, wirkt er hier am Bahnhof unreal, und doch weckt sein Anblick in mir vertraute Erinnerungen an die Welt, aus der er stammt.

Hamburg konnte ich mir in den letzten Jahren emotional zurückerobern, wozu besonders meine Kinder und Freunde, aber auch der Stadtteil St. Georg beigetragen haben. Zwischen Hauptbahnhof, Berliner Tor und der Alster gibt es arabische und persische Supermärkte, türkische, afghanische und indische Lokale,

eine Moschee, das politische Theater Polittbüro von Lisa Politt und Gunter Schmitt, das Savoy mit Kinofilmen in Originalsprache, namhafte Theater und vieles, das gerade diesen Stadtteil auf eine wunderbar ungeordnete Weise vielfältig, kulturell anregend und polyglott machen.

In einem anderen Stadtteil, nicht weit entfernt, lebt jemand, der sich trotz oder gerade wegen seiner verschiedenen Identitäten und von Reisen stark geprägten Vita als »een echt Hamburger Jung« bezeichnen würde: Freimut Duve. Ich kenne ihn seit Jahrzehnten, er verkehrte in der Nachkriegszeit in denselben Kreisen wie meine Eltern. Freimut besuchte mich Ende der 1980er-Jahre, als ich – ohne Parteimitglied zu sein – Nahostreferentin der Fraktion Die Grünen im Bundestag war. Er war bereits seit 1980 Bundestagsmitglied der SPD, und wir diskutierten über die Intifada, den Aufstand der Palästinenser in den von Israel besetzten Gebieten. Es war ein Thema, das ihm offensichtlich am Herzen lag. 2007 las ich aus meinem gerade erschienenen Buch »Schweigen tut weh« in einer Buchhandlung im Hamburger Univiertel, wo ich zwanzig Jahre zuvor den Magister in Islamwissenschaft gemacht hatte. Im Publikum saß als aufmerksamer Zuhörer Freimut. Als mich ein emotional aufgewühlter und politisch wirr wirkender prominenter Zuhörer angriff, nahm er mich in Schutz.

Eine andere Person aus dem Publikum sagte fast vorwurfsvoll, ich hätte meine Mutter negativ dargestellt, meinen Vater stattdessen idealisiert und geschützt. Ich antwortete, ich hätte in meinem Buch alle Protagonisten außer mich selbst geschützt und es läge mir fern, Feindbilder zu schaffen. Weder meine Mutter noch meinen Vater hätte ich ohne Liebe behandelt. Die Atmosphäre im vollen Raum war aufgeheizt, viele Anwesende schienen auf ganz

persönliche Weise mit der Nachkriegsgeschichte, mit Schuld, Scham und Schweigen zu tun zu haben. Abermals sprang mir Freimut überraschend zur Seite, ich spürte, dass er meinen Ansatz genau begriff.

Zwei und nochmals drei Jahre später tauchte er, abermals unangekündigt, bei Lesungen aus meinem Buch »Fremder Feind, so nah. Begegnungen mit Palästinensern und Israelis« auf. Das von mir beleuchtete Spannungsdreieck von Deutschen, Juden und Palästinensern, die historisch, politisch und psychologisch miteinander verstrickt sind, bewegte ihn sichtlich. Während der Diskussion sprach er von seiner Begegnung mit Palästinenserpräsident Jassir Arafat, über seine Freunde in der israelischen Friedensbewegung sowie über seine Vorträge in Israel und sein Engagement für Dialoge zwischen den Konfliktparteien. Er begründete sein Interesse mit seinem lebenslangen Einsatz in der Region als Menschenrechtler und Politiker.

Unsere inhaltliche Nähe und die Aufmerksamkeit, die er meinen Publikationen schenkte, ließen mich grübeln: Was motiviert ihn? Ich stellte fest, dass Freimut und ich uns zwar stets politisch, nie aber biografisch ausgetauscht hatten. Da er seine Vergangenheit bewusst nicht »an die große Glocke hängt«, war mir entgangen, dass er bereits 1994 in seinem Buch »Vom Krieg in der Seele. Rücksichten eines Deutschen« angefangen hatte, seine eigene Herkunft zu thematisieren und in Verbindung mit seiner politischen Arbeit zu bringen. Dieses Buch hatte er Menschen gewidmet, »die sich ›dazwischen‹ fühlen, weil andere sie zu ›Mischlingen‹ erklären, immer waren sie die Zukunft«. Da war er wieder, der Topos »marginal man« – Randfiguren der Gesellschaft. Auch Freimut Duve ist ein »marginal man« mit komplexen

Identitätsanteilen, gleichwohl er zu den herausragenden intellektuellen Köpfen der Bundesrepublik gehört.

Als er 1936 zur Welt kam, war das nicht in Hamburg, wo seine Mutter Hildegard Duve eigentlich lebte, sondern in Würzburg. Dorthin hatte sie sich, im fünften Monat schwanger, über diskrete Vermittlung ihrer Tante begeben, um bei einer Hebamme zu gebären, die sich alleinstehender Mütter annahm. Hildegard dachte, es werde ein Mädchen, und hatte für ihren Sohn keinen Namen parat. Die Hebamme empfahl ihr »Helmut«, sie aber nannte ihn »Freimut«, denn frei und mutig zu sein war ihr ein hohes Gut. Da sie beim Standesamt vorgab, den Kindsvater nicht zu kennen, was für sie als gläubige Frau aus gutbürgerlichem Hause sehr beschämend war, trug Freimut fortan ihren Nachnamen. Hildegards Vater Heinrich Duve war ein angesehener Hamburger Kaufmann und hatte in Altona die Ortsgruppe der NSDAP gegründet. Er muss ein gefragter NS-Redner gewesen sein, der auch im feinen Hotel Esplanade an der Alster über »Nationalsozialismus und Wirtschaft« sprach. Altona war eine selbstständige Stadt, bis sie 1938 Hamburg eingemeindet wurde.

Unter anderen politischen Umständen und familiären Konstellationen hätte Freimut den Nachnamen seines Vaters bekommen: Herzl, Freimut Herzl. Seine Mutter wusste sehr wohl, dass Bruno Herzl sein Erzeuger war – sie war ihm in der Rudolf Steiner Buchhandlung für anthroposophische Literatur begegnet, nachdem er gerade von einer Indienreise zurückgekehrt und in Hamburg auf Durchreise war. Sie verliebte sich in den Juden und Großneffen von Theodor Herzl, auf dessen politischer Ideologie des Zionismus Israels Entstehung beruht. Ihren Eltern verschwieg Hildegard diese Liebe. Auch den Säugling, und später das Kleinkind

hielt sie von ihnen möglichst fern; vor den anderen Nazis verbarg sie Freimuts Herkunft.

Sein Narrativ als ein Abkömmling der Duves ist manchmal lückenhaft, mit seiner Mutter konnte er über die damalige Zeit nie ausführlich sprechen.

Hildegard Duve hatte den Namen des Vaters bei der Geburt ihres Sohnes nicht preisgegeben, weil sie sonst Freimuts Leben als »Mischling I. Grades« gefährdet hätte. Schon in »Mein Kampf« hatte Hitler 1924 »die jüdische Bastardisierung« angeprangert, deren »Blutvergiftung nur nach Jahrhunderten oder überhaupt nicht mehr aus unserem Volkskörper entfernt werden kann.«^[2] Die antijüdischen Maßnahmen richteten sich bereits zum Zeitpunkt von Freimuts Geburt gegen Ehen und Partnerschaften zwischen Juden und Nichtjuden. Sein Vater Bruno Herzl hatte das antisemitische Deutschland wieder verlassen und war nach Osijek im heutigen Kroatien – wo die Familie Herzl seit 200 Jahren gelebt hatte – zurückgekehrt. Dort starb er 1941 angeblich an einer Krankheit. Freimut hält es aber für wahrscheinlicher, dass er von den semi-faschistischen, rechtsextremistischen Ustaschas, den Verbündeten des Dritten Reiches, ermordet worden ist. Von all dem erfuhren Mutter und Sohn jedoch erst später.

Nach dem Krieg hatte Hildegard alles daran gesetzt, sich und ihren Sohn unabhängig durchzubringen und ihm eine gute Schulbildung zu ermöglichen. Die Erinnerungen an Bruno verdrängte sie vermutlich, weil sie zu schmerzhaft waren und ihr das Leben schwer gemacht hätten. Deshalb blieb auch Freimuts jüdische Herkunft lange unbeachtet, oder genauer: ein verdrängtes Thema. Im Vordergrund stand das Leben mit seiner Mutter, seinen Großeltern, in den Heimen und Waldorfschulen. Es war für Hildegard, eine stattliche blonde Frau, als alleinerziehende

berufstätige Mutter vermutlich ein anstrengendes und emotional wenig freudiges Leben. Im Alter litt sie unter so starken Depressionen, dass sie psychiatrischer Behandlung bedurfte.

»Wie würdest du eure Beziehung beschreiben?«, frage ich Freimut. Er überlegt länger: »Sie war streng, hat mich aber nie geschlagen, wie das damals allenthalben üblich war. Wir hatten ein warmes Verhältnis, aber nicht überherzlich, etwas distanziert. Sie hat mir ihr ganzes Leben gewidmet, und für das, was sie für mich getan hat, bin ich ihr sehr dankbar.« Der Aufbruch Hildegards als junge Frau, die sich dagegen gewehrt hatte, strickend und kochend ihr Dasein als Gattin zu fristen, ist für ihn eines der wichtigsten Biografie-Elemente. »Ihr Mut, gegen die frauenfeindliche Haltung einer konservativen Familie aufzubegehren, hat mich für mein Leben geprägt«. Hatte sie anfangs noch mit der politischen Ausrichtung ihres Vaters sympathisiert, so distanzierte sie sich aufgrund ihrer eigenen Entwicklung und ihrer wachsenden Unabhängigkeit zunehmend davon. Für sie stand im Vordergrund, ihr Kind zu schützen, und das bedeutete, von ihren Eltern Abstand halten zu müssen.

Freimut Duve vereint als Kind einer deutsch-nationalen hanseatischen Familie und eines Verwandten des Begründers des Zionismus beide Pole eines Täter-Opfer-Kontinuums, das die deutsche Identität nach '45 maßgeblich prägt. Mich interessiert im Gespräch mit ihm die Frage, wie sich in seiner Vita die Schatten der Vergangenheit breitgemacht haben. Empfindet er sich als Opfer- oder als Täternachkomme? Erst sehr spät setzte er sich erstmals öffentlich mit seiner Herkunft auseinander, auch ich hatte von diesem Hintergrund fast keine Ahnung, weshalb ich jetzt mit

Freimut verabredet bin. Auf dem Weg zu seiner Wohnung gehe ich an der »Volksschule« vorbei, die ich als Kind besuchte.

Mein Gastgeber öffnet die Tür und begrüßt mich mit einem spanischen Lied: »Dios te ha dado la gracia del cielo, María Dolores.« Der 79-Jährige, der als junger Mann zeitweilig Schauspieler war, hat noch immer eine kräftige Stimme. Singend geleitet er mich hinauf ins Wohnzimmer. »Spanisch kann ich nicht leider nicht, lieber Freimut, ich verstehe nur Gott, Himmel und Maria Dolores!« Freimut übersetzt die Zeilen des Liedes für mich, und wir fragen uns scherzhaft, in welcher Sprache wir uns jetzt weiter unterhalten sollen: Arabisch, Englisch, Deutsch? Freimuts Frau Karin hat bereits Tee und Kuchen vorbereitet, obwohl sie als Journalistin mit der Entwicklung eines neuen Frauenmagazins voll eingespannt ist. Mit seiner ersten Frau, der Ägypterin Gulnar, hat Freimut zwei Töchter, mit Karin, seiner zweiten, eine Tochter.

Das was er seinen Kindern geben konnte – ein »Elternhaus« – ist ein Wort, welches er für sich nicht beanspruchen kann und immer abgelehnt hat: »Kriege hinterlassen so viele Waisen und Halbwaisen, dass ›Elternhaus‹ für die Betroffenen ein verletzendes Wort ist«, sagt er. Für viele Überlebende des Holocaust ist »Elternhaus« sogar unerträglich, weil ihnen oft nicht nur die Eltern, sondern die ganze Familie, das Zuhause, der Wohnort, das Land und der gesamte vertraute Lebenszusammenhang von den Nationalsozialisten genommen wurde. Freimuts Wortschatz bezüglich dessen, was man als Familie bezeichnet, war lange nur mit seiner Mutter verbunden: »Muttersprache« lässt er für sich also gelten.

Hildegard, geboren 1907, war eine für damalige Verhältnisse ungewöhnliche Frau: Weil ihr Vater Heinrich politische Ambitionen hatte und sie bald standesgemäß verheiraten wollte, durfte sie trotz

herausragender Schulleistungen das Abitur nicht machen. Kochen musste sie lernen, um sich ganz im Sinne des Führers auf die Ehe vorzubereiten. Sie wollte jedoch frei sein und ging 1928 gegen den Willen ihrer Eltern als Au-pair nach London, wo sie sich nachts auf die Prüfungen vorbereitete und es an die renommierte London School of Economics schaffte. Sie studierte Wirtschaftswissenschaften, bevor sie gegen 1932 nach Hamburg zurückkehrte. In England war sie Anthroposophin geworden. Als sie später dann in Hamburg dem Theosophen und Journalisten Bruno Herzl begegnete, fühlte sie sich von ihm stark angezogen. Herzl, der bei Sigmund Freud studiert hatte und sich für alternative Medizin interessierte, war auf Zwischenstopp in der Hansestadt. Er soll ein guter Erzähler und charmanter Frauenschwarm gewesen sein – vermutlich emotionaler und viel offener als Hildegards strenger Vater.

Großvater Heinrich, erzählt Freimut, wurde im Ersten Weltkrieg verletzt und war vorübergehend stark sehbehindert. Wieder in Altona, wurde er wie die meisten seiner Zeitgenossen nicht Pazifist, sondern glühender Nationalsozialist. Den Drogerie-Handel, den er 1904 gegründet hatte, erweiterte er zum Farb- und Reinigungsmittelladen und später zu einem Bäckerei-Bedarfs-Handel, den nach seinem Tod 1953 seine Söhne übernahmen. 1990 verkaufte sein jüngerer Sohn die Firma, die bis heute existiert. Persönliche Erinnerungen an seinen Großvater hat Freimut kaum, jedenfalls keine warmen. Heinrich und seine Frau Alma ließen seine Mutter, als sie 1936 nach Würzburg entschwunden war, von einem Detektiv aufspüren und fanden sogar heraus, wer der Vater ihres Kindes war. Obzwar radikale Nazis, verrieten sie ihre unangepasste Tochter und deren Sohn nicht. Heinrich war eine ambivalente Figur – ein erfolgreicher Kaufmann, der teils

romantische, teils nationalsozialistische Gedichte schrieb, ganz hinter Hitler und der NSDAP stand, aber auch jüdischen Einzelhandelsfrauen aus Altona zur Flucht verhalf, wie einige jüdische Bürger später bestätigten. Hildegard wahrte den Abstand zu ihren Eltern und arbeitete während des Krieges als Buchhalterin in einem Steuerberatungsbüro. Ihren Sohn gab sie unterdessen zu wechselnden Pflegeeltern und in Kinderheime, innerhalb von vier Jahren lebte Freimut an fünf verschiedenen Orten in jeweils anderen Stadtteilen. Manchmal büxte er aus, weil es ihm nicht gut ging, dann suchte Hildegard nach einer neuen Betreuung für ihn. Er sah sie in dieser Zeit nur vom Abend bis zum nächsten Morgen oder gar nur an den Wochenenden. In Eimsbüttel, wo Hildegard in der Eichenstraße wohnte, schlugen nachts die Bomben ein, und die beiden mussten im Luftschutzbunker Zuflucht suchen.

Im Krieg fiel die Schule immer wieder aus, Hildegard unterrichtete ihren Sohn in ihrer winzigen Wohnung deshalb manchmal selbst und sprach öfter Englisch mit ihm. Sie verschwieg auch ihm, wer sein Vater war. Die beiden standen morgens um vier Uhr auf, damit Hildegard ihn, mit öffentlichen Verkehrsmitteln quer durch die Stadt fahrend, in seiner Pflegestelle so zeitig abliefern konnte, dass sie es noch rechtzeitig zu ihrem Arbeitsplatz schaffte. »Als ich vier Jahre alt war, setzte meine Mutter mich in die S-Bahn und bat fremde Passagiere, bis zur Station, an der ich aussteigen und dann zu Fuß weiterlaufen musste, auf mich aufzupassen. Sie tat das ungern und voller Sorge, doch als Berufstätige hatte sie keine Alternative. So bin ich bald zwischen meiner Mutter und den Pflegestellen allein hin- und hergefahren. Je älter ich wurde, umso mehr habe ich die Zerstörung Hamburgs wahrgenommen und auch in den Trümmern gespielt.« 1944 lief der Siebeneinhalbjährige mal wieder aus dem Heim weg und fuhr mit

der S-Bahn nach Eimsbüttel zu seiner Mutter, die aber noch im Büro war. Er durfte bei der Nachbarin Frau Türk auf dem Sofa warten, bis Hildegard um zehn Uhr abends endlich nach Hause kam und ihn morgens wieder ins Heim zurückbrachte. Frau Türk war eine herzliche Frau und nett zu Freimut. Sie hatte sich am 20. April zu Hitlers Geburtstag als einzige Hausbewohnerin geweigert, die Flagge rauszuhängen. »Mein Junge, an meinem Geburtstag hängt auch keiner eine Fahne raus«, hatte die Sozialdemokratin Freimut erklärt.

Je länger der Krieg dauerte, umso mehr füllte sich das Heim mit Flüchtlingskindern und Kriegswaisen, die Betten wurden immer enger nebeneinandergestellt. Gegen Kriegsende fand Hildegard für ihren Sohn Unterkunft im neu gegründeten anthroposophischen »Heim an der Langenhorner Chaussee«. Dort war er gerne, doch die Ausgangsverbote missachtete er weiterhin, und so passierte es, dass er als Neunjähriger eines Tages auf eine Kolonne abgemagerter Menschen in »Schlafanzügen« stieß. Erst als Erwachsenem wurde ihm klar, dass es Gefangene eines Außenlagers des KZ Neuengamme gewesen sein mussten, und dass der Mann, der ihn mit einem Gewehrkolben beiseitegeschoben hatte, zur SS gehörte. »Warst Du ein aufmüpfiges Kind?«, frage ich ihn. Nein, er wäre kein braver, aber ein »artiger Junge« gewesen, antwortet er, nur wollte er immer hinaus! »Als dann die Briten nach Hamburg kamen und die Langenhorner Chaussee entlangfuhren, bin ich wieder auf die Straße und direkt auf die Militärfahrzeuge zugerannt«, erinnert er sich. »Aus den Heimfenstern beobachteten alle gespannt, was der leichtsinnige Freimut da machte. Sie hatten Angst, dass ich erschossen würde. Doch die Soldaten hielten an und begrüßten mich freundlich. Ich verstand zwar kein Wort, riss aber die Arme hoch und rief strahlend: ›Welcome in Germany!‹ Das bisschen

Englisch hatte ich von meiner Mutter gelernt. Ich war ein begeisterter Alliiertenbegrüßer, ohne zu begreifen, wer diese Männer eigentlich waren.« Nach dem Krieg sprach er häufiger Besatzungssoldaten und wildfremde Männer in der U-Bahn an und fragte: »Sind Sie mein Vater?«

Auch Hildegard fragte er immer wieder nach Bruno. Schließlich erzählte sie ihm, wer sein Vater war, und stellte über das internationale Rote Kreuz Nachforschungen über ihn an. Er wartete darauf, dass sein Vater heimkehrte, und wenn vor dem Haus ein fremdes Auto parkte, glaubte er aufgeregt, nun sei der ersehnte Moment gekommen. Der Vater löste in ihm das Gefühl einer unbestimmbaren Sehnsucht aus.

1946 kam Freimut in die Waldorfschule in Hamburg Wandsbek. Anfangs wurden die Schüler gemeinsam mit den »geistig behinderten« Kindern unterrichtet, da es für diese noch keine Einrichtungen zu besonderer Förderung gab. Hier galten sie nicht als »unwertes Leben«, sondern als selbstverständlicher Teil einer Klasse. Zum Unterricht gehörte es zeitweilig, den Mörtel von den Trümmern zu klopfen und bei den Aufräumarbeiten zu helfen. Freimut lernte die Eurythmie kennen, die ihm zeit seines Lebens wichtig blieb. Auch jetzt im Alter hält er sich mit der anthroposophischen Bewegungskunst weiter gelenkig. Die Waldorfjahre waren die prägendsten seiner Kindheit. Seine Mutter nahm ihn bald auf seine erste Reise nach Dornach in die Schweiz mit. Dort liegt das »Goetheanum«, das von Rudolf Steiner entworfene anthroposophische Zentrum, »das für sie wie ein Tempel war«, so Freimut.

Ende 1945 erhielt Hildegard über eine jüdische Organisation in der Schweiz Nachricht von Brunos Tod und brachte das behutsam – ohne ihre eigene Trauer zu zeigen – ihrem Sohn nahe. Für Freimut

war es das jähe Ende seines Phantomvaters, von dem er immer geträumt hatte. Er hatte keine Geschwister und seine Mutter keine Kontakte zur Familie seines Vaters – somit ging die Möglichkeit verloren, an diesen Teil seiner Herkunft anzuknüpfen, um mit ihm erwachsen zu werden.

Das jüdische Narrativ des Freimut Duve verschwand hinter dem Schweigen seiner Hamburger Familie, und außer seiner Mutter waren seine Verwandten aufgrund ihrer deutsch-nationalen Einstellungen möglicherweise sogar froh, dass der Kontakt zur Familie von Bruno abgebrochen war. Freimut verkroch sich und weigerte sich tagelang, zur Schule zu gehen. Hildegard sprach mit seiner Lehrerin, und als er in den Unterricht zurückkehrte, gab sie feierlich bekannt, dass »sein jüdischer Vater« gestorben sei. »Scheißjude« beschimpften ihn daraufhin einige Mitschüler. Nie vergessen hat Freimut, dass darunter ein enger Schulkamerad war, in dessen »Elternhaus« im feinen Harvestehuder Stadtteil er häufig zu Gast war. Dessen Mutter, eine Ärztin, legte Hildegard nach einem der Besuche nahe, Freimut auf Tuberkulose untersuchen zu lassen, weil er sehr mager war. Vorher dürfe er nicht wiederkommen. Daraufhin wollte Freimut dort niemals wieder spielen gehen. Tbc hatte er nicht, aber er fühlte sich schmerzlich ausgegrenzt.

Im folgenden Jahr durfte er nun gelegentlich bei seinen Großeltern in Altona schlafen, denn als Schüler war die Zeit der Heime vorbei und er zum Schlüsselkind geworden. Die Alten hatten für ihren Enkel ein Bett neben ihres gestellt. Trotzdem nannten sie ihn das »Zigeunerkind«. Bei Heinrich und Alma Duve wohnten nun auch Flüchtlinge aus Ost-, Westpreußen und Pommern. Auch die Tante aus Ostpreußen war zu ihrer Familie gestoßen – sie war BDM-Führerin gewesen und blieb den Nazis auch nach dem Krieg

ideologisch treu. Freimut erinnert sich, dass sie durch die Flucht traumatisiert und entwurzelt war und sich ihm gegenüber bis zu ihrem Tod kühl verhielt. Zu ihrem Neffen hatte sie keinerlei emotionale Beziehung und hielt ihn eher auf Abstand.

In der Wohnung in der Großen Bergstraße teilten sich alle Bewohner das kleine Bad und die Küche, einzig das Wohnzimmer blieb den Duves vorbehalten. »Ich bin dort von niemandem antisemitisch behandelt worden«, weiß Freimut noch, »die Tatsache, dass mein Vater Jude war, wurde indes vollkommen verschwiegen, das Thema war ein Tabu.« Das Geschäft seiner Großeltern lag nicht weit entfernt in der Schomburgstrasse, in einem Haus aus dem 19. Jahrhundert. Früher fuhren die Pferdekutschen durch den Torbogen in den Hinterhof, wo Herr Lage seine Schmiede hatte. Daneben lag Herrn Heinsens Milchladen. Freimuts Erinnerungen an diese Umgebung sind so lebendig, dass er mir genau zeigen konnte, wo er früher unter den Bäumen spielte. Heute befindet sich im selben Haus sinnigerweise ein Kinderladen für Kinder aller Kulturen. Morgens ging Freimut zu Fuß zur Max-Brauer-Allee und wartete dort auf die Straßenbahn, die ihn bis nach Wandsbek zu seiner Schule brachte.

Einmal sah Freimut seinen Großvater Heinrich weinend auf der Bettkante sitzen. Das verwirrte ihn, denn er war so erzogen, dass Männer keine Emotionen zeigen. »Opa weinte nicht aus Reue oder Trauer über die NS-Verbrechen, sondern über den Untergang des Dritten Reiches«, begriff Freimut später, als er sich mit seiner Familiengeschichte auseinandersetzte.

Hildegard bestand Ende der 40er-Jahre in Berlin das Examen zur staatlich geprüften Steuerberaterin – als erste Frau in Deutschland überhaupt – und machte sich selbstständig. »Diese Kraft habe ich

an ihr immer bewundert«, so Freimut. Nie habe er sich geschämt, ein uneheliches Kind gewesen zu sein. Er erklärt es damit, dass Waldorfschüler prinzipiell gleich behandelt werden. Seine Erinnerung ist jedoch ambivalent, denn als Halbweise und Sohn eines Juden erlitt er ja immer wieder Stigmatisierungen. Und es gab eine Lehrerin, die war, so Freimut, »nazihaft« und hatte ihre Gesinnung wohl nie abgelegt. Sie bevorzugte darüber hinaus die Kinder wohlhabender Eltern. Hinterrücks sorgte sie dafür, dass er 1949 nicht auf die Schüleraustauschfahrt nach England reisen konnte, obwohl er mit dem Sohn seiner britischen Gastfamilie seit Langem korrespondiert und alles für die Reise vorbereitet hatte. Sie hatte ihn einfach aus der Liste gestrichen und ein anderes Kind aus »besseren Kreisen« hineingeschrieben. Wieder eine Ausgrenzung. Freimut war unendlich traurig. »Wie ging es dir emotional in dieser unruhigen Zeit?«, will ich wissen, denn ich kann mir kaum vorstellen, dass seine Seele durch all diese Lebensumstände nicht verletzt war. Doch auch große Jungen weinen nicht – das hat ein Mann von Freimuts Generation verinnerlicht. Ähnlich wie Hannsi Scheringer ist er nicht der Typ, der offen über seine Gefühle spricht. »Ich habe mich oft isoliert und sehr einsam gefühlt«, sagt er jetzt jedoch. »Bei aller Einsamkeit habe ich aber auch eine Alleinseinskraft entwickelt.« Freimut hatte gute Ressourcen, um mit seiner belasteten Kindheit fertig zu werden, heute würde man dazu sagen: Er war resilient – psychisch widerstandsfähig.

1951 war Hildegard etabliert genug, um sich für ihren Sohn ein Internat leisten zu können, ein anthroposophisches selbstverständlich. Der 15-Jährige kam nun nach Schloss Hamborn nahe Paderborn. Dort sprach er mit dem Internatsleiter häufig über Philosophie und Religion. Dieser Mann, der den Krieg als Soldat überstanden hatte, gab seinem Schüler den Halt, den er dringend

brauchte. Er war gewiss so etwas wie eine Vaterfigur mit all ihren Ambivalenzen von Distanz und Nähe. Sein Abitur konnte Freimut dort indes nicht machen, weil die Schule nach der neunten Klasse endete, sodass er 1954 nach Stuttgart ging, bei einer weiteren Familie wohnte und zwei Jahre später seinen Schulabschluss machte. In dieser Zeit starb sein Großvater. Seinen ältesten Enkel Freimut, das »Zigeunerkind«, hatte er im Testament enterbt. Das war eine tiefe seelische Kränkung, die noch lange nachwirkte.

Seine Mutter vertrat mittlerweile mehrere anthroposophische Einrichtungen im Norden Deutschlands. »Neben ihrer spirituellen Ader hatte Hildegard auch ein starkes soziales Bewusstsein«, sagt Freimut. Die Steuerberaterin setzte sich engagiert für die Kleinhändler in Hamburg Pöseldorf ein, als die Immobilienhaie kamen und sie aus ihren Geschäften verdrängten. Zu ihren Klientinnen gehörte später auch die Journalistin Ulrike Meinhof, bis diese sich der RAF anschloss.

Duves Frau Karin hat vor einigen Jahren eine kleine Geschichte über die vielen Leben des Tisches veröffentlicht, der einst Hildegards Mutter gehörte hatte: Alma stammte aus einer wohlhabenden Fehmarnener Bauernfamilie und brachte den Esstisch in die Ehe nach Altona mit. Nach ihrem Tod bearbeitete Hildegard darauf ihre Steuerakten, bis der Tisch auf Freimut überging. Heute steht er bei seiner ältesten Tochter Tamara, der Witwe von Helmut Dietl, und seiner Enkelin in Bayern. Ein Möbel voller Geschichte

»Nach dem Abitur 1956«, schrieb Freimut in seinem Buch »Vom Krieg in der Seele«, »hatte niemand in unserer Klasse Interesse an Politik. Auch ich nicht. Nach Auschwitz ging es, so empfand der 19-jährige, um geistige und um religiöse Fragen. Die Würde des Menschen suchten wir weit eher in der Religions- oder Kulturgeschichte als in der Politik.« Anthroposoph ist Freimut nie

geworden, doch die Schulbildung, die er erfahren hatte, stabilisierte ihn und vermittelte ihm Vertrauen in sich und die Welt. Diese zu erkunden stand jetzt für ihn an. Zu Hildegards Klienten zählte auch Will Quadflieg. Der Schauspieler hatte im Krieg an zwei Propagandafilmen mitgewirkt, setzte sich anschließend jedoch selbstkritisch mit seiner eigenen Involviertheit auseinander und bemühte sich aktiv um Aufklärung über die NS-Zeit. Er hatte Freimut bei einer Schulaufführung gehört und ihn ermutigt, zum Theater zu gehen. Dieser machte daraufhin ein Jahr lang eine Regieassistenz am »Theater im Zimmer« in der Hamburger Alsterchaussee, bevor er anfangs, an der dortigen Universität Geschichte, Anglistik und Soziologie zu studieren. »Ich hatte meiner Mutter lange genug auf der Tasche gelegen, deshalb wollte ich unbedingt mein eigenes Geld verdienen«, so Freimut. Er jobbte für ein Reisebüro und flog nach Mallorca und Tanager, lernte, mit Touristen umzugehen. Bald war er Gründungsrepräsentant von Touropa für Nordafrika und baute in den Semesterferien in Tunesien ein Büro für die Firma auf. Zunehmend interessierte ihn Kolonialgeschichte, und in Nordafrika studierte er die Auswirkungen des britischen und französischen Imperialismus an Ort und Stelle. Die Algerier kämpften gerade um ihre Unabhängigkeit von Frankreich – Politik konnte man in dieser Region kaum vermeiden.

Von diesen Erfahrungen animiert, war Freimut 1961 in Südafrika und Rhodesien (heute Simbabwe) unterwegs, um über Sklaverei und Zwangsarbeit zu promovieren. Im Flugzeug lernte er einen Altnazi kennen, der den »guten alten Zeiten« nachtrauerte und vermutlich auf dem Weg war, seinen Rassismus in Südafrika weiter auszuleben. In einem Johannesburger Hotel erlebte Freimut dann, wie der weiße Besitzer einen betagten Schwarzen mit solch verbaler

Brutalität und Verächtlichkeit behandelte, dass er umgehend seine Unterkunft wechselte. Das waren für ihn Schlüsselerlebnisse, die sein Gerechtigkeitsgefühl berührten und sein politisches Denken anregten. Bald war er mit Bürgerrechtsaktivisten auf dem Weg nach Soweto und lernte Winnie Mandela kennen, deren Mann Nelson in jenen Tagen im Untergrund lebte. In Europa war Mandela noch gänzlich unbekannt. Später führte Freimut ein langes Gespräch mit ihm. »In dieser Schwarzweiß-Thematik und der Spaltung durch die Apartheid steckte mein eigenes Schicksal«, sagt er und zupft an seinem grauen Wollschal, der ihn auch im Haus wärmen soll. Für Winnie hat Freimut später eines seiner wichtigsten Bücher in der von ihm geleiteten Reihe »rororo aktuell« gemacht: »Ein Stück meiner Seele ging mit ihm«. Vor meiner ersten Südafrika-Reise 1989 habe ich dieses Buch als politische Vorbereitung mit großem Interesse gelesen.

Die Konflikte, die er erkundete, nun auch als freier Journalist, berührten schon damals seine Lebensthemen: Fragmentierte Identitäten im Zusammenhang mit der Erforschung von Freiheit, Frauenrechten, sozialen Rechten, Menschenrechten – Themen, die sich in ihrer Komplexität erst ganz erfassen lassen, wenn man sich vorbehaltlos mehreren Seiten des Spektrums widmet. Freimuts eigene Herkunft und sein wacher Geist, gepaart mit Neugierde, hatten ihn früh gelehrt, dass jeder Mensch mehrere Identitäten in sich birgt. Sein Vater war zwar Jude, identifizierte sich jedoch mit der Anthroposophie, er war Jugoslawe, fühlte sich aber auch in Indien wohl. Auch sein unehelicher Sohn nahm aufgrund seiner beruflichen und privaten Erfahrungen immer wieder neue Facetten der Bürger dieser Welt in seine Persönlichkeit auf – nach dem südafrikanischen eignete er sich auch ein arabisches Narrativ an.

In Ägypten traf Freimut den Gelehrten Abdel Aziz Abdel Meguid wieder, der mit einer engen Freundin seiner Mutter verheiratet war. Er verliebte sich später in Hamburg in dessen Tochter Gulnar, die in Deutschland studierte. Das Paar gab im Haus der Jugend kostenlos Sprachkurse für die eintreffenden »Gastarbeiter«. »Deutsch für Ausländer« ist ein Begriff, den Freimut prägte und der Jahre danach von den Volkshochschulen institutionell weitergeführt wurde. Freimut war der Beauftragte der Hamburger Universität für ausländische Studenten und hatte festgestellt, dass sich kaum jemand für die Menschen interessierte, die nach Deutschland kamen, man also auch nicht darüber nachdachte, ob und wie sie Deutsch lernten. Er tat damit etwas, was seinem Vater verwehrt worden war: Menschen aus anderen Kulturkreisen in Deutschland bei der Integration zu verhelfen, anstatt sie abzulehnen und als unerwünschte Bürger zur Rückkehr in ihr Herkunftsland zu zwingen.

Bei »rororo aktuell« kam 1965 sein Buch »Kap ohne Hoffnung oder die Politik der Apartheid« heraus, er nennt das bis heute das Herzstück seiner publizistischen Arbeit. Es war ein radikales Buch gegen die Rassentrennung zu einer Zeit, als Weiße allenthalben noch die Apartheid lobten. »Ich war danach 20 Jahre in Südafrika unerwünschter Gast. Das Buch, das international Aufmerksamkeit bekam, hat mich dann vollends aus meiner Dissertation geworfen.« Seine Töchter Tamara und Miriam waren unterdessen zur Welt gekommen, deshalb sah Freimut es geboten, eine Festanstellung als persönlicher Referent des Hamburger Wirtschaftssenators Helmut Kern anzunehmen. Gulnar studierte unterdessen und wurde Studienrätin.

Ende der 60er-Jahre reiste Freimut das erste Mal nach New York und fand dort nach langer Recherche Theodor Herzl, den Bruder

seines Vaters, der nach dem Begründer des Zionismus benannt worden war. Er war der einzige Überlebende seiner Familie – und fühlte sich deshalb schuldig. Dieses Schuldgefühl tragen viele Überlebende als Last mit sich herum und geben es oft unbewusst an ihre Kinder weiter. Ihr Leben empfinden sie oft fast als Strafe, denn warum hatten sie Glück gehabt, ihre Angehörigen aber nicht? Ich vermute, dass auch Freimuts Lebensgefühl lange davon beeinträchtigt war, gespalten zu sein zwischen dem, was er als seine reale Hamburger Familie und die jüdische Phantomfamilie bezeichnete.

Biografisch vereinten sich in ihm die Opfer- und die Täteranteile des Zweiten Weltkriegs. Seine verlorene Phantomfamilie habe einen Phantomschmerz in ihm verursacht, hat Freimut einmal gesagt. Die Trauer, die ihm in die Wiege gelegt wurde, war ein lebensbegleitender Schatten. Die Gedanken an die jüdische Familie, die er nicht kennenlernen konnte, erzeugten in ihm gewiss auch Fantasien und Sehnsüchte über eine Herkunft, an die er kaum anknüpfen konnte. Diese Familie war für ihn deshalb »bequem« – sie war der »gute Teil«, mit dem er sich nicht auseinandersetzen musste und ihn deshalb auch idealisieren konnte. Der andere Teil waren die Altonaer Großeltern und ihr problematisches Erbe, das sich als »schlecht oder böse« abspalten ließ. Wie viele andere fühlt sich Freimut Duve daher in seiner Identität sehr zerrissen.

1970 wechselte Freimut kurzzeitig als politischer Redakteur zum *Stern*. Mein Vater vertrat das Magazin neben der *Zeit* als Urheberrechtler, woher auch die frühe Bekanntschaft unserer beiden Familien rührt. Sie gehörten zu den Nachkriegsintellektuellen, die sich für die Medienfreiheit als unentbehrliche Säule der Demokratie einsetzten. »Als Heinrich-Maria Ledig-Rowohlt mir anbot, die Reihe ›rororo aktuell‹

herauszugeben, sagte ich zu«, erzählt Freimut weiter; es war eine Aufgabe, die er 19 Jahre ausübte. 1974 gründete er das Magazin *Technologie und Politik* – Ökologie und die Modernisierung der Industriegesellschaft erkannte er als kommende Themen – sowie die Buchreihe *Frauen aktuell*, die den wachsenden Feminismus in Deutschland flankierte. Insgesamt gab er über 700 Titel heraus und veröffentlichte bevorzugt Autoren, die für Bürger- und Menschenrechte einstanden, wie Nelson Mandela, Václav Havel oder Adam Michnik. Autoren schützte er auch als Mitglied des PEN Zentrum Deutschland. »Wo andere starben, machte ich Bücher. Die Kriege fanden in der Seele statt«, schrieb er in »Vom Krieg in der Seele« und stellte schon 1994 die richtigen Fragen: »Ziehen wir Deutschen die eine zentrale Lehre aus den Katastrophen dieses Jahrhunderts: Bleibt unser Verfassungspatriotismus zivil, sind und bleiben wir Bürgergesellschaft, zu der alle gehören, unabhängig von ihrer Abstammung?«

Freimut war 1966 Mitglied der SPD geworden und kämpfte Seite an Seite mit seinen Schriftstellerfreunden Siegfried Lenz und Günter Grass für sozialdemokratische Werte. 1974 als Willy Brandt wegen der Guillaume-Affäre zurücktrat, wurde er Mitglied des Hamburger Landesvorstands. Ab 1980 war er Mitglied des Bundestags, kulturpolitischer Sprecher der SPD und zeitweilig auch im Fraktionsvorstand. Herbert Wehner schätzte er sehr, doch es blieb nicht aus, dass sie sich heftig stritten, auch mit seinem Freund Willy Brandt hatte er sich gelegentlich in der Wolle.

Es waren intellektuell bewegte Zeiten, die auch mich prägten. Freimut war seiner Fraktion treu, behielt jedoch stets seinen eigenen Kopf, weshalb ihn manche als »Nervensäge« bezeichneten. Im Widerspruch zur SPD-Regierungspolitik Helmut Schmidts stimmte er damals gegen den Nachrüstungsbeschluss – auch das

war eine Entscheidung, die ihren biografischen Hintergrund hatte: Nie wieder Krieg! Und schon gar keiner, an dem Deutsche beteiligt waren.

Um mir seine Debattierlust zu demonstrieren, steht Freimut jetzt vom Sofa auf, zeigt mit dem Finger in den Raum und spielt mit forscher Stimme den Abgeordneten: »Sie da, was reden Sie denn für einen Unsinn!« Seine Lektionen am Theater, sagt er, wären ihm auch im Bundestag manchmal nützlich gewesen. Wir müssen beide herzlich lachen. Heute würde man Freimut wohl dem linken Parteiflügel der SPD zurechnen, allzumal er sich Helmut Schmidt oder Gerhard Schröder nie so nahe fühlte wie Willy Brandt. Dessen Ostpolitik hielt er stets für den eigentlichen Durchbruch der zivilen Gesellschaft in Deutschland. Links und rechts, das waren Kategorien, die er von jeher ablehnte, den Kalten Krieg und die darüber hinaus andauernde Bipolarität der Politik empfand er stets als Rechthaberei – sie verhindere die Wahrnehmung »der galoppierenden Gegenwart« und lähme den intellektuellen Diskurs. Freimut blieb in seiner Rolle als Vermittler zwischen den Polen stets authentisch, und er nahm sich die Freiheit, seine Meinung zu revidieren, wenn er nach reiflicher Überlegung zu dem entsprechenden Schluss kam. »In der Politik zählten für mich die Themen, nicht die Ämter«, wiederholt er in unserem Gespräch mehrfach. Seine Parteigenossen und Freunde waren allerdings sehr überrascht, als er 1993 dem Asyl-Kompromiss unter Helmut Kohl zustimmte – gerade er, dem die Menschenrechte, Freiheit und soziale Gleichheit so am Herzen lagen! Er war schon damals überzeugt, dass das Asylrecht, das für ihn Kernbestand der Demokratie geblieben ist, nicht von jenen ausgehöhlt werden dürfe, die eine politische Verfolgung vorgeben, um in die Bundesrepublik kommen zu können. Nach dem Fall der Mauer – »sie war ein

Verbrechen!« – und der Öffnung der Grenzen nach Osten sah er die soziale und wirtschaftliche Stabilität Deutschlands gefährdet. Er hielt es deshalb für notwendig, die Einwanderung zu begrenzen. Für seine politische Haltung bekam er aus allen politischen Richtungen Druck und Kritik. In den vielen Hasszuschriften beschimpfte ihn ein Adressat als »Judensau«. Dieser Angriff verletzte ihn zutiefst, sodass er in seinem Gedächtnis hängen blieb. Gleichwohl grenzte er sich kämpferisch davon ab.

In Karins und Freimuts Küche hängt ein kleines Aquarellgemälde. Es zeigt ein Haus im kriegszerstörten Bosnien-Herzegowina. Aus einem der oberen Fenster schaut eine Person heraus, vor dem Haus flattert ein himmelblaues Kleid auf einer Wäscheleine – das Leben geht weiter, trotz allem. Freimut hat es für Karin gemalt, als er zwischen 1993 und 1994 als beauftragter Abgeordneter des Deutschen Bundestages dreimal nach Tuzla reiste. Diese Reisen waren sehr gefährlich. Das ausgebrannte Mostar erinnerte ihn bitterlich an seine Kindheit in Hamburg 1945. Unbefangenheit gibt es für Freimut nicht – wie für jeden, der den Krieg erlebt und an seinen Folgen gelitten hat. Doch die Hoffnungen auf dauerhaften Frieden waren bereits fünfzig Jahre danach der Realität gewichen: Den Konsens über das zivile Europa sah der SPD-Politiker mit dem Krieg im ehemaligen Jugoslawien und dem Völkermord an den Muslimen zerbrochen. »Nirgends in der nachkommunistischen und kaum irgendwo in der westlichen Welt existieren völkisch homogene Gesellschaften. Das nachkommunistische Europa lebt so gesehen näher den dreißiger als den neunziger Jahren. Uralte Träume völkischer Reinheit werden zu Giftformeln gegen die Zivilgesellschaft. Die Rampe von Srebrenica ist das wirkliche Signal gegen den Frieden in Europa«, schrieb er am 21. Juli 1995 entsetzt in der *Zeit*. Der Schutz von

Minderheiten wurde ein für ihn immer drängenderes Thema: Das Credo »Nie wieder Krieg!« stand nun im harten Widerspruch zu seinem anderen Credo – Minderheiten schützen, notfalls mit Krieg. Freimut befürwortete eine militärische Intervention, weil er einen rigorosen Pazifismus an diesem Punkt für verantwortungslos hielt. In der Friedensbewegung regte sich daraufhin starke Kritik, auf einer Veranstaltung wurde er gar als Redner eingeladen.

1997 erhielt er zusammen mit Joachim Gauck den Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken. »Warst du aufgrund deiner Geschichte ein rastloser Mensch?«, frage ich Freimut bei meinem nächsten Besuch in Hamburg. »Rastlos würde ich nicht sagen, aber ich hatte von Haus aus eine unstillbare Weltneugier. Südamerika, USA, es gab so viele andere Konfliktherde und Länder, in denen ich aktiv war und mich mit der Gesellschaft und ihren Menschen auseinandergesetzt habe. Ich schaute mich jedoch nicht nur außen genau um, sondern auch immer wieder in mir drinnen«, sagt er. Zur Glaubwürdigkeit gehört für Freimut auch der Dialog mit sich selbst.

Er hat das verinnerlicht, was ich von dem israelischen Psychologen Dan Bar-On in seinem Ansatz des »storytelling in conflict« gelernt habe: Ohne Monolog kann ein Dialog zwischen Konfliktparteien kaum funktionieren. In seinem Ortsverein gab es indes Kritik an Freimuts internationalem Engagement, man wünschte sich von ihm mehr Interesse für Hamburger Belange. 1998 beendete Freimut sein Bundestagsmandat. Kurz darauf trat er sein Amt als OSZE-Beauftragter für die Freiheit der Medien in Wien an. In dieser Zeit gab es Differenzen mit seinem ehemaligen Parteigenossen Gerhard Schröder: Freimut war mit dessen Nähe zu Wladimir Putin ganz und gar nicht einverstanden. Mehrfach war er in Russland gewesen, um sich für die Freiheit der Journalisten einzusetzen, deren Leben bis heute gefährdet ist. Als Schröder 2005

die Wahl verlor und in die Leitung der Nord Stream AG bestellt wurde, die mit Aktienmehrheit der deutsch-russischen Gas-Pipeline Gazprom gehört, warf Freimut ihm vor, die russische Zensur zu legitimieren, weil Gazprom einen Großteil der russischen Presse kontrolliere. »Du mit deinen Menschenrechten«, hat Schröder daraufhin abwertend zu ihm gesagt. Nicht jeder deutsche Politiker hatte Verständnis für Freimuts aktive Art, sich an Ort und Stelle für Menschen einzusetzen.

2001 rief er den mobile.culturecontainer ins Leben, ein Medien- und Versöhnungsprojekt für Jugendliche im Balkan. Drei Jahre lang wirkte dieses Projekt in den kriegszerstörten Städten in Bosnien, Kroatien, Serbien und Kosovo. An insgesamt 14 Stationen blieb der Container jeweils sechs Wochen und brachte in Diskussionszirkeln, Radio- und Internetprogrammen traumatisierte Schüler aus den verfeindeten ethnischen Bevölkerungsgruppen zusammen. Einige Tausend Jugendliche nutzten die Möglichkeit, miteinander ins Gespräch zu kommen und über eine gemeinsame Zukunft nachzudenken. Auch in Osijek machte der Container halt, der Herkunftsstadt von Freimuts Familie. 1997 war er auf der Suche nach seinen jüdischen Wurzeln bereits selbst dorthin gereist. Die Vukovarstraße, in der die Herzls gelebt hatten, existierte noch. Zu seiner Aufregung traf er dort eine alte Frau, die sich als Freundin seiner Großmutter Judita herausstellte. Sie hatte miterlebt, wie Judita von den Ustaschas abgeholt und vermutlich nach Auschwitz deportiert worden war. Freimut fand später heraus, dass in Osijek 60 seiner Verwandten ansässig gewesen waren, von denen außer seinem New Yorker Onkel niemand überlebt hatte. Die Nichte dieses Onkels, Yardena Avidor, lebt heute in Haifa in Jerusalem. Ihre Tochter Yudit ist Mitarbeiterin der israelischen Gruppe »Yesh Din«, israelisch für »Es gibt eine Grenze«, die sich für die

Menschenrechte der Palästinenser in den von Israel besetzten Gebieten einsetzt. Auch Freimut hat sich bei aller Solidarität mit Israel nie geschert, bei Vorträgen am Ort die Wahrung der Rechte aller Bürger in Israel, in der Westbank und im Gazastreifen anzumahnen. Er empfand immer eine Doppelverantwortung für Israelis und Palästinenser. Als »marginal man« hat er sich auch im Nahostkonflikt zwischen die Stühle gesetzt und Kritik in Kauf genommen.

»Fonds Verteidigung unserer Zukunft« hieß die Stiftung, die das Projekt mobile.culturecontainer finanzierte. Den Titel »Verteidigung der Zukunft« hatte Freimut geprägt. Günter Grass hatte für das Logo des Projekts seine Radierung »Des Schreibers Hand« zur Verfügung gestellt. Eine Kopie davon, das Abschiedsgeschenk seiner Mitarbeiter bei der OSZE, hängt am Treppenaufgang zu Karins und Freimuts Wohnung. Darunter sieht man ein Foto vom jungen Duve neben dem Pfeife rauchenden Grass auf einer gemeinsamen Veranstaltung. Mit dem gerade verstorbenen Schriftsteller haben Karin, Freimut und ihre gemeinsame Tochter Sarah viel Zeit verbracht; in wenigen Tagen werden sie zu seiner Trauerfeier reisen. Ich frage Freimut, wie er dazu steht, dass der Schriftsteller so lange verschwiegen hatte, als Jugendlicher bei der Waffen-SS gewesen zu sein, denn während er für die Tatsache selbst vielleicht nichts konnte, so war er für sein Schweigen als Erwachsener sehr wohl verantwortlich. »Da bist du strenger als ich«, erwidert Freimut. »Aufgrund meiner gespaltenen Herkunft mit einem Großvater, der zum Vernichtungsterror der Nazis beigetragen hat, dessen Opfer mein anderer Teil der Familie wurde, bin ich sehr ambivalent und halte mich mit einem Urteil zurück.« Sein Freund habe seine Vergangenheit eben literarisch und weniger biografisch bearbeitet. Heute denke er im Übrigen

öfter über das eigentlich traurige Schicksal seiner Nazi-Tante nach, die ihr geschlossenes Denksystem nie aufgeben konnte.

Wenn Grass spät dran war mit seiner Enthüllung, so hat auch Freimut Duve fast 60 Jahre gebraucht, um sich mit seiner komplizierten Geschichte auseinanderzusetzen und deren viele verschiedenen Fragmente in sich zusammenzufügen. Das begreife ich jetzt erst nach mehreren intensiven Gesprächen, obwohl wir uns schon so lange kennen. »Wir alle tragen die Vergangenheit in unserem Erinnerungsgepäck als wichtiges Element, als Teilstück für den Teppich unserer gemeinsamen friedlichen Zukunft«, sagte Freimut 2011 auf einer Berliner Veranstaltung »Erzählen gegen den Krieg«. Heute sieht er eine »Hoffnungswelt« in der Demokratie Deutschlands und in der Europäischen Union. Zugleich gibt es für ihn aber auch eine »Befürchtungswelt«, in der die Errungenschaften der Nachkriegszeit wieder zusammenbrechen könnten. In der aktuellen Situation mit den vielen Menschen, die in Deutschland Zuflucht suchen, plädiert er dafür, eine Methodik zu entwickeln, um die verschiedenen Kulturen der Einwanderer mit Rechten und Pflichten zu integrieren, sodass sie als gleichberechtigte Bürger leben können. »Menschen sollten sich, auch wenn sie Eltern verschiedener Herkunft haben, als Bürgerinnen oder Bürger des Landes beziehungsweise der Kultur bezeichnen, in der sie leben. Der Anspruch auf Freiheit bringt aber auch Pflichten mit sich, die zur Demokratie und einem gutem Zusammenleben gehören.« Der Sozialdemokrat Duve war Anfang 2016 beeindruckt von der klaren und souveränen Haltung von Bundeskanzlerin Angela Merkel, die sich zu diesem Zeitpunkt noch gegen eine Obergrenze für Geflüchtete ausgesprochen hatte und trotz starken politischen Gegenwinds weiter am Zusammenhalt Europas festhielt.

Eine gemeinsame Gesprächskultur zu entwickeln bleibt für Freimut eine wichtige Aufgabe und hat Vorrang vor elektronischer Kommunikation, die auch ein großes Hindernis für einen Dialog sein kann. Junge Leute ruft er deshalb immer wieder zum direkten Gespräch, zur Solidarität und Wahrhaftigkeit auf. Die Freiheit kann nur durch Zivilität und die Wahrung der Bürgerrechte und Bürgerpflichten bewahrt werden, davon ist er überzeugt. Schon 1994 schrieb er besorgt und die Probleme voraussehend: »Der rassistische Nationalismus wie die strukturelle Arbeitslosigkeit werden unser Leben in den nächsten Jahrzehnten bestimmen. Die Krise des Parlamentarismus scheint in Deutschland schwächer als in Italien, aber sie ist tiefgreifend und zeugt von einer tiefen Veränderung der demokratischen Gesellschaft. Einwanderung wird es weiter geben und zugleich die innere Bindung großer Einwanderer-Gruppen an die Konflikte in ihrer Heimat.« Heute wird der von ihm beschworene Zivilitätskonsens mehr denn je bedroht von jenen Deutschen, die »Wir sind das Volk« skandieren und sich kaum wie zivile Bürger verhalten.

Freimuts Herkunft war für ihn immer ein Politikum, das sein Berufsleben bestimmt hat. »Für mich standen die Schicksale anderer Menschen und deren Rechte stets im Vordergrund«, resümiert er am Ende unseres Gesprächs. Politik zu gestalten, zu vermitteln und Menschenrechte zu schützen, war stets seine Triebfeder. Er hat im Nachkriegsdeutschland mit seinem Demokratieverständnis zur Entwicklung der BRD beigetragen. Von ihm stammt auch die politische Formel »Zukunft der Arbeit«. Doch jetzt sei die Politik in seinem Leben weniger beherrschend, stattdessen genieße er die Privatheit mit seiner Frau, seinen drei Töchtern und seinen Enkeln. In Hamburg fühlt Freimut sich ganz zu Hause, hier in der Wohnung, die einst seiner Mutter gehörte. Im

Regal stehen seine wichtigsten rororo-Bücher, die auch für meine politische Bewusstseinswerdung von Bedeutung waren, sie leuchten bunt ins Entree der Wohnung hinein: Winnie Mandelas Biografie, die »Briefe zur Verteidigung der bürgerlichen Freiheit«, »Briefe zur Verteidigung der Republik« und das »Kap ohne Hoffnung« – Zeugnisse des Lebenswerkes eines engagierten Demokraten. Darunter hängt eine aus einer Zeitung gerissene Seite, auf der Rosa Parks abgebildet ist, die 2005 starb. Der Text dazu lautet: »Am 1. Dezember 1955 bestieg Rosa Parks in Montgomery Alabama den Bus, bezahlte und setzte sich hin. Sie weigerte sich, ihren Sitzplatz abzugeben, und löste damit die Bürgerrechtsbewegung aus, sie inspirierte eine ganze Nation, sich zu bessern. Es war ein Akt des Mutes, den wir mit zwei einfachen Worten ehren wollen: Thank you.«

Auf Hildegards Stock gestützt, geleitet Freimut mich jetzt zur Haustür, erschöpft von unserem langen Gespräch, aber galant wie immer. »See you soon, my dear«, sagt er verbindlich und herzlich, und bevor ich die Tür hinter mir zuziehe, nicke ich ihm zu: »Ma'a Salama, Shalom, mein Freund.«

Stefan Ochaba: Ich bin kein Kriegsenkel, ich bin ein Nazi-Enkel!

»Diejenigen, die sich erinnern, sind in der Lage, im fragilen Moment der Gegenwart zu leben. Diejenigen, die sich nicht erinnern, leben nirgendwo.«

PATRICIO GUZMÁN^[*]

Stefan Ochaba hatte dann doch kurz Zweifel: Ist es Familienverrat, seine Geschichte öffentlich zu machen? Verletzt er die Gefühle seiner Verwandten, die ohnehin schon unter ihrer Vergangenheit leiden? Das erste Mal seit Jahren war Stefan zum 50. Geburtstag seiner Schwester mit seiner Familie zusammen gewesen und hatte es sogar genießen können. Vor dem Hintergrund der emotionalen Wiederannäherung gewann dieser Loyalitätskonflikt an Einfluss. Jahrelang schon hatte er in mühsamer Kleinarbeit über die NS-Vergangenheit seiner Familie recherchiert, und je mehr er herausfand, umso unbeschwerter fühlte er sich. Endlich konnte er die Fremdheit, die zwischen ihm und seinen Eltern herrscht, einordnen. Es tat gut, Licht ins Dunkel zu bringen und dem Schweigen mit Fakten zu begegnen. Gerade deshalb beschloss Stefan schließlich, seine Geschichte doch zu veröffentlichen.

Zwischen uns hat sich über die vergangenen Jahre eine Nähe entwickelt, die auf Vertrauen beruht. Das liegt auch an unserer Mitarbeit im »Arbeitskreis für Intergenerationelle Folgen des Holocaust«, kurz PAKH genannt. »PAKH« wurde 1995 von

jüdischen und nichtjüdischen Deutschen, in der Mehrzahl Psychotherapeuten, gegründet. Nach eigener Aussage wendet der Verein »sich an alle Menschen, die sich für ein Verständnis der Konflikte im Zusammenhang mit politisch und individuell motivierter Gewalt interessieren. Erklärtes Ziel ist es, durch persönliche Auseinandersetzung und öffentliche Aufklärung dem individuellen und kollektiven Vergessen der Verfolgung im Nationalsozialismus entgegenzuwirken. Der Verein versteht sich darüber hinaus – auf der Grundlage interdisziplinärer Forschung, insbesondere psychoanalytischer Erkenntnisse – als Initiative gegen das Wiederaufleben von Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus.« Der Arbeitskreis bietet neben einem Literaturkreis, einer Intervisionsgruppe, einer Werkstatt, in der Dialogarbeit theoretisch reflektiert und Konzepte erarbeitet werden, auch eine Kriegskinder/Kriegsenkelgruppe an. Es engagieren sich hier Menschen unterschiedlichster Herkunft, Berufsgruppen und Ausbildungen, das jüngste Mitglied ist 24, das älteste 85 Jahre alt.

PAKHs Vorsitzender Peter Pogany-Wnendt, Psychotherapeut und Kind von Holocaust-Überlebenden aus Ungarn, beschreibt die Schwierigkeiten der Zusammenarbeit so: »Wir tragen auf beiden Seiten das Unverarbeitete unserer Eltern unbewusst in uns weiter und fühlen uns, ohne es zu merken, verpflichtet, es stellvertretend für sie zu »erledigen«. Vielleicht haben wir es uns aus Liebe zu ihnen zur Aufgabe gemacht – vielleicht haben sie es uns aktiv vermittelt. Welche seelischen Mechanismen auch immer dafür verantwortlich sein mögen, es kann als eine psychologische Tatsache angesehen werden, dass die nicht aufgearbeitete Schuld bzw. das Leid an die nächste Generation weitergegeben wurden, samt Schuld- und Schamgefühlen, Schmerzen, Trauer, Ressentiments, Hass- und Rachegefühlen, Ängsten, ebenso wie die

unmenschliche Ideologie, die sich viele zu eigen gemacht hatten und mit Beendigung des Krieges innerlich keineswegs abgelegt haben.«

Die Psychoanalytikerin Erda Siebert war das exponierteste Mitglied einer Täterfamilie im PAKH. Dass es zwischen ihr und Peter Pogany-Wnendt immer wieder zu besonders schmerzlichen Begegnungen gekommen ist, bestätigt seine Definition der transgenerationalen Weitergabe. Erda trägt immer noch schwer an der Tatsache, dass ihr Vater als Obersturmbannführer im Nationalsozialismus schwere Schuld auf sich geladen hatte. Das hat ihren Kontakt zu den jüdischen Mitgliedern und besonders zu Peter sehr belastet. »Immer wieder standen die Schatten der Vergangenheit zwischen uns«, erinnert sie sich. Peter meinte oft, in ihr ihren Vater zu erblicken, und hatte den Impuls, seine Eltern schützen zu müssen, während hingegen Erda immer wieder Schuld- und Schamgefühle einholten, bis die intensiven und empathischen Dialoge dazu führten, dass sie sich von den »übernommenen Erbschaften« lösen konnten. Heute teilen sie gemeinsam den Vorsitz des Vereins und kooperieren vertrauensvoll miteinander.

Wenn Pogany-Wnendt die Mechanismen erklärt, die hinter dieser schwierigen Doppelrolle verborgen liegen, tut er das mit der fachlichen Kenntnis des Psychotherapeuten, aber auch aus Sicht eines Betroffenen: »Durch diese Bürde bleiben die Kinder auf beiden Seiten an ihre Eltern emotional eng gebunden; selbst dann, wenn sie äußerlich in Opposition zu ihnen gehen. Kinder brauchen »intakte« und »integre« Eltern, die sie lieben können. Aus Liebe zu ihnen versuchen sie instinktiv, sie zu »heilen«, wenn sie spüren, dass sie verwundet oder mit einer schweren Schuld beladen sind. Daher machen sie sich die Erfüllung der »Aufträge« der Eltern – Erlösung vom Schmerz auf der einen Seite und Schuldentlastung

auf der anderen – zu einer Art Lebensziel, über die sie sich selbst definieren. Sie identifizieren sich teilweise mit dem Opfer- oder mit dem Tätersein der Eltern und begeben sich unbewusst in die Opfer- bzw. Täterrolle, ohne in Wirklichkeit Opfer oder Täter zu sein. Gleichzeitig machen sie die anderen zu Projektionsflächen, auf die sie ihre übernommenen Empfindungen richten. Je nachdem, auf welcher »Seite« sie stehen, sehen sie im anderen unbewusst den Antipoden – den »Täter« oder das »Opfer«. Diese unbewusste transgenerationelle Rollendiffusion kann zu verhängnisvollen Verstrickungen führen, die die Opfer-Täter-Dynamik sogar nach Generationen in unterschiedlichen Konstellationen, oft mit umgekehrten Rollenzuweisungen, zu wiederholen vermag. Es endet oft böse, wenn die Nachkommen die tradierten Aufträge, die sie in sich tragen, nicht bemerken und sich unbewusst aufmachen, sie zu erfüllen. Heftige Gefühle, die ursprünglich aus der feindlichen Beziehung der Eltern und Großeltern zueinander stammen, können dabei aufeinandertreffen und verhängnisvolle Auswirkungen entfalten.«^[1]

Stefan Ochaba ist 1972 geboren und gehört damit zur »Kriegsenkelgeneration«. Diese Kategorisierung ist nicht ganz eindeutig, denn zwischen den »Enkeln« der Kriegsgeneration liegen zum Teil mehrere Jahrzehnte. Somit wurden sie oft von ganz unterschiedlichen äußeren Bedingungen und Entwicklungen geprägt. Das Einzige, was die meisten Enkel eint, ist die Tatsache, dass die Großeltern Nutznießer des NS-Systems oder aktiv daran beteiligt waren.

Mir fiel Stefan als sensible, eher zurückhaltende, aber scharf beobachtende Person auf, die zugleich pointiert, mitunter angriffslustig oder sogar mit einem gewissen Zorn argumentierte.

Kurz nach unserer ersten PAKH-Begegnung traf ich ihn zufällig auf einer Kriegsenkel-Tagung wieder, zu der ich als Referentin geladen war. Schon länger nahm Stefan an Treffen des Vereins der Kriegsenkel teil, die Sabine und Georg Bode längere Zeit regelmäßig anboten. Mit der Autorin und ihrem Mann ist Stefan seither befreundet.

Im Laufe der Diskussionen auf dieser Tagung war ich über die Kommentare mancher Redner irritiert, weil sie mir zu zentriert auf eigene Leid erschienen. Das vererbte Fluchtschicksal, das verlorene schlesische Gut oder die kriegstraumatisierten Eltern und das, was das alles in unserer Generation angerichtet hat, standen im Vordergrund, während die NS-Täter- oder Mitläuferschaft als Auslöser all dieses Haderns mit dem Leben meist ausgeblendet blieb. Diesen Leerstellen in der individuellen Aufarbeitung gelten mein besonderes Interesse – und sind auch eine der Motivationen für das vorliegende Buch. Seinerzeit äußerte ich meine Kritik der Einseitigkeit und fand in Stefan Ochaba einen selbstbewussten Unterstützer meines Standpunkts. Stefan ist froh, sich mit anderen »Kriegsenkeln« austauschen zu können, hat jedoch auch Kritik: »Ich glaube nicht, dass die Störungen unserer Eltern oder unsere eigenen allesamt auf den Nazi-Hintergrund oder die Kriegserfahrungen unserer Familien zurückzuführen sind, das wäre mir eine zu monokausale Erklärungskette. Ich werfe der »Kriegsenkelbewegung« teilweise vor, dass sie ihre häufigen Umzüge, ihre Berufs- oder Orientierungslosigkeit zwangsläufig für ein Erkennungszeichen ihres Kriegserbes halten. Vieles ist jedoch auch dem Kapitalismus, unserer Gesellschaft oder dem Zeitgeist zuzuschreiben; nicht alles hat mit dem Opa, der Oma oder dem Zweiten Weltkrieg zu tun.« Stefan plädiert für eine präzise differenzierte Ursachenforschung. Selbstverständlich darf nicht

jedes Scheitern im Leben mit den Kriegserfahrungen der vorigen Generation begründet werden. Symptome von Traumatisierungen wie Kontaktarmut, Sprachlosigkeit oder mangelndes Grundvertrauen sind jedoch in vielen Familien als Spätfolgen solcher Erlebnisse identifizierbar.

Die Bezeichnung »Kriegsenkel« lehnt Stefan für sich ab, er nennt sich ganz provokativ einen »Nazi-Enkel«.

Dazu gibt es genügend Anlass: Er weiß, dass sowohl die Eltern seines Vaters als auch die seiner Mutter Nazis waren, doch über die üblichen Kriegsanekdoten hinaus (»dann habe ich vor Hunger die Schuhsohlen gegessen«) hat er von den Verwandten wenig erfahren. In seiner Familie ist Stefan wohl nahezu der Einzige, der sich mit der Vergangenheit auseinandersetzt. »Wenn ich bei meinen Eltern einen Besuch ankündige, um mit meinem Vater über seine Geschichte und die Geschichte der Großeltern zu sprechen, die ich leider nie kennengelernt habe, zieht er es meist vor, mir aus dem Weg zu gehen«, sagt Stefan etwas bitter.

Sein Vater, Jahrgang 1938, gehört einer Generation an, auf die ungewohnte Situationen schnell bedrohlich wirkt, wie etwa jetzt die Nachbarschaft zu Flüchtlingen. »Die Häufigkeit von psychischen Störungen liegt bei über 65-Jährigen bei ca. 25 %. Allerdings steigt dieser Anteil mit zunehmendem Lebensalter. So geht man davon aus, dass mehr als 30 % der über 75-Jährigen und mehr als 40 % der über 85-Jährigen unter einer psychischen Störung leidet«, konstatiert Gerontopsychiater Rolf D. Hirsch in der Psychosozialen Umschau.^[2] Körperliche Erkrankungen und Einschränkungen gingen damit oft einher, so der Wissenschaftler. Mindestens ein Drittel alter Menschen in Deutschland litten aufgrund der Kriegs- und Nachkriegszeit unter einer posttraumatischen

Belastungsstörung. Diese äußere sich unter anderem in emotionaler Taubheit wie zum Beispiel Rückzug.

Das Familiennarrativ lautet, Stefans Vater sei in Jägerndorf im Sudetenland als Kind eines Fabrikbesitzers aufgewachsen und mit sieben oder acht Jahren mit seinen Eltern vertrieben worden. Seine Familie habe dadurch alles verloren, war ihres Wohlstands beraubt. Mittlerweile hat Stefan über Akten aus dem Bundesarchiv herausgefunden, dass sich hinter dieser Darstellung noch eine Menge mehr verbirgt: Sein Großvater Erich Ochaba, 1907 in Zwittau (Svitavy) geboren, lebte schon Anfang der 1930er-Jahre in Jägerndorf, das zu jener Zeit tschechisch Krnov hieß. Im Entnazifizierungsbogen gab er an, 1932 als Betriebsleiter der Webstuhl- und Webereimaschinen-Fabriks-AG gearbeitet zu haben. Als die Stadt nach dem Münchner Abkommen 1938 von den Nationalsozialisten besetzt und in Jägerndorf umbenannt wurde, trat er der NSDAP bei und blieb bis zum Kriegsende Mitglied. In der Fabrik, deren größten Aktienanteil er besaß, rückte er im selben Jahr zum Direktor auf. Die etwa 600 Jägerndorfer Juden wurden vertrieben, die Mehrheit von ihnen in den KZs ermordet.

Stefan hat Beweise gefunden, dass die Fabrik seines Großvaters zuvor Olga und Rudolf Eibuschitz – einem jüdischen Ehepaar – gehört hatte. Den Namen Eibuschitz hatte er als Kind öfter gehört. Sein Vater besteht darauf, die Fabrik sei dem Paar von der Bank rechtmäßig abgekauft und an seinen Vater weiterverkauft worden – Stefan hingegen nennt das arisiert oder gestohlen. 1942 wurden die rechtmäßigen Besitzer in Sobibor ermordet. Das war für Stefan eine niederschmetternde Erkenntnis, mit der er lange zu kämpfen hatte. Er konnte nach langer Suche einen der Eibuschitz-Enkel ermitteln, der in den USA als Rechtsanwalt lebt. Er bemühte sich, auf seine

sensible Art, um einen E-Mail-Austausch, der jedoch nur stockend verlief. Auf der anderen Seite des Atlantiks löste sein Anliegen vermutlich eher Befremden aus, jedenfalls kam kein wirklicher Kontakt zustande.

Erich Ochaba war 1942 bereits im Vorstand der Fabrik. Die Eisen- und Metallgießerei, die ursprünglich Webstühle hergestellt hatte, war längst zum Rüstungsbetrieb umfunktioniert, in dem nun Zwangsarbeiter tätig waren. 1948 wurde Stefans Großvater, der sich offensiv und ohne Reue vor dem Entnazifizierungsausschuss verteidigte, vom Aktivisten zum Mitläufer heruntergestuft. Er konnte durch das Lastenausgleichsgesetz sogar eine Entschädigung für die verlorene Fabrik aushandeln, was Stefan besonders perfide und schamlos findet.

In der Familie bezeichnete man den Großvater euphemistisch als »Lebemann«; die Leberzirrhose, an der er später als rehabilitierter deutscher Bürger starb, hatte er sich »beim Muschelessen in Spanien zugezogen«. Eine andere, medizinisch ebenso absurde Fassung lautete, er sei an den Folgen der Schläge, die er nach dem Kriegsende im Gefängnis von den Tschechen einstecken musste, gestorben. Dass die Zirrhose wohl ein Ergebnis seines übermäßigen Alkoholkonsums war, wurde verschwiegen. Stefan stellt sich die Kindheit seines Vaters allein schon wegen dieser Tatsache schwer vor und ist froh, dass er aufgrund des frühen Todes seines Großvaters nie in dessen Einflussbereich geraten ist – wenn er ihn auch gerne mit unbequemen Fragen herausgefordert hätte.

Stattdessen wendete sich Stefan Ochaba mit seinen Fragen an den Sohn des Bruders seiner Großmutter Hildegard Ochaba: Gerhard Klamert. Gerhard kam 1924 als Sohn von Edwin Klamert in Jägerndorf zur Welt. Sein Vater Edwin Klamert war dort bis 1945

Prokurist in gehobener Stellung an der örtlichen Sparkasse und galt am Ort als »nationale Figur«. Dessen Akte im Bundesarchiv listet eine beachtliche Zahl von Positionen auf: Kommandierender Ortsgruppenleiter der NSDAP, Sozialwalter und dann Obertruppführer der SA, Mitglied der Deutschen Arbeitsfront DAF, der Nationalen Volkswohlfahrt NSV, des Reichskriegerbundes NSRKB, des Reichsbundes für Leibesübungen NSRKL (Chef des Turnvereins), und zusätzlich war er noch Träger der Erinnerungsmedaille. Zeitweilig scheint Edwin Klamert auch Werkzeugmeister in der Fabrik seines Schwagers gewesen zu sein. Bei seinem Entnazifizierungsverfahren stellte er sich fast als Verfolgter des NS-Regimes dar: Er habe lediglich unter Druck gehandelt und auf seine Kinder im »antinazistischen Sinne« eingewirkt. 1948 wurde er nach langen Verhandlungen schließlich als Minderbelasteter eingestuft.

Edwin Klamerts Sohn Gerhard ging mit 17 Jahren zur Wehrmacht. Recherchen des Arbeitskreises »Angreifbare Traditionspflege« ergaben weitere historisch belegte Details über Gerhard Klamert: »Bei Einsätzen an der Ostfront und in der Normandie erwarb er beide Stufen des Eisernen Kreuzes. Bei Kriegsende bekleidete er in der Panzer-Aufklärungs-Abteilung der 11. Panzer-Division den Rang eines Leutnants. Nach dem Krieg studierte Klamert Jura, was ihm eine ansehnliche Karriere bescherte. Unter anderem war er von 1970 bis 1990 Hauptgeschäftsführer des Bayerischen Bauindustrieverbandes, und die TU München ernannte ihn zum Senator e. h. Noch zu Lebzeiten von Franz-Josef Strauß war Klamert ab 1975 Vorsitzender der CSU-nahen Alfons-Goppel-Stiftung. Klamert trat dem Kameradenkreis [der Gebirgstruppe e. V.] 1953 bei, war von 1994 bis 2002 dessen 2. Vorsitzender, heute [Stand 2008] ist er Vorsitzender des

Ältestenrates«^[3]. Der hier zitierte Arbeitskreis der Antifa setzt sich gegen die Gebirgsjägertreffen der Wehrmachtsveteranen in Mittenwald ein. Klamert hatte ihr Interesse erregt, weil er einer der Verteidiger von Josef Scheungraber war, der als Kompanieführer des Gebirgs-Pionier-Bataillons 818 im Sommer 1944 unschuldige Bewohner des italienischen Dorfes Falzano di Cortona bei Arezzo umbrachte, um sich an den Partisanen zu rächen, die zwei seiner Soldaten erschossen hatten. Der 90-Jährige wurde vom Münchner Landgericht im August 2009 wegen der Ermordung von zehn Italienern zu lebenslanger Haft verurteilt. Das Urteil wurde jedoch nie vollstreckt.

Die *Süddeutsche Zeitung* bezog sich in ihrer Online-Ausgabe vom 10. Mai 2010 auf Gerhard Klamerts Verbindung zur Truppe: »Dessen Einstellung verdeutlichen seine Tiraden in *Die Gebirgstruppe*, dem Organ des ›Kameradenkreises‹. Hier diffamierte er die Wehrmachtsausstellung 1997 im Münchner Rathaus als »Umfälschung« der Geschichte, die nur von »kranken Hirnen« stammen könne. An anderer Stelle verharmloste er Verbrechen der Gebirgstruppe als »Unseligkeiten« oder nannte sie »Hirngespinnste«, die immer wieder von »abgrundtief hassenden Journailletypen in Szene gesetzt« würden«^[4], so der SZ-Autor. Der frühere Ministerpräsident Edmund Stoiber ist bis heute Mitglied im umstrittenen »Kameradenkreis« – ein eng verbundener Kamerad und Unterstützer war auch Franz Josef Strauß.

Als Stefan seinen Onkel zweiten Grades vor sechs Jahren besuchte, um über seinen Großvater mehr herauszufinden, sah er im Wohnzimmerregal ein Porträt des früheren bayerischen Ministerpräsidenten und CSU-Chefs, mit persönlicher Widmung für

Klamert. An der Wand hing ein Rahmen, in dem Militärabzeichen aus der NS-Zeit eingeglast waren: das Deutsche Kreuz in Gold mit Hakenkreuz; das Kubanschild, das jene erhielten, die 1943 am Kubanbrückenkopf in Südrussland mitkämpften; das Eiserne Kreuz I und II; das Kriegsverdienstkreuz; zwei Panzervernichtungsabzeichen; eine Nahkampfspange und ein Panzerkampfaktionsabzeichen in Gold, mit dem der Träger dafür ausgezeichnet wurde, an mehr als 75 Angriffen mit Panzern teilgenommen zu haben. Der national gesinnte Alpinist war durchaus bereit, Stefan aufzuklären, allerdings nicht über die heiklen Themen, die diesen wirklich interessierten. Wesentliche Informationen über die NS-Vergangenheit der Familie sparte Klamert in seinen Erzählungen aus – er wisse nichts, könne sich nicht erinnern.

Stefan gewann den Eindruck, dass dieser Onkel ein Liebling seines Großvaters gewesen war und wohl eine engere Beziehung mit ihm hatte als dessen eigener Sohn, Stefans Vater. »Der hat die Flügel net hängen lassen«, sagte Klamert anerkennend über Erich Ochaba, dessen Foto neben seinem Arbeitstisch hing. Immer wieder betonte Klamert, »dein Großvater hat nichts Unrechtes getan.« »Das mag aus Sicht der damaligen Rechtsprechung zwar korrekt sein«, erwiderte Stefan, »doch das heißt nicht, dass es deshalb heute immer noch recht ist«. Als Rechtsanwalt dürfte ihm doch der Unterschied zwischen Recht bekommen und Gerechtigkeit erfahren geläufig sein, schrieb Stefan seinem Onkel einige Jahre später. Doch vergebens. Gerhard Klamert wird seine Kenntnisse vermutlich mit ins Grab nehmen. Für Stefan war der Kontakt jedenfalls frustrierend und empörend.

»Das ganze Thema strengt mich sehr an und geht nicht emotionslos an mir vorbei, manchmal verwirrt es mich«, erzählt

mir Stefan bei einem unserer PAKH-Treffen. Mehr als zwei Jahre lang musste er beispielsweise seinen Vater drängen, ihm endlich längst versprochene Unterlagen über den Großvater zu geben. »Er schützt seinen Vater immer noch, nach so vielen Jahren!«, sagt Stefan fassungslos. Er fand es verletzend, dass sein Vater ihm unterstellte, diese Nazi-Sachen »sind doch nur Ideen in deinem Kopf«. Das ist der übliche, abgedroschene Vorwurf, den NS-Enkel oft zu hören bekommen, wenn sie anfangen zu fragen und nicht locker lassen. Die Verdrängungsmechanismen der Angehörigen sind oft so massiv, dass die Vergangenheit in der Gegenwart gänzlich ausgeblendet bleibt. Sobald Menschen die NS-Geschichten ihrer Familien berühren und in den Alltag holen, gelten sie als problematisch, störend, irgendwie verquer.

Die Folge: Die Umwelt, die sich für die Vergangenheit nicht interessiert, lässt kritische Nachkommen oft zweifeln und manchmal verzweifeln, weil diese Fakten kennen und benennen, die für sie Realität sind, für ihre Eltern und Großeltern jedoch ins Reich der Fantasie gehören. Das gilt auch für viele andere Verwandte, manchmal Freunde und Kollegen. In Familien hält man sich dann gegenseitig für irregeleitet und kommt sich kein Stück näher.

Auch Stefan hatte bei seinen Recherchen manchmal das Gefühl, fast besessen etwas aufspüren zu wollen, was nach Ansicht seiner unmittelbaren Umgebung doch gar nicht existiert. Ich habe für diesen schwierigen Prozess der »Wahrheitssuche« einmal das Bild vom Tunnel verwendet: Es ist ein langer Weg durch die Dunkelheit, an dessen Ende uns jedoch Licht erwartet. Stefan mag dieses Bild, und es hilft ihm, nicht aufzugeben. Doch oft wird er auch wütend: »Warum muss ich diesen Job machen und den Schutt für die Familie wegräumen, den ich nicht verursacht habe? Habe ich eine

Wahl?« Im selben Moment merkt er allerdings, dass er dabei ist, sich als Opfer zu stilisieren, dann verfliegen Ärger und Kummer wieder. Er hat ja eine Wahl und sich entschieden, »Müllmann« für seine Familie zu sein.

Stefans Eltern heirateten, als sein Vater 26 und seine Mutter 19 Jahre alt waren. 1972 kam er am 20. April als zweites Kind nahe dem Bodensee zur Welt – »Adolfs Geburtstag, mein Großvater wäre stolz gewesen!«, sagt er sarkastisch. Nach einem Umzug wuchs er weiter im Schwäbischen auf dem Dorf auf, in einem Neubaugebiet. Er bekommt noch heute beklemmende Gefühle, wenn er daran zurückdenkt. Seine 1945 geborene Mutter erinnert er als kränkliche Frau, die häufig in abgedunkelten Räumen saß. Stefan sieht auch hier einen gewissen Anteil in der Vergangenheit begründet: Sein Großvater mütterlicherseits kam als gebrochener Mann aus dem Krieg zurück. Seine Mutter hatte vermutlich nie eine richtige Kindheit gehabt. Bis in seine Jugend verbrachte Stefan viel Zeit bei den Eltern der Mutter. Seinen Großvater beschreibt er als mürrischen Mann, der manchmal vom Krieg erzählte, als wäre er im Zeltlager gewesen – seine repetitiven Anekdoten handelten überwiegend von der Kriegsgefangenschaft und nahmen meist die Perspektive eines Opfers ein.

Bis vor wenigen Jahren hatte Stefan sich ausschließlich mit der männlichen Linie seiner Familie, Ochabas und Klamerts auseinandergesetzt. Irgendwann bemerkte er, dass er darüber die Familie seiner Mutter völlig außer Acht gelassen hatte. Auf Nachfrage bei der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (WASt) fand Stefan dann heraus, dass sein »Opa« in der Ukraine gekämpft hatte und dort verwundet wurde.

Ein Onkel erzählte Stefan mal, dieser Großvater sei ein guter Schütze gewesen: »Was das im konkreten Fall bedeutet hat, kann ich nur phantasieren«, so Stefan. Bei einem Telefongespräch mit seiner Mutter bat er sie einmal, ihm zu erzählen, ob sie mit ihrem Vater je über die Kriegszeit gesprochen habe. »Ich bin dann wütend geworden, weil da nur weichgewaschene, belanglose Informationen kamen. Ich habe meine Mutter gefragt, ob sie eigentlich eine Vorstellung davon hätte, was Soldaten in der Ukraine damals wohl gemacht hätten? Und weil sie stumm blieb, sagte ich ihr, dass die gefoltert, vergewaltigt und gemordet haben. Sie hat das nicht ausgehalten, ist erstarrt und hat das Telefonat mit dem Hinweis, die Vergangenheit müsse man ruhen lassen, beendet. Es reiche ihr zu wissen, dass ihr Vater ein guter Christ gewesen sei.«

Bei einem unserer Treffen in Köln habe ich Stefan gebeten, mir mehr über seine Beziehung zur Familie zu erzählen. »Meine Eltern sind ein schweres Thema für mich«, fing er an, »und ich lasse sie auch nicht so richtig an mich heran. Mir ist aufgefallen, dass ich sie selten Mama oder Papa genannt habe, meine ältere Schwester und ich sagten – englisch ausgesprochen – ›M‹ und ›P‹ oder Vater und Mutter. Wenn ich inzwischen vergleiche, was andere Eltern aus von mir als ›gesünder‹ eingestuften Familien für ihre Kinder tun, weil sie nicht so bedürftig sind, bin ich immer ganz erstaunt. Aha, so ist das also. Ich hatte oft das Gefühl, vieles alleine für mich oder sogar für meine Eltern klären zu müssen. Als Kinder haben wir unsere Eltern immer geschont. In ihrer Stimme lag oft ein vorwurfsvoller Ton. Sie haben mich selten besucht, und jetzt können sie es nicht mehr. Auch Zug fahren ist ihnen zu viel. Sie melden sich eher selten bei mir, zwischen uns herrscht eine gewisse Sprachlosigkeit. Manchmal weiß ich nicht, ob dies eine Reaktion auf mich ist, oder

umgekehrt.« Stefan denkt länger nach. »Eine kuriose Geschichte muss ich dir noch erzählen: Als meine Mutter einmal verreist war, ist zwischenzeitlich der Kanarienvogel gestorben. Er war orange und ein wenig dick. Und hat nicht gesungen. Wir Kinder haben ihn dann ausgetauscht, weil wir dachten, dass unsere Mutter das nicht verkraften würde. Der neue Vogel war gelb mit braunen Flecken, dünn und hat laut gesungen. Meine Mutter hat sich gewundert, dass der Vogel wieder singt. Ich weiß bis heute nicht, ob sie so getan hat, als ob sie es nicht merke oder es wirklich nicht bemerkt hat. Wir haben nie darüber gesprochen.«

Nach einer längeren Pause erzählt Stefan weiter. »Ich habe wenig Ahnung vom Leben meiner Eltern und sie wenig von meinem. Sie wissen nicht, was mir Spaß macht, was mich interessiert und was mich ausmacht. Sie wissen über meine Beziehungen so gut wie gar nichts. Ich habe auch wenig Motivation, ihnen davon zu erzählen. Aktuell habe ich ihnen noch nicht einmal mitgeteilt, dass ich meine Arbeit wechseln werde. Das würde nur enervierende Fragen provozieren, die aber nicht aus Interesse, sondern Angst gestellt würden: ›Was, Junge, gekündigt? Ist der neue Job denn sicher?‹ Zumindest mein Vater würde mich so mit leicht entsetzter Stimme ansprechen. Meine Mutter ist da schon ein wenig besser, vielleicht auch, weil sie ihren Glauben hat. Mein Vater redet mittlerweile viel von seinen Ängsten. Er ist dann verwundert, wenn ich ihm mitteile, dass ich diese Ängste nicht habe, wie etwa vor Einbrechern. Manchmal glaube ich, dass es ihn wundert, wenn ich diese Ängste nicht habe, oder er will, dass ich sie mit ihm teile, wofür ich mich aber nicht zur Verfügung stelle.«

Die emotionale Bedürftigkeit seiner Eltern hat Stefan früh gespürt und sich instinktiv dagegen gewehrt. Als Kind hatte er häufig

Peinlichkeits- und Schamgefühle, die er nicht zuordnen konnte, er war unsicher und fühlte sich unter Gleichaltrigen eher als Außenseiter. In der Schule war er unauffällig, seine Leistungen mäßig. »Ich habe mich für alles entschuldigt, auch wenn es gar nichts zu entschuldigen gab«, erinnert er sich. Anders als viele andere Kinder traumatisierter und überforderter Eltern, die sich in Schweigen hüllen, hat der Heranwachsende jedoch nicht die Rolle gewechselt und für sie Verantwortung übernommen, sondern er ist aus der Beziehung ausgestiegen: Mit 16 hat er das »Elternhaus« verlassen und ist Internatsschüler geworden – das war der Kompromiss, den er mit seinen Eltern für den Auszug verhandelte. Hauptsache weg aus der dörflichen und psychischen Enge! Das häusliche Verdrängen und den Selbstbetrug hat Stefan damals, wenn auch noch unbewusst, akut wahrgenommen und als Jugendlicher auch selbst oft lieber diesen Weg gewählt, anstatt die Wahrheit zu sagen. Heute versteht er den Mechanismus: »Im Internat war ich häufig unpünktlich, weil ich wegen irgendeines Krams zu spät zur Hausaufgabenzeit kam. Das Internat war auf einem Berg oder einer Anhöhe, die Bushaltestelle lag unten. Ich habe mir dann immer von dem Weg von der Bushaltestelle bis zum Internat die Lügen ausgedacht, die ich auftischte, um meine Verspätung zu erklären. So habe ich als guter Samariter mehrere Omas gerettet, miauende, arme Katzen von Bäumen geholt, Hamster beerdigt – lauter bizarre Geschichten. Natürlich hat man mir die bald nicht mehr geglaubt. Obwohl ich wusste, dass es Märchen waren, war meine Empörung darüber, dass man mir diese nicht abkaufte, echt. Heute verstehe ich, wie das ist, wenn man sich selbst belügt und kaum noch aus dieser erfundenen Version ausbrechen kann, weil man sie irgendwann selbst glaubt. So verhält es sich auch mit Familienlügen.«

Lange übernahm eine nahe Verwandte Stefans für ihn die Mutterrolle, sie lebte in der Nähe seines Internats, nur deshalb hatte er überhaupt dorthin gedurft. Sie hatten ein inniges Verhältnis. Rückblickend meint Stefan jedoch, dass es für sie eine große Bürde gewesen sein muss, diese Verantwortung für ihn getragen zu haben, da sie selbst nur wenig älter war als Stefan.

Lange tat Stefan sich sehr schwer damit, seinen eigenen Gefühlen auf die Spur zu kommen, denn die permanente Stimmung von Trauer, die er von zu Hause kannte, überschattete sein eigenes Leben. Es gibt allerlei Stationen in seinem frühen Leben, die an ein Roadmovie erinnern: Zivildienst («Ich bin nicht der sportliche Typ und hätte mich in der Bundeswehr nie unterordnen wollen.«), verschiedene Jobs und Ausbildungen. Es war eine Jugend voller Höhen und Tiefen, und ich vermute, er war getrieben davon, die Düsternis seiner Herkunft abzuschütteln und die eigenen traurigen Gefühle nicht spüren zu müssen. »Mir kommt es so vor, als wären meine Eltern in dieser Zeit naiv oder auch blind für den Zustand ihres Sohnes gewesen«, meint Stefan. »Vielleicht waren deine Eltern zu sehr von ihren eigenen Gefühlen belastet, um deine Emotionen auch noch ertragen zu können«, wende ich ein, »vielleicht haben sie dein Ringen mit dir selbst sogar wahrgenommen und waren einfach zu hilflos oder zu schwach, um dir die Stütze zu sein, die Kinder brauchen?« Da ich Parallelen zu meiner depressiven Mutter erkennen kann, ist mir Stefan sehr nah.

Stefan sammelte Lebenserfahrungen und entdeckte allmählich seine Ressourcen: 1997 legte der einst eher schwache Schüler ein hervorragendes Fachabitur an der Fachoberschule für Gestaltung in Köln ab und begann in Leipzig Medientechnik zu studieren. »Dort lernte ich allerhand über die jüngste deutsche Geschichte«, erinnert

er sich. »Da war noch viel von der DDR spürbar, die für mich immer ein anderes Land wie Polen gewesen war. Deutschland hatte ich in meiner Generation nie als geteilt wahrgenommen.« Irritierend war für ihn der Eindruck, dass Nazis hier Teil der Jugendkultur zu sein schienen. Das war für ihn ein Gräuelp und führte zu Vorurteilen gegen Ostdeutsche. Dass das Vorurteile sind, ist ihm bewusst, deshalb beschäftigt er sich bis heute mit dem Ost-West-Verhältnis. Pegida und AfD machen ihm große Sorgen, doch dass der Rechtsruck kein Problem Ostdeutschlands allein, sondern ein gesamtdeutsches und sogar europäisches Problem ist, weckt in ihm manchmal den Fluchtreflex, den er aus der Flüchtlingsgeschichte seiner Eltern kennt: »Wohin soll ich denn auswandern, wenn die Rechten hier das Ruder übernehmen?« Die verängstigte, fast fremdenfeindliche Haltung seiner Eltern regt ihn auf. Mit einem Verwandten, der ihn gelegentlich anruft und über die Salafisten, Asylbewerber, Nordafrikaner und Vergewaltiger parliert, um ihm subtil nahezu legen, sich Pegida anzuschließen, liegt er häufig im Clinch.

Kurz vor dem Abschluss seines Studiums 2002 lernte Stefan eine Frau kennen, mit der er insgesamt über zehn Jahre zusammenblieb. Sie kam aus einem 68er-Haushalt, ihre Mutter war ebenfalls vom Krieg gezeichnet. Die beiden zogen bald zusammen. Stefan trat eine Stelle bei einem Musiksender an und hatte als Broadcastingenieur jetzt mit dem Fernsehen zu tun, obwohl er selbst mit dem linearen Fernsehen weniger anfangen kann – Kino und Filme liebt er indes über alles. Das Paar plante nach einigen Jahren des Beisammenseins Kinder, doch diese wollten nicht kommen. Alle Versuche scheiterten und belasteten zunehmend ihre Beziehung. In diese Zeit fiel Stefans erhöhtes Bedürfnis, mehr über seine eigene

Familie zu erfahren. Seine Freundin bestärkte ihn darin, denn sie hatte bereits häufiger jene Anekdoten hinterfragt, die Stefan von zu Hause kannte – »das kann doch nicht sein«, »das ist unlogisch« –, und setzte ihn auf die Spur. Für ihn waren sie und die Beziehung zu ihr der Auslöser für seine Recherchen. 2008 forderte Stefan das erste Mal Akten bei der WAST und im Bundesarchiv an.

Sein Vater hatte ihn schon mehrfach vergeblich gebeten, mit ihm in die alte Heimat zu fahren, wozu Stefan lange noch nicht bereit war. Doch irgendwann gab er der Bitte nach. Zusammen reisten sie nach Krnov, um die Fabrik und das Wohnhaus der Ochabas zu finden. Es war für Vater und Sohn aus unterschiedlichen Gründen eine schwierige Reise, sowohl was ihre völlig unterschiedlichen Perspektiven und ihren Umgang mit der Vergangenheit als auch ihr Verhältnis miteinander anging. Als Stefan die Arisierung der Fabrik und die Zwangsarbeiter ansprach, stammelte sein Vater nur: »Wie kannst du so etwas denken!« Trotzdem hat sich Stefan seinem Vater vorher und danach selten so nahe gefühlt wie auf dieser gemeinsamen Reise.

Für Stefan und seine Partnerin wurden ihre beiden Katzen zunehmend zum Kinderersatz, so jedenfalls sieht er es: »Beide Katzen durften im Bett schlafen, die eine am Fußende, die andere in der Armbeuge.« Immer häufiger stritt das Paar sich, mitunter verbal vernichtend. »Es waren Geisterkämpfe, die nichts mit unserem Leben zu tun hatten, wir haben Tränen geweint, die nicht unsere waren, und Ängste ausgestanden, die nicht unsere waren«, fasst er es zusammen. Für ihn ist rückblickend klar, dass ihre mangelhaft aufgearbeiteten Familiengeschichten zu Stellvertreterkriegen führten und auch der nicht erfüllte Kinderwunsch zunehmend zwischen sie geriet. Dabei habe er sich seinerzeit immer als

Hauptschuldiger für das allmähliche Scheitern ihrer
Liebesbeziehung gehalten. 2013, Stefan arbeitete mittlerweile für
eine Rundfunkanstalt, trennte sich das Paar. Auch aus dieser
Erfahrung hat der 43-Jährige gelernt: »Ich weigere mich heute, die
Gefühle anderer Menschen zu übernehmen oder
Stellvertretergefechte zu kämpfen.« Mit Stefans schwierigem Weg
kann ich mich gut identifizieren, denn Kinder emotional nicht
verfügbarer und versorgender Eltern haben es besonders schwer zu
lernen, für sich selbst zu sorgen und sich von den Bedürfnissen
anderer abzugrenzen. »Mein Kopf ist mein Freund. Der Verstand
hat mir geholfen, zu verstehen, einzuordnen und zu sortieren. Aber
der Schritt, den Kopf und Bauch zu verbinden, ist der schwierigste«,
stellt Stefan richtig fest. Es lässt sich nicht alles mit dem Verstand
allein regeln, die Emotionen müssen ebenfalls mitkommen, doch
sie bleiben bei der rein kognitiven Verarbeitung oft auf der Strecke
und behindern eine Veränderung zum Positiven.

»Meine Mutter sagt häufig: ›Stefan, ich habe Sorge um dich, dass
du dich da in was reinsteigerst, was nicht Realität ist. Das sind so
negative Dinge, die ja vielleicht gar nicht da waren‹«, sagt er, um
noch einmal die unterschiedlichen Standpunkte zu beleuchten. Er
kann darüber nur den Kopf schütteln, in einem habe sie jedoch
recht: »Das ist kein Wellnesssthema. Aber seltsamerweise geht es
mir mit jedem weiteren Teil des Puzzles, das ich finde, besser. Das
hat allerdings Konsequenzen für die Beziehung zu meinen Eltern,
die dadurch eher noch weiter weg von mir rücken. Ich hätte auch
lieber herausgefunden, dass meine Großväter und Großmütter als
Helden im Untergrund gegen das NS-Regime gekämpft haben.« In
der Vergangenheit habe er manchmal geglaubt, kein Recht zu
haben, die mit so viel Schmerz und Energie gehüteten

Familiengeheimnisse ans Licht zu zerren. Während der ersten Archivanfragen hatte er noch das Gefühl von Familienverrat – gegen die »Omerta« zu verstoßen. Doch das habe sich stark verändert: »Ich habe moralisch jedes Recht dazu und muss nicht um Erlaubnis bitten, schließlich ist es auch meine Geschichte.« Gleichwohl hat Stefan manchmal noch leichte Schuldgefühle, weil er seine Eltern als sehr verletzlich wahrnimmt und ihnen nicht wehtun will. Auch wenn sie es ihm nicht zeigen können, fühlt er sich von ihnen doch geliebt.

Manchmal ist Stefan über jene, die leugnen, noch sehr wütend. Ihm gehen die familiären Verdrängungsprozesse dann sehr nahe. Das war auf der PAKH-Sitzung im Herbst 2015 spürbar, als wir die Arbeit von Dan Bar-On in den Fokus nahmen. Dazu hatten wir aus Israel dessen ehemalige Doktorandin und Mitarbeiterin, die Psychologin Tal Litvak-Hirsch eingeladen, mit der ich in Dans letztem Dialogseminar vor seinem Tod 2008 eng zusammengearbeitet habe. Nach ihrem Vortrag ging es zur Gruppenarbeit. Zur Einstimmung ließ Tal uns in einen Kreis setzen, in dem zufällig ein Stuhl leer blieb. Sie bat uns, uns vorzustellen, wer gegenwärtig »der andere« für uns sei, und ihn auf diesen Platz zu setzen. Stefan setzte von Anfang an seine Familie auf den Stuhl »der anderen«, mit der Begründung, mit ihnen sei er im Konflikt, weil sie die Fakten nicht akzeptieren wollen. »Meine Haltung war stets, wenn ihr das nicht ansehen könnt, dann halte ich mich von euch fern und boykottiere eure Familienfeste ebenso wie ich Veranstaltungen von Rechten fernbleibe. Sie werden für mich zu den anderen, ich akzeptiere sie nicht. Aber vielleicht ist das Teil des Problems und nicht seine Lösung«, fügte er nachdenklich hinzu. Immer wieder schwankt er zwischen Distanz und Nähe zu seiner

Familie und sucht nach einem für ihn vertretbaren Weg, um mit seinen Eltern und den verschwiegenen, ihm mittlerweile bekannten Fakten zurechtzukommen.

Ich hingegen merkte, dass ich mich mit dieser scheinbar einfachen Frage plötzlich sehr schwertat, und war wohl auch nicht die Einzige, die in diesem Moment über ihre eigenen Vorurteile und Empfindungen von Fremdheit nachdachte. Ich überlegte länger: Wen in meiner Umwelt lehne ich ab, von wem fühle ich mich bedroht, wer bereitet mir Unbehagen, wen würde ich gerne ausgrenzen? Ich entschied mich für Neonazis, Pegidisten und AfDler und setzte sie imaginär auf den Stuhl.

Erst nach Gesprächen in der Kleingruppe merkte ich, dass ich mich für eine fremde Gruppe entschieden hatte, anstatt Teile meiner Familie auf diesen Stuhl zu setzen, die das Andenken meines Großvaters bis heute pflegen. Sie sind die anderen in mir, deren Sichtweise ich nicht teile, und ich bin für sie die andere, die ihr Nest beschmutzt hat. Diese Erkenntnis tat aufs Neue weh, denn trotz allem ist mir an meinen Verwandten viel gelegen.

Insbesondere die Unüberbrückbarkeit unserer Positionen, die in uns allen wiederholt Schmerzen verursachen und die destruktiven Kräfte der Vergangenheit reaktivieren, schaffen neue Konflikte. Heilung und Trost ist zwischen mir und einigen Angehörigen wohl kaum noch zu erwarten, allein in der nächsten Generation rücken wir wieder näher.

In einer anderen, für mich überraschenden Konstellation, war Verständigung über die Gräben hinweg jedoch möglich. In diesem Seminar traf ich Beata Hammerich wieder, bis 2014 Vorstandsmitglied von PAKH. Die Psychoanalytikerin ist Tochter einer jüdischen Mutter, die 1930 in der Slowakei geboren ist und

dort den Holocaust überlebt hat. Zunächst war die Familie durch eine sogenannte Ausnahmegenehmigung vor den Transporten in die Konzentrationslager geschützt. Die Kinder wurden zu ihrem Schutz getauft und in einem griechisch-katholischen Internat untergebracht. Als sich die Situation im Sommer 1944 verschärfte, versteckte sich die Familie bis zur Befreiung am 31. Januar 1945 im Wald. Bei unserer ersten Begegnung nahm mich Beata ausschließlich als »die Ludin-Enkelin« wahr, die Enkelin des Gesandten des Dritten Reichs in der Slowakei. Bei späteren Treffen ergaben sich weitere Gespräche. Über die Biografien unserer Familien kamen wir auf unsere eigenen Kinder und tauschten uns von Mutter zu Mutter aus. Durch die persönliche Begegnung begann für Beata der übermächtige Schatten meines Großvaters immer mehr in den Hintergrund zu treten und sie konnte mich als eigenständige Person wahrnehmen. Bei unserer heutigen Begegnung gestand ich ihr: »Ich habe anfangs eine bedrückende Last auf mir gespürt, wollte mich dagegen wehren und musste gleichzeitig mit meinem Gefühl von Trauer zurechtkommen«. Wir haben über die Unterschiede hinweg schließlich viele verbindende Themen gefunden und uns angefreundet. Oft sprechen wir über die Bedeutung von Heimat, Migration und über das Gefühl, sich einsam zu fühlen – ein starkes Merkmal unserer Generation.

Als Stefan und ich am folgenden Tag noch durch einen Kölner Park spazierten, um den intensiven Workshop ausklingen zu lassen, stellten wir fest, dass wir beide wütend sind und die Erfahrung teilen, selbst die anderen zu sein. Zugleich merkten wir, dass sich hinter dieser Wut vor allem Trauer verbirgt. Die Trauer über das, was unsere Eltern uns nicht geben konnten; über die Verfehlungen, Verstrickungen, Verbrechen unserer Großeltern und das Versagen

unserer davon geschädigten Eltern; über das Verschweigen und Verschleiern unserer engsten Angehörigen, die uns bekämpfen, wenn wir ihrem Narrativ von der NS-Zeit widersprechen.

Stefan sagt: »Die Menschen, die mir nahestehen, sind nicht meine Verwandten« – dasselbe gilt, mit einigen Ausnahmen, auch für mich. Allerdings hatte ich Glück, einen Vater zu haben, der als Jurist gegen Altnazis kämpfte, später auch als Publizist, der nicht verschleierte, sondern aufdeckte. Auch in seinem unermüdlichen Kampf für die Pressefreiheit und in seiner Streitbarkeit war er für mich ein Vorbild. Viele meiner Altersgenossen hatten stattdessen Eltern, die sich duckten, versteckten und still im Kämmerlein ihre Wunden leckten. Meine Mutter hat sich allerdings auch immer als Opfer gesehen und zurückgezogen, anstatt sich der Geschichte und sich selbst zu stellen. Ich denke, für Stefan ist besonders schmerzlich, seinem Vater nie so nahegekommen zu sein, wie er es sich als Sohn gewünscht hat. Da sich sein Wunsch nach eigenen Kindern bisher nicht erfüllt hat, findet er Familie unter seinen Freunden, im PAKH oder in anderen Gruppen. Ein PAKH-Mitglied, mit dem er besonders befreundet ist, hat ihm einmal gesagt, dass er sich seinen Eltern entzöge und dass dies für jene gewiss sehr schmerzlich sei. »Darüber musste ich lange nachdenken und habe dann mehr Verständnis für sie entwickelt«, sagt er. Überhaupt kann er sich mit seiner eigenen Geschichte zunehmend versöhnen und fühlt sich von der Familiengeschichte nur noch selten beeinträchtigt.

Stefan sagt deutlich, dass es ihm nicht darum gehe, seine Großeltern oder Eltern moralisch zu verurteilen oder sich über sie und seine Restfamilie zu erheben: »Es geht mir darum, herauszufinden, was war. Erst dann kann ich mir ein eigenes Bild

machen. Erst wenn ich die Fakten habe, kann ich mir auch eine Meinung bilden, das hat nichts mit Verurteilen zu tun.« Sein Opa ist der Geist, der noch heute die Strippen zieht – doch Stefan hängt an diesen Fäden nicht mehr, jedenfalls nicht ohnmächtig.

»Meine Eltern haben sich sehr bemüht, ihren drei Kindern das zu geben, was ihnen möglich war. Um mich haben sie sich bis zu meiner Berufstätigkeit zumindest finanziell stets gekümmert und mir das Studium ermöglicht, ohne sich einzumischen. Ich hätte auch Puppenspielkunst oder südostchinesische Drucktechnik studieren können, und sie hätten mich darin unterstützt. Dafür bin ich ihnen sehr dankbar.« Er empfindet seine Eltern als schwer traumatisierte Menschen, die andere Startbedingungen im Leben hatten als er. »Als ich einem Freund von ihnen erzählte, musste er weinen. Ich dann auch. Er meinte: ›Vielleicht ist es Zeit, den Zug abfahren zu lassen, Stefan.« Und dass es Schlimmeres gebe als eine introvertierte Mutter und einen Vater, der ein wenig komisch sei. Ich stimmte meinem Freund zu, dass mein Vater unschuldig gewesen sei, als er mit nur sieben Jahren auf der Flucht aus Jägerndorf mit aller Gewalt aus der Kindheit katapultiert wurde und in seiner emotionalen Entwicklung aus meiner Sicht dort irgendwie stehen geblieben ist.« Auch dieses Gespräch hat Stefan geholfen, die Hilflosigkeit seiner Eltern wahrzunehmen und folglich nachgiebiger mit ihnen zu sein, ihnen zu verzeihen.

»Beim Bäcker gibt es keine Nägel«, ist ein Spruch, den er mittlerweile sehr schätzt. Er lernt, loszulassen. Von seinen Eltern erhofft er nicht mehr etwas, was sie ihm nicht geben können, weil sie es vielleicht selbst nie bekommen haben. »Vielleicht sollte ich mich auch auf das konzentrieren, was sie mir Gutes getan haben, davon gibt es eine Menge. Immerhin bin ich ihretwegen auf diesem Planeten. Das, was sie mir nicht geben können, muss ich mir eben

woanders holen, anstatt es immer wieder bei ihnen zu probieren und aufs Neue enttäuscht zu werden. Das hat auch etwas mit Erwachsenwerden zu tun.«

Durch diesen Prozess der innerlichen Versöhnung konnte Stefan die letzte Familienfeier gut annehmen. Er sucht nach so etwas wie Normalität, »aber eine andere ›Normalität‹, als ich sie in meiner Herkunftsfamilie vorgelebt bekommen habe«, sagt er. Ihm ist es wichtig, auch das NS-Thema zu entkrampfen, was bedeutet, offen und offensiv damit umzugehen – alle Karten auf den Tisch zu legen und sich mit dem Ergebnis auseinanderzusetzen. Wichtig ist für Stefan auch ein normaler Umgang mit Juden. Er hat viele Bücher gelesen und nach Dialoggruppen gesucht, um sich diesem Thema anzunähern. Eine Weile ging er in das »Erzähl-Begegnungscafé« des »Bundesverbands Information und Beratung für NS-Verfolgte« in Köln, in dem Überlebende aus ihrem Leben berichten. »Ich war anfangs ganz schön verkrampft«, sagt er, »aber diese Kontakte waren gut für mich.« Ein Austausch mit einem Gesprächsteilnehmer führte zu seiner »ersten Emanzipation«, die mit einer Irritation begann. Er erzählte dem Herren von einer rassistischen Äußerung gegen Muslime, die er bei einem längeren Indien-Aufenthalt mit seiner damaligen Freundin von einem indischen Mitarbeiter einer Botschaft hörte. Der Mitarbeiter behauptete, Moslems seien »dreckiger« als »echte« Inder beziehungsweise Hindus. »Dem Juden im Café sagte ich, das sei doch Unsinn. Doch der erwiderte mir allen Ernstes, das stimme doch! Ich war irritiert, habe es ihm aber durchgehen lassen, zumal ich ja noch mit dem riesigen Rucksack voller Schuld- und Schamgefühle bepackt war. Wenn dies jemand zu mir gesagt hätte, von dem ich nicht gewusst hätte, dass er Jude ist, hätte ich direkt

widersprochen. Aber da er ja Jude war und ich so gehemmt, habe ich nur nett gelächelt.«

Heute würde er es anders machen. Er meint, Leute sprächen oft von jüdischen Menschen, »als ob es auch jüdische Pferde oder jüdische Fernseher gebe. Das klingt oft nach einer Kategorisierung, die ich nicht mag. In Deutschland gibt es Menschen, die alles, was Juden tun, gut finden, oder die es hervorheben, wenn sie mit Juden zu tun haben. Das ist für mich aber eine andere Form von »Othering« oder Ausgrenzung«, sagt Stefan und meint damit Philosemitismus. »Ich will Juden auch mal blöd finden können dürfen.« Über den Kontakt und Austausch mit Juden im PAKH und nach einer Reise nach Israel fühlt Stefan sich in dieser Hinsicht selbstsicherer. Das Ziel des Zionismus war, mit Israel ein Land zu schaffen, das irgendwann so normal wie jedes andere ist. Bis heute ist das nicht der Fall, ganz im Gegenteil. Das hat unter anderem mit dem leid-, schuld- und schambeladenen Erbe der Vergangenheit und dessen schädlichen Folgen für die aktuelle Politik in der Gesellschaft und in den Familien zu tun. Philosemitismus und Antisemitismus sind dabei nur die beiden Seiten derselben Medaille.

Stefan ist über die Jahre gelassener geworden, ganz nach dem Spruch der Gestalttherapeutin Barry Stevens: »Don't push the river (it flows by itself).« Er arbeitet an sich und versucht, »dankbar zu werden für Menschen, denen ich begegnen durfte und von denen ich etwas lernen konnte. Am Ende ist für mich die Lehre aus der Vergangenheit, mir immer wieder diese Fragen zu stellen: Wie verhalte ich mich als Mensch? Bin ich gerecht und menschlich zu anderen? Was glaube ich, wie handle ich? Habe ich Angst vor anderen? Was für ein Mensch möchte ich sein? Wenn ich das

herausgefunden habe und mich danach verhalte, dann habe ich mein Ziel erreicht, so wie die Amis es sagen: ›Walk the talk‹ – den Worten Taten folgen lassen. Vielleicht ist dies das Dilemma und zugleich die Herausforderung des Menschseins. Es gibt keine absolute Wahrheit, und es wird immer Dinge geben, mit denen ich nicht stimmig bin. Mir ist wichtig, meine Limitierungen im Leben zu erkennen, an ihnen zu arbeiten und sie vielleicht zu überwinden. Das ist ein wenig, wie mit einer Behinderung leben zu lernen und kein Arschloch deswegen zu werden oder verbittert. Andere Menschen haben grausame Schicksalsschläge zu verarbeiten. Jeder Mensch hat das Recht und die Hoffnung auf ein glückliches Leben. Ich möchte mich als Mensch weiter entwickeln und Verantwortung für unser Leben und unsere Gesellschaft übernehmen. Das sehe ich als meine Aufgabe an.«

Stefan berührt mich immer wieder mit seiner Reflexionsfähigkeit, seiner klugen und einfühlsamen Art und mit seiner Fähigkeit, Dinge manchmal so auszudrücken und zu artikulieren, dass ich herzlich lachen muss, obwohl mir bei diesem Thema oft zum Weinen zumute ist. Humor ist ein Vehikel für tiefe Emotionen und Trauer. Es gibt wohl keinen anderen Film über den Holocaust, bei dem ich so weinen musste wie bei »Das Leben ist schön« von Roberto Benigni und Vincenzo Cerami. Der Film zeigt einen Vater, der seinem Sohn mit Witz, Fantasie und Heiterkeit über das Leben im KZ hinweghelfen will.

Stefan Ochaba hat einen konstruktiven Weg gefunden, über Faktensammlungen und einen emotionalen Prozess mit seiner Familiengeschichte weiterzukommen und daraus sogar Tröstliches und Ermutigendes für sein eigenes Leben zu ziehen. Ich bemerke,

dass jeder Erkenntnis- und Entwicklungsstufe eine neue folgt. Mir geht es nicht anders, denn dieser Prozess ist nie abgeschlossen.

Nun planen wir eine Reise, um die wir uns viele Jahre herumgedrückt haben: In wenigen Tagen werden Stefan, Freunde im PAKH und ich nach Krakau und Auschwitz reisen. Wir sind alle etwas aufgeregt.

Demut vor dem Leben. Eine Reise nach Auschwitz und warum es wichtig ist, zu lachen

»Es ist eine vollständig andere Welt! Das Gefühl der Entfremdung ist das Einzige, was ich wahrnehme und dem ich Ausdruck verleihen kann. Allein die Authentizität der Entfremdung ist authentisch.«

OTTO DOV KULKA^[*]

Krakau im Herbst 2015. Gegen Ende dieses Jahres, in dem ich mit meinen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern in vielen Wohnzimmern, Küchen und Cafés saß, möchte ich als Kulminationspunkt des Erinnerns den Ort aufsuchen, der als Inbegriff des Grauens gilt: Auschwitz.

Ich unternehme diese Reise, die Abschluss und Neubeginn zugleich markieren soll, mit meinen Freunden von PAKH.

Am Vortag kommen wir im nahe gelegenen Krakau an und gehen durch das jüdische Viertel Kazimierz, in dem bis zum Überfall der Nationalsozialisten ein blühendes kulturelles Leben herrschte. Heute gibt es in der Stadt nur noch wenige Juden, in ganz Polen konnte sich jüdisches Leben nach 1945 kaum mehr etablieren.

Stefan Ochaba zeigt mir einen Touristenstand, an dem die Besichtigung eines Salzbergwerks und der Gedenkstätte Auschwitz als Tagestour angeboten wird. Der Holocaust ist hier wie andernorts leider auch eine kommerzielle Angelegenheit.

Im gemieteten Kleinbus fahren wir am nächsten Tag nach Auschwitz, Peter Pogany-Wnendt steuert den Wagen. In unserer Gruppe ist er das einzige Kind von Überlebenden, begleitet wird er von seiner Tochter Rahel, 24 Jahre alt. »Kann das gut gehen?«, hatte der 61-Jährige sich vor der Abreise gefragt. Er befürchtete, dass unsere von den Eltern tradierten Gefühle »unter emotional so aufgeladenen Umständen explodieren könnten.« Dabei hatte er weniger sich und seine Tochter als vielmehr die anderen Mitreisenden im Blick gehabt – uns, die wir vom Erbe unserer ins NS-System involvierten Vorfahren belastet sind. »Eure Familiengeschichte scheint mir auf dieser Reise eine fast noch größere Bürde zu sein als meine«, so Peter. Er meinte damit freilich nicht, dass die Nachkommen von Tätern die bedeutenderen Opfer wären, sondern fragte sich, wie sie im Angesicht von Auschwitz »mit der Scham fertig werden, Eltern und Großeltern zu haben, die für das Leid meiner Eltern und Großeltern sowie von Millionen Menschen verantwortlich waren.«

Auf der gut einstündigen Fahrt wechseln sich Schweigen und Reden ab. Es ist ein äußerst trüber Tag, passend zum Anlass. »Ich glaube an die Sonne, auch wenn sie nicht scheint. Ich glaube an die Liebe, auch wenn ich sie nicht fühle. Ich glaube an Gott, auch wenn er schweigt«, zitiert Christiane ein Gebet aus dem Warschauer Ghetto. Stefan erzählt mir, dass er vor ein paar Jahren einem Bekannten ein Auto abkaufte. Das Kennzeichen behielt Stefan, es lautete K-AH 2048. Der Vater des Verkäufers war Mitglied in der SS gewesen. »Ich, Mr. Superalert, habe nicht mitbekommen, dass ich jahrelang mit einem verschlüsselten Hinweis auf Hitlers Geburtstag durch Köln gebraust bin«, beschreibt Stefan seinen damaligen Ärger. Monika erwähnt, dass sie mit ihrem Mann eine Reise nach

Warschau plane, »dann wollen wir uns Polen erobern«. Sofort fällt ihr auf, was sie unbewusst ausgedrückt hat, und verbessert sich. Ich grinse, und wir müssen beide darüber lachen. Rahel hat Informationsmaterial über Auschwitz dabei, »das kann ich mir aber nicht ansehen, sonst wird mir übel«, sagt sie. Sie meine aber nicht den Inhalt, sondern, dass sie beim Autofahren nicht lesen könne! Mittlerweile scheint jedes Wort bedeutungsschwanger aufgeladen, und wir beginnen, unseren Sprachgebrauch auf die Waagschale zu legen. Was hören wir im Alltag? »Dann ist Polen offen«, kennt Stefan aus dem Büro, jemand anderes erwähnt: »Der hat jetzt inneren Reichsparteitag.« Wir zählen häufig genutzte Schimpfworte auf – »Opfer!«, »Jude!«, »Homo!«, »Gutmensch!« und noch einige mehr. Zu den schlimmsten Redewendungen gehört, etwas »bis zur Vergasung« zu tun. Selbst wenn manche dieser Ausdrücke gar nicht aus der NS-Zeit stammen, zeigt ihr verbreiteter Gebrauch, wie lebendig die Verbindung zu damaligen Moralvorstellungen, Konzepten und Ideen noch ist. Sie haben sich im Sprachgebrauch tradiert, wecken Assoziationen und werten dabei massiv ab. Im Minibus analysieren wir die Sprache und suchen so schon vor unserer Ankunft in Auschwitz nach Abstand.

Wie kann man Auschwitz und das, wofür es steht, jenen adäquat vermitteln, die es nicht erlebt haben? Das Konzentrationslager ist für uns symbolisch hoch besetzt. Allerdings kann der Fokus auf Auschwitz irreleiten, denn »nur« ein Sechstel der Vernichtungen fanden tatsächlich hier statt. Viel mehr Menschen starben andernorts bei Massentötungen, durch Hunger und Krankheit. Auschwitz steht vor allem als Symbol für die Fähigkeit von Menschen, hemmungslos zu morden und sich dabei sogar noch für anständig und zivilisiert zu halten.

Und dann stehen wir am Bahnhof von Oświęcim – Auschwitz. Fröstelnd unter Regenschirmen blicken wir auf die Schienen, auf denen die Deportierten ins Konzentrationslager transportiert wurden. Wäre da nicht unsere Fantasie, sähen wir nichts als einen hässlichen Bahnhof bei trübsinnigem Wetter. Nachdem wir alle so viele Jahre Bücher gelesen, Fotos und Filme über Auschwitz gesehen haben, stehen wir schließlich an Ort und Stelle. Ich bin froh, diesen ersten Besuch eingebettet in diese spezielle Gruppe machen zu können. Nicht zum ersten Mal habe ich das starke Empfinden einer gegenwärtigen Realität, die sich mit Bildern einer vergangenen Realität vermischt. Es sind nicht unsere eigenen Bilder, sondern übermittelte Bilder: von Dritten bereits bearbeitete Informationen, Eindrücke, Gefühle.

Wir sprechen nicht viel. Stefan Ochaba zündet eine Zigarette an, zieht lustlos daran, blickt irritiert – eigentlich hat er sich das Rauchen abgewöhnt, und eigentlich will er gar nicht hier sein. Er hat Sorge, aus medialer Übersättigung in Auschwitz nichts fühlen zu können. Ein Zug fährt ein, Endstation Oświęcim.

Im Stammlager von Auschwitz empfängt uns die Archivmitarbeiterin Krystyna Leśniak, die uns durch die KZ-Gedenkstätte führen wird. Bis ungefähr Mitte 1942 waren die meisten Menschen, die hierher verschleppt wurden, überwiegend nichtjüdische Polen. Danach waren es vor allem Juden. Die größte Gruppe der nach Auschwitz Deportierten waren die genau 437 402 ungarischen Juden, gefolgt von 300 000 Juden aus dem besetzten Polen und 46 000 Juden aus Böhmen, Mähren und 27 000 aus der Slowakei sowie weitere rund 250 000 Juden aus anderen Ländern wie Frankreich, Holland, Griechenland oder Belgien.^[1] Frauen überlebten im Schnitt drei bis vier Monate, Männer etwas länger.

300 000 Ungarn wurden gleich nach ihrer Ankunft ermordet. In den Krematorien konnten innerhalb von 24 Stunden viertausend Menschen verbrannt werden, das allerdings ging den Nationalsozialisten nach der Ankunft der Ungarn nicht mehr schnell genug, sodass sie die Leichen auf den Feldern verbrannten. Das massenweise Sterben sollte ganz nach unternehmerischen Maßstäben vonstatten gehen – schnell und möglichst billig mit Zyklon B. Dabei sollte es keine unerwünschten Zeugen geben: 40 Quadratkilometer um Auschwitz herum wurden zum »Interessengebiet« erklärt und die ansässige Bevölkerung zwangsweise umgesiedelt, SS-Leute bezogen die Häuser der Einheimischen. Das Interessengebiet war ein hermetisch abgeriegelter Nazi-Mikrokosmos. Über das, was darin passierte, schweigen die Täter und ihre Nachkommen meist bis heute. Über 9 000 SS-Leute waren im gesamten Zeitraum (40–45) in Auschwitz tätig, darunter Oskar Gröning, »der Buchhalter von Auschwitz«. Grönings Rechtsanwälte haben Revision eingelegt, sodass das Urteil noch nicht rechtskräftig ist und der verurteilte Greis seine Strafe auch im März 2016 noch nicht antreten musste. Ist das an diesem Punkt indes noch relevant, war es nicht viel entscheidender, dass er sich dem Verfahren stellen musste und dies mit all seiner Ambivalenz auch tat? Wie viele der Tausenden anderen SS-ler haben über ihre Beteiligung am Holocaust jemals Rechenschaft abgelegt?

Historiker schätzen, dass in Auschwitz 1 bis 1,5 Millionen Menschen ermordet wurden, darunter 1 bis 1,3 Millionen Juden, 70 000 bis 75 000 nichtjüdische Polen, 20 000 Sinti und Roma und etwa 15 000 sowjetische Kriegsgefangene, sowie Homosexuelle, Zeugen Jehovas und viele andere. »Die deutschen Behörden und ihre Vertreter im Ausland waren die Initiatoren und

Hauptorganisatoren der Deportationen«, heißt es auf der Website auschwitz.org. »Ihre Vertreter« – das heißt, auch der Gesandte in der Slowakei, mein Großvater Hanns Ludin. Ob ich hier wohl Spuren von ihm finden werde?

Die Überlebende Eva Mozes Kor aus den USA besucht Auschwitz mehrmals jährlich. Seit 2005 hat sie nach eigener Aussage 500 Menschen aus verschiedenen Ländern durch das KZ geführt, in dem sie und ihre Zwillingsschwester Opfer medizinischer Versuche wurden. Dass sie Gröning in Lüneburg zum Erstaunen vieler Beobachter freundlich die Hand geschüttelt hat, begründet sie damit, dass sie den Nazis verziehen habe, sagte sie der BBC, »nicht weil sie es verdienen, sondern weil ich es verdiene.« Für sie ist das ein Weg, sich vom Schmerz der Vergangenheit zu befreien, anstatt zu hassen und mit destruktiven Gefühlen zu leben. So ist das nicht nur eine Geste, sondern es hilft ihr, zu bewältigen, was geschehen ist. Andererseits kommt es in Opfer-Täter-Beziehungen gelegentlich zu Identifikationen des Opfers mit dem Täter, um das eigene Ausgeliefertsein besser ertragen zu können. Der Grat zwischen der menschlichen Geste und dem Entlastungswunsch ist manchmal schmal – freilich sowohl was die Überlebenden als auch die Täter und ihre Nachkommen angeht. Viele Überlebende jedenfalls empfanden es als grenzüberschreitend und einen Schlag ins Gesicht, dass Kor gleich allen Nazis vergab. Sie trat auch gemeinsam mit dem Enkel des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß gegen Rechtsradikalismus auf. Der Enkel Rainer Höß – selbst eine umstrittene Persönlichkeit – kommt oft an diesen Ort, an dem sein Großvater die Vernichtungen leitete. Dieser notierte in seiner Autobiografie, nachzulesen in »Auschwitz in den Augen der SS«^[2]: »Ja, meine Familie hatte es in Auschwitz gut. Jeder Wunsch, den

meine Frau, den meine Kinder hatten, wurde erfüllt. Die Kinder konnten frei und ungezwungen leben. Meine Frau hatte ihr Blumenparadies.« Familie Höß trug die Wäsche der Vergasteten und ließ sich von den Häftlingen Luxusartikel und Spielzeug anfertigen.

Krystyna Leśniak, die hervorragend Deutsch spricht, erzählt, dass öfter Täternachkommen wie Höß oder die Tochter von Arthur Liebehenschel, des zweiten Kommandanten von Auschwitz, hierherkämen. Mit uns hat sie gleich noch ein paar weitere vor sich stehen. Ich falle nicht mit der Tür ins Haus und erzähle ihr erst im Laufe des nächsten Tages, wessen Nachkomme ich bin. Im Kontext der Umgebung fällt mir das besonders schwer. »Warum haben die Alliierten die Schienen nach Auschwitz nicht bombardiert?«, will einer von uns wissen. »Das ist eine besonders häufig gestellte Frage«, so Leśniak, »doch darüber kann man heute nur noch spekulieren, eine belegbare Antwort gibt es nicht.«

Wir gehen mit ihr jetzt durch das Tor mit der Inschrift »Arbeit macht frei« ins Stammlager. Stefan, wie immer aufmerksam für jedes Detail, will wissen, warum die Tafeln hier in der Gedenkstätte auf Polnisch, Englisch und Hebräisch informieren, auf Deutsch aber ausgerechnet nicht? Auch das sei eine berechtigte Frage, so die Archivarin, doch so habe es damals das Internationale Auschwitz-Komitee entschieden. Vielleicht wollte man gerade die »Tätersprache« hier nicht mehr haben? Aber auch die Herkunft der Besucher spricht dafür, die Ausstellung in genau diesen drei Sprachen anzubieten.

Der Stacheldraht, der Zaun, Flutlichter, Schornsteine, Backsteingebäude, Blockzahlen, Türme, Gitter, Mauern, Ausstellungsstücke und Fotos, das Modell der Gaskammer, das Modell des Krematoriums, die aufgetürmten Zyklon-B-Büchsen,

Brillenberge, Kofferberge, Schuhberge, Kinderschuhberge, Tonnen von Haaren, der Kerker, der Stehbunker, die Hinrichtungswand, die Verbrennungsöfen. Alles ist greifbar nahe und bleibt doch unbegreiflich. Dieser Mikrokosmos des perfekt organisierten ganz und gar rationalisierten Wahnsinns verschiebt jegliche Vorstellung von Normalität in eine andere Welt. Diese Welt existierte, sie war Realität, und ihre Folgen sind bis heute spürbar. Ich kann über diese künstlich erschaffene, der Menschlichkeit entrückte Welt nachdenken und ihre Methodik begreifen. Emotional verstehe ich jedoch nichts, in mir bäumt sich alles auf. Wenn ein Gutes aus meinem Erbe als Nazi-Nachkomme entstanden ist, dann die Gewissheit, dass ich gegen Unmenschlichkeit mein Leben lang kämpfen werde. Wir alle müssen das tun. Nur Menschlichkeit und soziales Verhalten machen das Leben lebenswert. Unter Tieren hätte es ein Auschwitz nicht gegeben, der Herrenmensch indes erhebt sich bis heute über andere Menschen, über Tiere und die Natur. Es mangelt an Demut vor dem Leben.

Am folgenden Tag treffen wir uns mit Krystyna Leśniak vor dem Eingang von Auschwitz-Birkenau. Sie führt uns in den Turm oberhalb des »Tors zum Tod«. Von dort hat man einen Gesamtüberblick über das megalomane Konzentrations- und Vernichtungslager, das sich über 170 Hektar erstreckte. Unterhalb von uns sind die Schienen, auf denen die Deportationszüge direkt ins Lager rollten, wo die Selektionen stattfanden, wo die Rampe stand, an der die Nazis – auch Oskar Gröning – nicht anders als Fabrikarbeiter ihr Menschenmaterial verarbeiteten. Vor einer Glasvitrine am Fenster bleibe ich wie angewurzelt stehen. Irene Weiss, die damals mit Mädchennamen Fogel hieß, ist dort als 13-Jährige an der Rampe abgebildet – eines der Beweisfotos aus dem

Gröning-Prozess. Es ist ein merkwürdiger Zufall, dass ich sie erst wenige Monate zuvor kennen und schätzen lernte und zum Abschied umarmte. Auf einen Schlag kommt alles zusammen: unsere Begegnung, Auschwitz und sie als Jugendliche, hier. Ich fühle mich 70 Jahre in der Zeit zurückversetzt, fast als wäre ich zur Zeugin geworden. Verwirrt blicke ich mich um.

Meine Mitreisenden sind mit anderen Gedanken beschäftigt und wirken angestrengt. Aufmerksam hören sie Leśniak zu, die sachlich und kundig einen Rahmen bietet, der uns hilft, uns auf diesem Gelände nicht buchstäblich zu verlieren. Wenig später stehen wir in der Baracke mit den Latrinen: etwa 30 Meter lange Betonsockel mit runden Öffnungen, Loch an Loch. Dann die Baracke zum Waschen, alles aus Beton. Über den Schlafbaracken steht auf Deckenquerbalken: »Sei ehrlich« oder »Sauberkeit und Gesundheit«. Nichts als blanker, menschenverachtender Zynismus, eine Verhöhnung der Gefangenen.

Nordöstlich, auf dem weiträumigen Gelände, waren die Gaskammern und Krematorien. Der Weg dahin ist steinig und beidseitig begrenzt durch die hoch eingezäunten Gefangenenlager, auf denen die meisten Baracken nicht mehr existieren. Fotos der zum Tode Verdammten sind auf Tafeln abgebildet, vor allem Kinder und Frauen, die sich mit verängstigten, erschöpften, oft verzerrten Gesichtern den Weg entlangschleppen. Viele sind im Glauben, dass ihnen nach dem grauenhaften Transport hierher nichts passieren wird.

»Wir singen wie kleine Engel zum lautlosen Brennen der Flammen. Aus der Ferne begleiten unsere Stimmchen die dunklen Kolonnen, die ganz langsam in den Krematorien verschwinden«^[3], so Otto Dov Kulka in seinem Buch »Landschaften der Metropole

des Todes«. Hier in Auschwitz trage ich dieses Buch als unsichtbares Gepäckstück mit herum, als wir den Weg der Todgeweihten nachgehen. Otto Kulka, geboren 1933 in der Tschechoslowakei, war 1943 als Elfjähriger mit seiner Mutter von Theresienstadt nach Auschwitz deportiert worden. Er sang dort im Kinderchor: Beethoven und Schiller im Angesicht der Krematorien. Er nennt das seine »ganz persönliche Mythologie«.^[4] Mit seiner assoziativen Sprache und seiner fragmentierten, stillen Erzählweise hat sich sein Text wie ein Musikstück unvergesslich in meinem Gedächtnis, ja, in meiner Seele verankert. Fast wie eine Totenmesse, die in mir klingt und mich begleitet.

»Sekunden eines hastigen Abschieds, danach wandte meine Mutter sich um und begann in die Ferne zu gehen, den grauen Lagerbauten entgegen. Sie trug ein dünnes Kleid, das in der leichten Brise flatterte, und ich sah, wie sie ging und in die Ferne entwand.«^[5] Der Junge begriff nicht, warum sie sich nicht mehr zu ihm umdrehte. Wie durch ein Wunder überlebten Kulka und sein Vater, auch sie waren für die »Metropole des Todes« bestimmt, in der »der Tod als einzige Gewissheit regiert«^[6]. Erst 1961 erfuhr der israelische Historiker, dass seine Mutter Elly mit seinem Bruder schwanger war und diesen im KZ Stutthof noch gesund zur Welt brachte, bevor sie an Typhus starb. Ihren Säugling, seinen Bruder, erschlug die SS.

Kulka wird mir später sagen: »Den Eindruck Ihres Besuches in Auschwitz-Birkenau heute kann ich mir nur schwer vorstellen, denn zur Zeit meiner Rückkehr dorthin 1978 war alles öde. Ich wanderte durch diese Landschaft alleine, mit den Gedanken, Erinnerungen und meiner reflektierenden Imagination. Aber ich bin sicher, dass bei Ihnen das Letztere kreativ arbeitete und vielleicht auch

weiterarbeitet.« In seinem Buch benutzt er bewusst keine Ausdrücke wie »NS-Verbrechen«, »Mord« oder »Massenmord«. Der emeritierte Professor für die Geschichte des jüdischen Volkes an der Hebräischen Universität Jerusalem erschuf stattdessen eine metaphorische Sprache, die weit über das physische Auschwitz hinausreicht, denn für ihn endete seine damalige Reise »als etwas, das eigentlich niemals in der Freiheit ankam. Ich blieb in jener Metropole, ein Gefangener jeder Metropole, dieses unabänderlichen großen Gesetzes, das keinen Platz ließ für eine Rettung, für eine Verletzung dieser fürchterlichen ›Gerechtigkeit‹, der zufolge Auschwitz immer Auschwitz bleiben muss.«^[7]

Am Ende der langen Lagerstraße biegen wir nach links ab, vorbei am Lager für »Zigeuner« und der Krankenstation für Männer. Rechts taucht jetzt eine Grünfläche mit Bäumen auf. Da ist eine Bank oder ein Stein, ich weiß es nicht mehr, auf den ich mich setze. Die Bäume sind sehr hoch und majestätisch. Sie sind das einzig Natürliche auf diesem kalten, industriellen Gelände. Meine Gruppe ist weitergegangen. Die Bäume sind alt genug, um Zeuge gewesen zu sein. Sie bewegen sich leicht im Wind. Peter hat wie ich genau an dieser Stelle haltgemacht, er setzt sich zu mir. Gemeinsam schauen wir die Bäume an, die von der Zeit und den Ereignissen unbekümmert wirken. »Ist es nicht erstaunlich und wunderbar, dass wir uns nicht hassen und diese Reise zusammen machen können?«, fragt er plötzlich. Noch vor einigen Jahren wäre das für ihn nicht möglich gewesen. Wahrlich, es ist auch heute keine Selbstverständlichkeit, dass jüdische und nichtjüdische Deutsche sich verständigen können, und viele Begegnungen scheitern an unbearbeiteten emotionalen Erbschaften, destruktiven Verstrickungen und falschen Erwartungen. Oft dienen sie

ausschließlich der Entlastung, ohne dass daraus etwas wirklich Neues erwächst. Auch ich habe solche gescheiterten Dialoge persönlich oder bei anderen erlebt und daraus gelernt.

»Die deutsch-jüdische Frage ist noch nicht geklärt«, sagt der amerikanische Historiker Abraham J. Peck, der im DP Lager in Landsberg am Lech geboren ist. Er hat mit Richard Wagners Urenkel Gottfried Auschwitz besucht, wo auch Pecks Mutter kurz gefangen gehalten worden war. Ich erzähle Peter von meiner Unterhaltung mit Abraham, in der wir diskutierten, ob es nicht an der Zeit sei, unsere Identitäten als »Opfernachkommen« und »Täternachkommen« »aus den oktroyierten Ghettos von Angst, Misstrauen, Hass und Feindschaft«, so Peck, herauszuholen und neu zu definieren? Für ihn ist die Frage, ob wir, die zweite und dritte Generation, die Traumatisierungen, das Schweigen und die transgenerationellen Weitergaben nur analysieren und bearbeiten, oder ob wir es auch fertig bringen, uns weiterzuentwickeln und vorwärtszubewegen?

Peck hat nicht nur mit Wagner einen intensiven Dialog geführt, sondern steht seit vielen Jahren auch mit anderen Nachkommen von Tätern im Austausch. Das beiderseitige, aber unterschiedlich motivierte Schweigen unserer Eltern und Großeltern habe uns einander in die Arme getrieben, sagt der Historiker. »Viele unserer Dialoge endeten in Tränen und Umarmungen, versöhnlichen Gesten. Doch einige von uns fragten sich auch: Reicht das aus? Müssen wir unsere Identitäten nicht aus den Beschränkungen der Vergangenheit, aus den Opfer-Täter-Definierungen befreien?« Entscheidend ist für ihn, ob wir es schaffen, nach dem Holocaust gemeinsam Visionen zu entwickeln, die uns in die Zukunft führen werden: »Solange Deutsche und Juden die menschlichen und

moralischen Verluste des Holocaust nicht in all ihrer Tragweite begreifen, solange wir uns nicht mit den übrig gebliebenen Eltern und Verwandten zusammensetzen und es riskieren, das Schweigen der ersten Generation von Deutschen und Juden zu brechen, und solange wir nicht darüber reflektieren, wozu all diese Dialoge gut waren und wie wir sie dazu nutzen können, um unsere zerbrochene Welt zu heilen, so lange können wir auch nicht auf eine bessere Welt und ein weniger mörderisches Zeitalter hoffen.«

Der Besuch einer Gedenkstätte wie Auschwitz kann dabei nur eine Etappe auf dem langen Weg der Auseinandersetzung sein, keineswegs ein Schlusspunkt. Ganz im Gegenteil, gerade hier, zwischen der Rampe und den Ruinen der Gaskammern, wird das Ausmaß der NS-Verbrechen besonders greifbar. Die Vergangenheit in der Gegenwart ist ein Imperativ für die aktive Gestaltung der Zukunft.

Wäre unsere Reisegruppe nun nicht schon gänzlich aus unserem Blickfeld verschwunden, würden Peter und ich wohl noch lange hier sitzen. Ich bin unruhig, weil mir die Sprache fehlt, um die Eindrücke, die Gefühle und die Komplexität auszudrücken. Mein Bedürfnis, an diesem grauenhaften Ort Halt zu finden, ist groß. Peter sitzt ruhig neben mir. Es ist nicht nur sein psychologisches Interesse, das ihn zu diesem Austausch motiviert, vielmehr ist das auch eine wunderbare Geste der Fürsorge: Er macht sich Gedanken, wie es mir hier wohl gehen mag, und sucht Kontakt. Der Nachkomme von Überlebenden tröstet die Enkelin des Täters durch seine Anwesenheit. Es ist ein Angebot der Freundschaft, das ich dankbar annehme und erwidere. Als hätten wir sie bestellt, flattern just zwei strahlend gelbe Schmetterlinge herbei. Innig umeinander

tänzelnd, schweben sie an uns vorbei und verlieren sich rasch unter den Bäumen. Unwillkürlich muss ich an das Blumenparadies der Gattin Höß denken. Doch ich lasse mir von dieser Assoziation das Gefühl von Hoffnung nicht nehmen. Wir können der destruktiven Macht der Täter viel entgegensetzen: Empathie und Menschlichkeit.

Peter und ich erheben uns und eilen jetzt unserer Gruppe hinterher. Unter einem der Bäume kurz vor den Ruinen der Gaskammer steht eine Tafel, noch ein Beweisfoto im Gröning-Prozess: Die Mutter von Irene Weiss und ihre kleinen Brüder, die genau an dieser Stelle warteten, bis man sie in die Gaskammern schickte. Gegenüber lag »Kanada II«, die Baracken, in denen die Lebenden die Habseligkeiten der Toten sortieren mussten. Irene Weiss, ihre Schwester und Tante waren für diese Zwangsarbeit eingeteilt. Ich rufe sie in den USA an – was hat sie damals gesehen? »Meine Schwester und ich standen oft am Fenster unserer Baracke und sahen die Frauen und Kinder, die in die Gaskammer IV geführt wurden«, antwortet sie. Das sei nicht der übliche Weg in die Gaskammern gewesen, doch als die vielen ungarischen Juden eingeliefert wurden, schickten die Nazis sie auf diesem Weg an Kanada II vorbei in den Tod. »Also hätten Sie theoretisch auch Ihre Mutter und Ihre Brüder sehen können?«, frage ich. »Ja, das hätte ich, wenn sie nicht sofort am Tag ihrer Ankunft umgebracht worden wären«, sagt Weiss. Dem jungen Mädchen war damals klar, dass ihre Familie einen Monat zuvor ebenfalls hier vorbeigekommen war.

Vor vielen Jahren kam sie zum ersten Mal nach ihrer Befreiung mit einer Gruppe nach Auschwitz. »Ich war damals völlig benommen und so überwältigt, dass ich mich hinterher an kaum noch etwas erinnern konnte«, sagt sie. Vor drei Jahren jedoch war

sie abermals hier, mit ihren drei Kindern und ihren Enkelkindern, die das Bedürfnis hatten, an ihren Erfahrungen teilzuhaben.

»Dieses Mal war ich gut vorbereitet und hatte mich inhaltlich ausführlich mit Auschwitz und dem Holocaust auseinandergesetzt. Das hat die nötige Distanz geschaffen, die ich brauchte, um diesem Besuch gewachsen zu sein«, sagt Weiss. Solange sie lebe, würden sie die Erinnerungen an diese Zeit und diese Ungerechtigkeit begleiten.

»Haben Sie eine Antwort auf die Frage gefunden, wie das passieren konnte?«, will ich von ihr wissen. »Nein, nicht wirklich. Wir Überlebenden haben es geschafft, unser Leben trotz allem weiterzuführen. Aber ich befürchte, dass die Menschen die Lehren aus dem Holocaust nicht gelernt haben. Es hat seither so viele andere Genozide gegeben, und an so vielen Orten der Welt, mittlerweile auch in den USA, geben Demagogen den Ton an. Ich bin nicht sicher, was uns da in der Zukunft erwartet«, sagt die 85-Jährige, so klar, konzentriert und eloquent, wie ich sie schon in Lüneburg erlebt habe. Sie werde jedoch nicht aufhören, vor Schulklassen ihre Geschichte zu erzählen: »Das erreicht die jungen Menschen mehr als Mahnmale und Museen.« Für den Prozess gegen Reinhold Hanning ist Irene Weiss abermals nach Deutschland gereist, um als Nebenklägerin am Detmolder Landgericht auszusagen: Der ehemalige SS-Unterscharführer war Wachmann im Stammlager von Auschwitz und soll Beihilfe zum Mord an mindestens 170 000 Menschen geleistet haben. Kurz danach schreibt mir Thomas Walther, der auch in diesem Prozess die Nebenkläger vertritt: »In den Gesprächen mit den Überlebenden habe ich in all den Jahren die Aufgabe erkannt und übernommen, ihren ermordeten Eltern, Geschwistern und Großfamilien ihr eigenes Menschsein über die Gerichtsverfahren zurückzugeben. Vor

Gericht erhalten sie mit ihren Worten den Raum und die Achtung, um die Verbindung zum Leben in der Geborgenheit ihrer Familien vor Auschwitz wieder auferstehen zu lassen – bevor der Schlund der Hölle von Auschwitz sie empfang.«

Peter und ich haben den Rest unserer Gruppe wiedergefunden. Stefan, der sich noch vor Kurzem gefragt hatte, ob er auf diesen Ort überhaupt noch emotional reagieren könne, ist wütend: »Mir ist hier noch einmal die Tragweite des ganzen Verbrechens klar geworden – es war ein nüchtern durchorganisiertes Morden, kein Töten im Affekt. Dass die meisten Verantwortlichen davongekommen sind und ich ihnen auch noch die Rente finanziert habe, regt mich auf. Und mein Großvater war ein Teil dieses gut geschmierten Getriebes«, sagt er konsterniert.

Zum Abschluss unserer heutigen Tour fahren wir noch einmal ins Stammlager Auschwitz I zurück. Krystyna Leśniak nimmt uns an ihren Arbeitsplatz ins Archiv mit, im Block 24a des ehemaligen SS-Verwaltungsgebäudes. Hier übte damals das Lagerorchester, darüber lag das Bordell. Leśniak legt uns im Lesesaal Stapel von Akten und Büchern auf den Tisch, in denen wir stöbern dürfen. In der SS-Personalakte finde ich den Namen von Oskar Gröning, am 25. September 1942 als SS-Sturmmann ins Wirtschafts-Verwaltungsamt nach Auschwitz versetzt. In einem der »Sterbebücher von Auschwitz« finde ich auch mehrfach die Namen Kulka und Reichental – doch sie sind wohl nicht mit Otto Dov in Israel und Tomi in Dublin verwandt. Die meisten der aufgeführten Kulkas stammten aus der Slowakei.

Ich werfe einen Blick aus dem Fenster des Archivs auf die größeren und kleineren Besuchergruppen, die sich mit sehr

unterschiedlichem Habitus durch die Lagerstraßen bewegen – was wohl die Einzelnen dazu bewegt hat, hierherzukommen? Krystyna Leśniak erzählt, dass die deutschen Besucher meist sehr gut vorbereitet seien, insbesondere Lehrer. »Besucher aus anderen Ländern haben hingegen oft keinerlei Vorkenntnisse«, so die Archivarin. Außerdem sei Auschwitz natürlich unter Polen sehr bekannt – »praktisch jede Familie hat jemanden im Holocaust verloren«.

Irgenwann trauen wir uns, auch sie nach ihrer Geschichte zu fragen. Sie lebt in ihrer Geburtsstadt Oświęcim im Haus ihrer Großeltern, die von den Nazis vertrieben wurden. Ihre Eltern mussten für die Deutschen arbeiten: Ihre Mutter in einem Laden, der einem Deutschen gehörte, ihr Vater als Zivilarbeiter in einer elektrischen Firma der IG Farben Fabrik. Sie weiß, dass ihre Eltern den Gestank aus den Öfen rochen, doch zu Hause sprachen sie nach dem Krieg nicht viel »über diese Sache«, höchstens, wenn Krystyna nicht in der Nähe war. Ihr Vater starb sehr früh, mit 54 Jahren, als Krystyna, Jahrgang 1957, gerade 18 Jahre alt war. »Es gab eine Spaltung zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum. In der Schule habe ich damals viel über diese Zeit gelernt, mehr als heute unterrichtet wird, aber viele Informationen waren gefälscht. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion waren die russischen Archive zugänglich, sodass dem Auschwitz-Archiv zwischen 1991 und 1992 dort lagernde Akten zurückgegeben wurden. Doch leider währte dieser Austausch nur kurz, sodass wir in diese Richtung derzeit nicht weiter forschen können.« Sie bestätigt, dass noch viele Informationen fehlen, Zusammenhänge oft unbekannt sind und es noch viel zu tun gibt, um die Kenntnisse über die NS-Zeit zu erweitern.

Leśniak ist eher zufällig Mitarbeiterin der Gedenkstätte geworden und wollte nach den ersten zwei Arbeitswochen wieder aussteigen, weil sie vor Belastung kaum noch schlafen konnte. Doch dann gewöhnte sie sich allmählich an ihr Arbeitsumfeld. Mittlerweile arbeitet sie seit 19 Jahren im Archiv und als Guide. »Führerin, dieses Wort traut man sich hier kaum auszusprechen«, sagt Peter jetzt und lacht. Auch Krystyna mag es gar nicht, so genannt zu werden. Peter will von ihr wissen, ob die Mitarbeiter mit Supervision unterstützt würden? Nein, so etwas gebe es nicht, antwortet sie, aber immerhin bekäme man vierzehn Tage zusätzlichen Urlaub und habe den Nachmittag frei. Allerdings arbeitet sie von 7 Uhr morgens bis 15 Uhr. »Wir müssen lernen, uns zu schützen. Ich werde oft gefragt, ob ich bei meinem Job überhaupt noch lachen kann. Ja, das kann ich. Lachen ist auch ein Schutz, sonst wird man verrückt.«

Bald kommt die Dämmerung, und wir beschließen, noch ein wenig herumzulaufen und uns für eine Stunde zu trennen, damit jeder für sich alleine sein kann. Ich habe ein bestimmtes Ziel und versuche, mich auf den ehemaligen Lagerstraßen zu orientieren. Der Regen hat aufgehört, hängt aber noch feucht in der Luft und ist beim Gehen auf dem aufgeweichten Boden zu spüren. Ich komme am Block 10 vorbei, wo die »Nazi-Ärzte Frauen wie Versuchskaninchen« hielten, so der Historiker Hans-Joachim Lang in seinem Buch »Die Frauen von Block 10«. Der Gynäkologe Carl Clauberg machte hier grausame Sterilisationsversuche, unter anderem an jüdischen Slowakinnen, die 1942 zu rund 5 500 die meisten weiblichen Häftlinge im Stammlager waren. Lang stellt in seinem Buch einige dieser Frauen vor. »Selbstverständlich schweiften bei meiner wissenschaftlichen Arbeit die Gedanken auch

nach Bratislava und zu den dort residierenden Gesandtschaftsmitgliedern – zumal wegen der bekannten Württemberger«, erzählt mir der Tübinger. »Aber das heißt nicht auch, dass man immer konkret danach forscht. Ich wusste, dass Hanns Ludin, Ihr Großvater, schon seit Anfang 1941 in Bratislava war, mir ist allerdings nicht bekannt, ab wann er mit Ihrer Familie in der enteigneten Villa eines jüdischen Fabrikanten wohnte. Auch andere Mitglieder der Gesandtschaft bedienten sich an ›arisierten‹ Immobilien, nicht zuletzt der spätere Tübinger Oberbürgermeister Hans Gmelin. Leider ist wenig bekannt, wie das im Detail vor sich ging, die Enteignungen und Vertreibungen der Juden sind in der Tiefe kaum aufgearbeitet, zumindest hierzulande nicht bekannt«, so der Historiker und Publizist.

In der multimedialen, sehr modernen ungarischen Ausstellung in Block 18 denke ich auch an meine Freundin, die Überlebende Anna Ornstein, die in den USA lebt und Psychoanalytikerin ist. Sehr viel näher liegt jetzt allerdings die Frage, wo Peter ist – gewiss wird er sich doch auch gerade diese Ausstellung ansehen, die ihn persönlich betrifft? Ich gehe durch jeden Raum, suche und finde ihn nicht. Die Lichter der Bildschirme und Schaukästen irritieren mich, ich eile über das düstere Treppenhaus hinaus. Nicht weit entfernt finde ich endlich mein Ziel, Block 16: die slowakische Ausstellung. Mit einer Mischung von Neugierde, Interesse und Betretenheit gehe ich hinein. Die Ausstellung ist sehr viel konventioneller als die ungarische und konzentriert sich überwiegend auf die Verstrickung der Slowaken im Holocaust und auf den slowakischen Partisanenaufstand. Ohne die geradezu übereifrige Beteiligung der slowakischen Regierung – sowie anderer europäischer Staaten und ihrer Bürger – hätte der Holocaust an den Juden nicht so

reibungslos funktionieren können, die Masterminds dieses Verbrechens waren aber die deutschen Nationalsozialisten. Ich prüfe jedes Bild, jede Tafel, um einen Hinweis auf meinen Großvater zu finden, diesen Mann, den ich nie kennenlernen konnte, weil er an den Verbrechen beteiligt war. Er hat sich einem Gerichtsverfahren gestellt und ist mit dem Tod bestraft worden. Ob er sich wirklich ehrlich seiner Schuld stellte, werde ich nie erfahren. Am Ende ist es auch gleichgültig. Aber manchmal erwische ich mich noch dabei, nach Entlastung zu suchen und zu hoffen, dass er sich seiner Verantwortung und Strafe wenigstens bewusst bereuend gestellt hat. Reue habe ich in seinen letzten Briefen indes nie gefunden. Oft bedauere ich, dass ich ohne Großvater groß geworden bin, immerhin hätte ich mich mit ihm auseinandersetzen können.

»Jeder Holocaust beginnt mit Menschenrechtsverletzungen und endet in den Gaskammern« ist auf einer Tafel in der Ausstellung zu lesen – eine der vielen Erkenntnisse, die wir beherzigen sollten. Der Spruch stammt von Jean Améry. Über 70 Jahre konnte meine Generation von Deutschen Frieden und Demokratie genießen. Wir haben eines der höchsten Güter des Menschseins: Freiheit. Doch nun scheint alles im Auf- und Umbruch – Kriege im Nahen und Mittleren Osten, in Afrika, terroristische Angriffe allerorten, Extremisten, die wie Pilze aus dem Boden zu sprießen scheinen, Rechtsextreme und Demagogen, die danach trachten, unsere demokratische Rechtsordnung zu zerstören. Viele Menschen in Not fliehen zu uns, um an unserer Freiheit und Sicherheit teilhaben zu können. Rechtspopulisten beschimpfen unermüdlich die »Lügenpresse«, hetzen gegen die Schutzsuchenden, insbesondere gegen Muslime, und verbreiten zur Untermauerung ihrer Ansichten falsche Gerüchte, die sich wie Tatsachen verbreiten, Panik, Angst

und Hass schüren. Doch auch wenn diese Rechtspopulisten jetzt wieder Mauern, Schießbefehle und Sanktionen fordern, so reagiert dieses Land bislang noch richtig: Wir öffnen uns den Notleidenden und bieten ihnen die Chance, sich in diese Gesellschaft zu integrieren. Bei allen Schwächen, aller Ambivalenz ist das eine Errungenschaft seit 1945. Menschenrechte sind unteilbar und gehören jedem. Diese Freiheit, Freizügigkeit und Menschlichkeit gilt es zu verteidigen, und ich halte es für unsere Verantwortung und Pflicht, dafür zu kämpfen.

In der slowakischen Ausstellung hoffe ich auf weitere Erkenntnisse über meinen Großvater und seine Wegbegleiter, habe aber vielleicht zu hohe Erwartungen: Ich suche nach einem Abbild der Komplexität, finde aber nur Fragmente und Teilausschnitte. Ich finde zu wenig über die deutschen Täter, die die Verbrechen initiierten und leiteten. Als ich schon fast am Ausgang bin, entdecke ich endlich eine Tafel, die ein paar Namen nennt: »Vertreter der slowakischen Republik und der Nazi-Organisatoren der Deportationen und der Ermordung von Juden, Zigeunern und Zivilisten in der Slowakei von 1939–1945«, lautet der Titel. Genannt werden die slowakischen Verantwortlichen und unter den Deutschen natürlich Dieter Wisliceny, Hauptberater für Juden in der Gesandtschaft in Bratislava, mit dem mein Großvater eng zusammenarbeitete. Auch Hermann Höfle, mit dem er 1947 in Bratislava hingerichtet wurde, ist erwähnt. Hans Gmelin, die rechte Hand Hanns Ludins, ist sonderbarerweise gar nicht verzeichnet. Das ist für mich jedoch keinerlei Beweis für dessen Unschuld, sondern eine der vielen unerforschten Lücken der Geschichte.

Ganz am Ende der Liste von 14 Namen finde ich ihn endlich: meinen Großvater. Sein Vorname ist falsch geschrieben, und er wird

irrtümlicherweise als SS-Mann aufgeführt. Auf einem Foto, wohl in der Gesandtschaft in Bratislava, steht er rechts am Rand, eine Aufnahme von 1943, die den einst gut aussehenden Mann mit seinem Nazi-Wohlstandsspeck zeigt. Selbst in Auschwitz treffe ich auf meinen Großvater. Ich fasse es nicht. Meine Gefühle sind sehr ambivalent, Befremdung aber dominiert: Mein fremder Großvater; der Vater meiner Mutter, die an diesem Erbe zerbrach und sich schleichend umbrachte; der Mann, über dessen Schuld oder Unschuld die Familie meiner Mutter und ich seit Jahren im Clinch liegen, und das, obwohl seine noch lebenden Kinder sich kaum an ihn erinnern können! Ich schwanke zwischen Triumph (schaut her, ihr Verwandten, selbst in Auschwitz ist er zu sehen, und ihr beharrt noch immer auf seiner Unschuld!) und Trauer (Warum ist das alles so gekommen, was hat das mit uns allen angerichtet, bis ins dritte Glied! Welche Schuld, Scham und Schande, welche seelischen Schrammen!).

Wie schon im Gerichtssaal in Lüneburg beim Gröning-Prozess wünschte ich mir, jetzt Tomi Reichental an meiner Seite zu haben. Stattdessen steht plötzlich abermals Peter neben mir. So wie ich in der ungarischen Ausstellung nach ihm Ausschau hielt, hat er offenbar auch nach mir gesucht. »Schau, Peter, sage ich. Da ist er: mein Großvater.« Ich komme mir wie eine Komparsin in einem schlechten Theaterstück vor. Ich bin wütend. Ich mache mich über diesen Hannswurst lustig und weine zugleich über diese tragische Person, die am Galgen endete. Ich denke an meine Großmutter, die ich liebte, obwohl sie eine überzeugte Nazi war. Ich gedenke meiner Mutter, die an all dem zerbrach und mich im Stich ließ, weil sie es trotz aller Liebe besser nicht vermochte. Ich bin bei mir und entschlossen, das alles nicht als Schicksal hinzunehmen, sondern

mich weiter damit auseinanderzusetzen und die Trauer zuzulassen. Schweigend schauen Peter und ich auf dieses in Wahrheit nichtssagende Ausstellungsbild. Wir stehen in »geteilter Trauer«, wie Peter es ausdrückt – geteilte Trauer über die Vergangenheit und ihre lange Wirkung.

Vielleicht kann ich meinen Großvater jetzt in dieser Ausstellung stehen lassen. Zu lange schon kämpfen wir in meiner Familie um das Erbe von Toten, anstatt uns viel mehr den Lebenden zu widmen. Ein konstruktiver Weg für Nachkommen von NS-geprägten Familien ist, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen, und sich selbst eine Meinung zu bilden anstatt die tradierten Denk- und Gefühlsmuster der vorherigen Generationen unhinterfragt zu übernehmen. Jeder hat einen Anspruch auf die eigene Perspektive. Diese zu entwickeln ist voller Hindernisse und geschieht nicht von heute auf morgen, sondern entsteht in einem langen und oft mühevollen Prozess. Auch wenn man dafür manchmal einen Preis zahlt, weil zum Beispiel Beziehungen an Meinungsverschiedenheiten zerbrechen, so lohnt es sich doch. Denn es ist besser, die Fakten zu kennen, anstatt mit Vermutungen und Befürchtungen zu leben, die unterschwellig immer weiter in uns arbeiten. Die Angst vor dem Ungewissen weicht im Laufe der Aufklärung, denn das, was man kennt, kann man besser einschätzen und konfrontieren. Letztendlich führt die biografische Recherche zu mehr Unabhängigkeit und Ich-Stärke – die Fähigkeit, sich der sozialen Wirklichkeit anzupassen und mit den Belastungen fertig zu werden. Es entsteht ein gesunder Ablösungs- und Reifeprozess von Familienmitgliedern, die Schuld und Scham nicht eingestehen und deshalb Macht ausüben, um ihr gefälschtes Narrativ zu bewahren. Diese Macht der Vergangenheit gilt es zu

brechen – zu unserem eigenen Nutzen, dem der jüngeren Generation und der Gesellschaft.

Für Peter hat die Reise nach Auschwitz eine befreiende Wirkung. »Ein Leben lang habe ich versucht, das Leid meiner Eltern zu erleiden, als ob ich es ihnen dadurch hätte abnehmen können. Es war eine Illusion, an der ich lange festhielt, denn ich wollte glückliche Eltern haben. Doch nun kann ich meinen eigenen Schmerz über das schreckliche Schicksal meiner Familie empfinden, es ist nicht mehr ihr Leid, sondern mein eigenes, das ich spüre. Deshalb kann ich auch trauern.« Rahel, seine Tochter, ist bei ihm und muss nicht mehr unter derselben Last wie er leiden, weil Peter seine Geschichte verarbeitet und nicht ihr diese Bürde übertragen hat. »Die Nazis wollten die Menschlichkeit vernichten. Wir Nachkommen der Täter und der Überlebenden müssen deshalb dafür sorgen, dass die durch den Holocaust zerstörten menschlichen Bindungen wiederhergestellt werden«, sagt Peter. »Wir können verhindern, dass auch noch die Seelen der Nachkommen durch dieses Erbe zerstört werden. Nach dieser gemeinsamen Reise mit Freunden, nicht Feinden, bin ich gestärkt ins Leben zurückgekehrt!«

In der Dunkelheit steigen wir in den Minibus, abermals sitzt Peter am Steuer und fährt uns nach Krakau zurück. Auf der Fahrt setzt allmählich Entspannung ein. Auschwitz liegt bald hinter uns, und wir freuen uns auf ein gemeinsames Abschiedessen. Plötzlich kommt ein Lied auf, jemand fängt an zu singen. Als wären wir Jugendliche, singen wir von Freiheit, Widerstand und Hoffnung. Wir lachen und scherzen, erleichtert, eine neue Hürde überwunden und weiter zueinander gefunden zu haben. Wenn wir uns unseren

Geschichten stellen und bewusst leben, bewegen wir uns aus dem Schatten der Täter und bewahren die Erinnerung, aus der wieder Hoffnung entstehen kann.

Dank

Dieses Buch wäre ohne den Mut, das Vertrauen und die offene Mitarbeit meiner Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner nicht zustande gekommen. Ich danke deshalb ganz besonders Paula Albrecht, Quentin van der Veer, Barbara Fenner, Wolf Wagner, Ute Schenk, Ulla Malterer, Hanns Johann Scheringer, Freimut Duve sowie Stefan Ochaba. Dieser Dank gebührt auch ihren Partnern und Freunden, die sie unterstützt haben, darunter insbesondere Ilse Scheringer, Karin Weber-Duve und Helmut Wetzell.

Einen bedeutsamen Beitrag haben ebenfalls Aleida Assmann, Niklas Frank, Abraham J. Peck, Tomi Reichental, Thomas Walther und vor allem Irene Weiss geleistet. Ganz besonders bedanke ich mich bei Otto Dov Kulka, Christiane Oppermann, Peter Pogany-Wnendt und Oliver von Wrochem, die dieses Buch nicht nur als Gesprächspartner bereichern, sondern mich bei einzelnen Kapiteln beraten und unterstützt haben.

Mein Dank geht ferner an meine Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner Hans-Jürgen Brennecke, Gisela Faust, Bernadette und Joachim Gottschalk, Beata Hammerich, H. Hauser, Susanne und Wolfgang Hetzer, Krystyna Leśniak, Lisa Politt, Edith Raim, Zeev Raphael, Erda Siebert und Rahel Wnendt, die ebenfalls eine Rolle im Buch einnehmen.

Die Psychologin Susanne Beischer, die Sozialpsychologin Angela Moré, der Psychologe Jürgen Müller-Hohagen, der Psychologe Uri Kuchinsky und die Psychoanalytikerin Luise Reddemann haben fachlich zu meinem Buch beigetragen, ebenso wie die Soziologin

Lena Inowlocki, die Historikerin Johanna Petersmann und die Historiker Hans-Joachim Lang und Martin Ulmer.

Anton Brenner, Gregor Gysi, Susannah Heschel, Wolfgang Krebs, Anna Ornstein und Astrid Steinert erscheinen in diesem Buch dankenswerterweise ebenfalls. Ich bin Gerry Gregg sehr verbunden, dass ich an seinem Dokumentarfilm »Close to Evil« mitwirken durfte und seine Zusammenarbeit mit Tomi Reichental weiter begleiten kann. Meine Freundschaft zu Tomi und das, was wir miteinander erlebt haben, bedeuten mir viel.

Ich danke Bernd Ulrich für die Beantwortung militärhistorischer Fragen und dem Historiker Hans-Otto Binder, der mir bei Fragen zu Tübingen weitergeholfen hat. Bei Heike Wolter bedanke ich mich für das historische Lektorat. Die HistorikerInnen Eckart Conze, Lenka Šindelářová, Jan Plamper und Werner Konitzer zeigten sich bei spezifischen Fragestellungen ebenfalls sehr hilfsbereit. Ich danke ferner dem Philosophen Brian Klug und dem Rabbi Frank Dabba Smith, die mir Fragen zum jüdischen Recht beantwortet haben. Die Autorin Dörte von Westernhagen hatte den einen oder anderen Tipp zur Tübinger Studentenzeit. Christiane Walesch-Schneller möchte ich für die Organisation und kundige Begleitung unserer Reise nach Krakau und Auschwitz danken und nochmals Krystyna Leśniak für ihre Führung durch die Gedenkstätte. Auch Monika Koster-Naumann trug zum Gelingen der Reise bei.

Ich danke auch meinem Freund Johannes Ebert, der die ersten zwei Kapitel dieses Buches aufmerksam gelesen hat. Große Freude hat mir die Zusammenarbeit an diesem schwierigen Buch mit meiner klugen Lektorin Angela Gsell gemacht, ich bin ihr dafür sehr verbunden. Mein Mann Felix Büchner war mir in dieser anstrengenden Zeit stets ein geduldiger, kritisch hinterfragender Partner und bei allen Herausforderungen des Themas eine

liebevolle Stütze. Es ist für mich ein großes Glück, dass auch meine Tochter Magdalena Senfft als vierte Generation in diesem Buch eine aktive Rolle spielt und mein Sohn David den Arbeitsprozess durch Zuhören begleitet hat.

Ich empfinde es als großes Geschenk, dass ich bei diesem Buchprojekt von allen diesen und anderen gescheiten und emotional starken Menschen begleitet wurde.

Weiterführende Literatur

- Adorno, Theodor W.: Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit? [1959], in: ders.,
Gesammelte Schriften, Bd. 10.2, Frankfurt a. M. 1977, S. 555–572
- Anfang aus dem Ende. Die Generation der Flakhelfer, Film von Aleida Assmann, 2013
- Assmann, Aleida: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Interpretation,
München 2013
- Bar-On, Dan. Erzähl dein Leben! Meine Wege zur Dialogarbeit und politischen
Verständigung, Hamburg 2004
- Cohen, Marcel: Raum der Erinnerung, Berlin 2014
- Conze, Eckart; Frei, Norbert; Hayes, Peter; Zimmermann, Moshe: Das Amt und die
Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik,
München 2010
- Die Wohnung, Film von Arnon Goldfinger, 2014
- Fenner, Barbara: Landsbergs schwierige Zeitgeschichte, Landsberg 2014
- Gruen, Arno: Der Fremde in uns, München 2010
- Gruen, Arno: Wider den Gehorsam, Stuttgart 2014
- Herwig, Malte: Die Flakhelfer. Wie aus Hitlers jüngsten Parteimitgliedern Deutschlands
führende Demokraten wurden, München 2013
- Huth, Peter (Hrsg.): Die letzten Zeugen. Der Auschwitz-Prozess von Lüneburg 2015,
Stuttgart 2015
- Inowlocki, Lena: Zur rechtsxtremen Rhetorik der Rechtfertigung im
Generationenverhältnis. In: Killguss, Hans-Peter und Langebach, Martin (eds.), »Opa
war in Ordnung!« Erinnerungspolitik der extremen Rechten, Köln: Bundeszentrale für
politische Bildung, 66–79
- Lawson, Christine Ann: Borderline-Mütter und ihre Kinder. Wege zur Bewältigung einer
schwierigen Beziehung, Gießen 2006
- Müller-Hohagen, Jürgen und Müller-Hohagen, Ingeborg: Wagnis Solidarität. Zeugnisse des
Widerstehens angesichts der NS-Gewalt, Gießen 2015
- Neuengammer Studienhefte: Ein Täter, Mitläufer, Zuschauer, Opfer in der Familie.
Materialien zu biographischen Familienrecherchen, Hamburg 8/2014
- Ornstein, Anna: Das Apfelgehäuse. Erinnerungen, Gießen 2004
- Reddemann, Luise: Kriegskinder und Kriegsenkel in der Psychotherapie. Folgen der NS-Zeit
und des Zweiten Weltkriegs erkennen und bearbeiten – eine Annäherung, Stuttgart 2015
- Renz, Werner: Fritz Bauer und das Versagen der Justiz. Nazi-Prozesse und ihre »Tragödie«,
Hamburg 2015
- Röhl, Anja: Sie werden nicht mehr frei sein, ihr ganzes Leben lang nicht, in: Jahrbuch für
Psychohistorische Forschung, 15 (2014).

- Schulte, Jan Erik und Wala, Michael (Hg.): Widerstand und Auswärtiges Amt. Diplomaten gegen Hitler, München 2013
- Senfft, Alexandra: Drei Generationen und eine Erinnerungsreise. Wie sich Narrative in Familien der Täter durchbrechen lassen, in: Oliver von Wrochem (Hg.): Nationalsozialistische Täterschaft. Nachwirkungen in Gesellschaft und Familie, Berlin 2016
- Senfft, Alexandra: Schweigen tut weh (14 min), in: Nationalsozialistische Täterschaft in der eigenen Familie. Filme von Jürgen Kinter, Oliver von Wrochem. KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.), 2015
- Šindelářová, Lenka: Finale der Vernichtung. Die Einsatzgruppe H in der Slowakei 1944–1945, Darmstadt 2013
- Tönsmeier, Tatjana: Das Dritte Reich und die Slowakei. 1939–1945, Paderborn 2003
- Volkan, Vamik: Die Anatomie der Vorbereitungen für das Symposium »Das Ende der Sprachlosigkeit?« In: Opher-Cohn, L. et al.: Das Ende der Sprachlosigkeit, Gießen 2000
- Volkan, Vamik; Ast, Gabriele; Greer jr., William F.: The Third Reich and the Unconscious, New York 2002
- Wagner, Gottfried und Peck, Abraham. Unsere Stunde Null. Deutsche und Juden nach 1945: Familiengeschichte, Holocaust und Neubeginn. Wien, Köln, Weimar 2006
- Weissberg, Nea und Müller-Hohagen, Jürgen (Hg.): Beidseits von Auschwitz. Identitäten in Deutschland nach 1945, Berlin 2015

Anmerkungen

Hitzefrei für einen Angeklagten

- [*] Mottozitat von Tom Segev aus: Einsicht 02/2009 Bulletin des Fritz Bauer Instituts, S. 23
- [1] Matthias Geyer: Der Buchhalter von Auschwitz, in: Der Spiegel 19/2005, S. 154 ff.
- [2] Thorsten Fuchs: Die Angst des Buchhalters von Auschwitz, in: Hannoversche Allgemeine Zeitung, 09. 12. 2014
- [3] ebenda
- [4] Alexandra Senfft: Schweigen tut weh, Berlin 2008, S. 44
- [5] Ronen Steinke: Fritz Bauer oder Auschwitz vor Gericht, München 2014, S. 206
- [6] ebenda, S. 202
- [7] ebenda, S. 204
- [8] Werner Renz: Die Justiz schärft ihren Blick auf Auschwitz, in: Die Zeit, 21. 07. 2015
- [9] Elizabeth Kolbert: The Last Trial, in: The New Yorker, 16. 02. 2015
- [10] Claudia von Salzen: Ganz normale Männer, in: Der Tagesspiegel, 02. 05. 2015
- [11] Ronen Steinke, S. 181
- [12] Früherer SS-Mann legt Geständnis ab, in: Die Zeit, 21. 04. 2015
- [13] Jonathan Littell: Die Wohlgesinnten, Berlin 2008, S. 9
- [14] ebenda, S. 29
- [15] Antifaschistische Aktion Lüneburg/Uelzen, Ausschwitz-Prozess, Bericht Nummer 9 vom 17. 05. 2015, siehe auch: <http://antifa-lg-ue.org>
- [16] »Close to Evil«, Regisseur Gerry Gregg, Praxis Pictures Production, Irland 2014
- [17] Tomi Reichental: I was a Boy in Belsen, Dublin 2011, S. 165
- [18] vgl. Sybille Klormann: Oskar Gröning: Ich sehe einen Menschen, der mir leidtut, in: Die Zeit, 12. 05. 2015
- [19] Panorama, ARD-Sendung, 23. 04. 2015
- [20] Ursula Haverbeck: Die Schande von Lüneburg – Nachgedanken zum dritten Prozesstag Gröning am 23. April 2015 in Lüneburg, www.ursula-haverbeck.info

Jeder hat eine Wahl

- [*] Mottozitat von T. S. Eliot aus: The elder statesman. Zitiert in: Shubha Tiwari, Maneesha Tiwari: The Plays of T. S. Eliot. Neu-Delhi, 2007. S. 155
- [1] Avner Werner Less: Lüge! Alles Lüge! Aufzeichnungen des Eichmann-Verhörers. Rekonstruiert von Bettina Stangneth, Zürich / Hamburg 2012, S. 132 f.
- [2] Ewan Birney: Study of Holocaust survivors finds trauma passed on to children's genes, in: The Guardian, 21. 08. 2015
- [3] Jan Lohl, Angela Moré (Hg.): Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus, 2014, S. 13
- [4] Henry McDonald: I wanted reconciliation, says Holocaust survivor whose biopic led to SS guard investigation, in: The Guardian, 07. 02. 2015
- [5] Avner Werner Less, S. 132 f.
- [6] Antifaschistische Aktion Lüneburg/Uelzen, Ausschwitz-Prozess, Bericht Nummer 9 vom 05. 07. 2015, siehe auch: <http://antifa-lg-ue.org>
- [7] ebenda
- [8] ebenda
- [9] Nebenkläger kritisieren Vergebung für Gröning, in: Deutschlandfunk, 27. 04. 2015
- [10] Why did Auschwitz-survivor Eva Kor shake hands with an SS-guard?, in: Haaretz, 29. 04. 2015
- [11] Nebenklage Auschwitz, 1. 7. 2015/Andrei Umansky

- [12] Hanna Lévy-Hass: Tagebuch aus Bergen-Belsen 1944–1945, München 2009, S. 14
- [13] ebenda, S. 96
- [14] Avner Werner Less, S. 215
- [15] ebenda, S. 215
- [16] ebenda, S. 215 f.
- [17] Ernst Freiherr von Münchhausen, Onur Özata, Mehmet Gürcan Daimagüler: Was soll dieses Verfahren?, in: Die Zeit, 16. 07. 2015
- [18] Antifa Lüneburg/Uelzen: Notizen zu Prozesstag 16–17, siehe auch <https://auschwitz-prozess.antifa-lg-ue.org/tag-16-17/>
- [19] Was soll dieses Verfahren?, in: Die Zeit, 16. 07. 2015
- [20] Presseerklärung zum Urteil gegen Oskar Gröning, 15. 07. 2015, <http://nebenklage-auschwitz.de/2015/07/15/presseerklaerung-zum-urteil-gegen-oskar-groening-15-07-2015/>
- [21] Avner Werner Less, S. 321

Die familiäre NS-Geschichte zwischen Verdrängung, vorsichtiger Annäherung und radikaler Aufklärung

- [*] Mottozitat von Marcel Cohen aus: Raum der Erinnerung, Berlin, 2014, S. 53. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages
- [1] zitiert aus: Niklas Frank: Bei mir hing Vati immer pünktlich am Galgen, produziert vom NDR. Hörspieltext kann über Eigenverlag Brigitte Frank unsel. Erben gekauft werden
- [2] Niklas Frank: Bruder Norman! »Mein Vater war ein Naziverbrecher, aber ich liebe ihn«, Bonn 2013, S. 31
- [3] Oliver von Wrochem/Ute Wrocklage, Ein Täter, Mitläufer, Zuschauer, Opfer in der Familie. Materialien zu biografischen Familienrecherchen, hrsg. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Neuengammer Studienhefte 1), 2. überarb. und erweitert. Aufl., Hamburg 2014. S. 8
- [4] ebenda, S. 11
- [5] Harald Welzer: Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden, Frankfurt, 2005, S. 246 f.
- [6] Harald Welzer, Täter, S. 37
- [7] Harald Welzer, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall: Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt 2002, S. 81 ff.
- [8] Silke Birgitta Gahleitner, Iris Wachsmuth, Luise Krebs und Marie-Luise Kindler: Die Tradierung der Prägungen aus dem Nationalsozialismus und Holocaust auf die nächste Generation in Deutschland, in: Marie-Luise Kindler, Luise Krebs, Iris Wachsmuth, Silke Birgitta Gahleitner (Hg.): Das ist einfach unsere Geschichte. Lebenswege der »zweiten Generation nach dem Nationalsozialismus«, Gießen 2013, S. 29
- [9] ebenda, S. 40
- [10] Lena Inowlocki (2016): Zur rechtsextremen Rhetorik der Rechtfertigung im Generationenverhältnis. In: Opa war in Ordnung! Erinnerungspolitik der extremen Rechten. Hans-Peter Killguss und Martin Langebach (eds.), Köln: Bundeszentrale für politische Bildung, 66–79

Auf den Spuren des Krieges: Paula Albrechts Weg zu Achtsamkeit und Mitgefühl

- [1] Raphael Gross: Anständig geblieben. Nationalsozialistische Moral, Frankfurt 2010, S. 204
- [2] Deutschlandfunk: Es wäre töricht, das auszuschließen. Philipp Blom im Gespräch mit Peter Kapern, 9. 12. 2015

Quentin van der Veer: Heilung kommt durch Akzeptanz, nicht durch den Schlussstrich

- [*] Mottozitat von James Baldwin aus: Ein Fremder im Dorf, Harper's Magazine, 1953
- [1] Felix Reiter und Gideon Thalmann: Die Ludendorff Bewegung, in: Elterninitiative zur Hilfe gegen seelische Abhängigkeit und religiösen Extremismus e. V., Bayerische Arbeitsgemeinschaft Demokratischer Kreise e. V. (ADK): Rassismus im neuen

(?) Gewand – Braune Esoterik, Verschwörungstheorien, Blut-, Boden-, Rassereligionen, Dokumentation der Jahrestagung 2012

- [2] Eike Greve: Mein deutscher Sommer, in: taz, 12. 06. 2007
- [3] Wolfgang Benz, Claudia Curio, Andrea Hammel: Die Kindertransporte 1938/39, Frankfurt 2003, S. 105

Fast zwanghaft alles aufdecken – Barbara Fenner und die große Klappe

- [*] Mottozitat von Hannah Arendt aus: Ziviler Ungehorsam, in: Zur Zeit. Politische Essays. Berlin 1986 [zuerst 1970 im *New Yorker*]. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages
- [1] Edith Raim: Eine kleine Stadt erlebt die große Geschichte, in: Martin Paulus, Edith Raim, Gerhard Zelger (Hrsg.): Ein Ort wie jeder andere. Bilder aus einer deutschen Kleinstadt. Landsberg, 1923–1958, Hamburg 1995, S. 13 f.
- [2] Ludwig Eiber, Hitlers Bunker – Hitlers Gefangene, S. 317, in: V. Dotterweich, K. Filser (Hg.) Landsberg in der Zeitgeschichte, München, 2012.
- [3] Edith Raim, S. 20
- [4] siehe Ludwig Eiber, S. 317 f.
- [5] Eva Gruberová: Helmut Zeller: Geboren im KZ. Sieben Mütter, sieben Kinder und das Wunder von Kaufering, München 2011, S. 116
- [6] siehe auch: <http://www.frankkonzept.de/projekte/machbarkeitsstudien>
- [7] Inzwischen ist der Teil zur Stadtgeschichte aus dem Internetauftritt Landsbergs gelöscht worden, eine ältere Version der Seite kann in folgendem Webarchiv eingesehen werden:
http://web.archive.org/web/20090222045606/http://www.landsberg.de/web.nsf/id/pa_dgrss6vbknv.html
- [8] Thomas Raithel: Die Strafanstalt Landsberg am Lech und der Spöttinger Friedhof (1944–1958), München 2009, S. 103 f.
- [9] ebenda, S. 103
- [10] Welle der Wahrheiten, in: Der Spiegel, 02. 01. 2012
- [11] Marion Gräfin Dönhoff: Todesurteile und Drohbriefe, in: Die Zeit, 08. 03. 1951
- [12] Thomas Raithel, S. 4
- [13] Aleida Assmann: Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung, München 2007, S. 13 f.
- [14] Timothy Snyder: Black Earth: Der Holocaust und warum er sich wiederholen kann, München 2015, S. 12

Die Schattenseiten sind in uns – Wolfgang Wagner kämpft gegen Pietismus und Perfektionsanspruch

- [*] Mottozitat von Jonathan Littell aus: Die Wohlgesinnten, Berlin: Berlin Verlag, 2008, S. 35. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages
- [1] Malte Ludin: Hanns Elard Ludin, in: Hermann G. Abmayr (Hrsg.): Stuttgarter NS-Täter, Stuttgart 2009, S. 32
- [2] Jäger-Bericht, zitiert nach <https://web.archive.org/web/20070425145151/http://www.david-irving.de/jaeger.html>
- [3] Hier und im Folgenden habe ich die alte Schreibweise aus dem Brief, so wie von Wolf Wagner wiedergegeben, beibehalten.
- [4] Christoph Dieckmann: Alytus 1941–1944. Massenmorde in einer Kleinstadt. Ein Fallbeispiel deutscher Besatzungspolitik in Litauen. 2001. Online: <http://lfpr.lt/wp-content/uploads/2015/07/LFPR-8-Dieckmann.pdf>
- [5] <http://www.verfassungsschutz-bw.de/Lde/Startseite/Arbeitsfelder/Verlage+und+Vereinigungen?QUERYSTRING=Grabert+Verlag>
- [6] Dies schrieb der evangelische Theologieprofessor Gerhard Ebeling in einem Leserbrief ans Schwäbische Tagblatt, zitiert nach Hans-Joachim Lang: Die rechte Hand des Botschafters, in: Schwäbisches Tagblatt, 28. 04. 2005
- [7] vgl. Hans-Joachim Lang: Tübingen nach dem Holocaust. Wie sehr die Stadt ihre Juden vermisste, in: Matthias Morgenstern (Hg.), Reinhold Rieger (Hg.): Das Tübinger Institutum Judaicum. Beiträge zu seiner Geschichte und Vorgeschichte seit Adolf Schlatter, Stuttgart 2015, S. 254
- [8] Hans-Otto Binder, Martin Ulmer, Daniela Rathe, Uta Röck: Vom braunen Hemd zur weißen Weste? Vom Umgang mit der Vergangenheit in Tübingen nach 1945, Tübingen 2011, S. 54 f.
- [9] Lutz Hachmeister: Schleyer. Eine deutsche Geschichte, München 2004, S. 300

- [10] siehe Hans Joachim Lang, S. 244
- [11] Michael Petersen: Tübingen und die NS-Vergangenheit: Die Ehre der Ehrenbürger, in: *Stuttgarter Zeitung*, 08. 07. 2013
- [12] vgl. »Es war grauenhaft«, *Der Spiegel* 35/2009 und »Es geht hier nicht meinen Vater«, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 25. 10. 2010.
- [13] vgl. Jan Erik Schulte und Michael Wala (Hg.): *Widerstand und Auswärtiges Amt*. München 2013, S. 225 ff. sowie S. 251 ff.
- [14] Zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Ansprache des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985 in der Gedenkstunde im Plenarsaal des Deutschen Bundestages, Abschnitt III und I, Stiftung Deutsches Historisches Museum, http://hdg.de/lemo/html/dokumente/NeueHerausforderungen_redeVollstaendigRichardVonWeizsaecker8Mai1985/index.html
- [15] Ulrike Jureit, Christian Schneider: *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart 2010, S. 25
- [16] ebenda, S. 16
- [17] Hans-Joachim Lang: Mit einem städtischen Stipendium: Niklas Krawinkel forscht für eine Doktorarbeit über den früheren Tübinger Oberbürgermeister Hans Gmelin, in: *Schwäbisches Tagblatt*, 24. 08. 2013
- [18] Hans-Otto Binder, Martin Ulmer, Daniela Rathe, Uta Röck: *Vom braunen Hemd zur weißen Weste? Vom Umgang mit der Vergangenheit in Tübingen nach 1945*, Tübingen 2011, S. 16
- [19] Iris Radisch: Am Anfang steht ein Missverständnis, in: *Die Zeit*, 14. 02. 2008
- [20] Michael Wildt: *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburg 2002, S. 97
- [21] siehe Hans Joachim Lang, S. 252
- [22] Norbert Frei: *Karrieren im Zwielficht. Hitlers Eliten nach 1945*, Frankfurt (M) 2001, S. 311
- [23] Martin Ulmer, S. 63
- [24] Wolf Wagner: *Tatort Universität. Vom Versagen der Hochschulen und ihrer Rettung*, Stuttgart 2010, S. 93
- [25] Helmut Schelsky: *Die skeptische Generation – eine Soziologie der deutschen Jugend*, München 1957
- [26] Werner Renz: *Fritz Bauer und das Versagen der Justiz. Nazi-Prozesse und ihre »Tragödie«*, Hamburg 2015, S. 7

Neugierig bis zum Schluss: Ute Schenk und ihre Schwester Ulla Malterer

- [*] Mottozitat von Anita Lasker-Wallfisch aus: *Ihr sollt die Wahrheit erben: Die Cellistin von Auschwitz-Erinnerungen*, Reinbek, 2002, S. 223. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages
- [1] Sebastian Haffner: *Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933*, Stuttgart/München 2001, S. 21 f.
- [2] Sigrid Chamberlain: *Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Über zwei NS-Erziehungsbücher*, Gießen 2003, S. 15
- [3] vgl. Sigrid Chamberlain
- [4] Malte Ludin: Hanns Elard Ludin, in: Hermann G. Abmayr (Hrsg.): *Stuttgarter NS-Täter*, Stuttgart 2009, S. 38
- [5] Interview, in: *Lettre International* 86, September 2009, S. 197 ff.
- [6] Mehmet Gürcan Daimagüler: *Kein schönes Land in dieser Zeit. Das Märchen von der gescheiterten Integration*, München 2013, S. 187
- [7] Navid Kermani: *Wer sind Wir? Deutschland und seine Muslime*, München 2009, S. 19
- [8] Mehmet Gürcan Daimagüler: *NSU-Prozess: Ich klage an*, in: *Die Zeit*, 12. 11. 2015
- [9] Mehmet Gürcan Daimagüler: *Kein schönes Land in dieser Zeit*, S. 69
- [10] Mehmet Gürcan Daimagüler: *Kein schönes Land in dieser Zeit*, S. 15

Sich nie ducken und authentisch bleiben: Hanns Johann Scheringers Weg vom Landwirt zum Politiker

- [1] Hugo Ehrlich: *Der Fall Scheringer*, München 1947, S. 5
- [2] ebenda, S. 6
- [3] Ernst Niekisch: *Gewagtes Leben*, Köln 1958, S. 184 f.
- [4] Ernst Niekisch, S. 184
- [5] Dietmar Gottfried: *Von Hitler zum Kommunismus, Richard Scheringers Weg durch das 20. Jahrhundert*, Telepolis,

22. 04. 2012

- [6] Richard Scheringer: Das große Los – unter Soldaten, Bauern und Rebellen, Hamburg 1959, S. 250
- [7] Franziska Menger: Richard Scheringer: Ein Leben zwischen Nationalsozialismus und Nationalbolschewismus, Magisterarbeit, Bayreuth 2009, S. 70 f.
- [8] Hugo Ehrlich, S. 9
- [9] Richard Scheringer: Grüner Baum auf rotem Grund, Damnitz 1983, S. 218
- [10] Peter Michael Schenkel: Richard Scheringer. Ein Roter unter Schwarzen, BR, 26. 10. 2014
- [11] Richard Scheringer, S. 191
- [12] Georg Fischer: Vom aufrechten Gang eines Sozialisten, S. 167 ff.
- [13] siehe Franziska Meyer, S. 74
- [14] siehe Peter Michael Schenkel
- [15] Peter Bender: Deutschlands Wiederkehr, Stuttgart 2007, S. 60 f.
- [16] Rot-Braune Debatte, in: Der Spiegel, 40/1998
- [17] Mehmet Gürcan Daimagüler, S. 28
- [18] Christoph Seidler, Michael J. Froese (Hg.): Traumatisierungen in (Ost-)Deutschland, Gießen 2006, S. 9

Ein Vorname als Lebensprogramm: Freimut Duve

- [*] Mottozitat von Yaşar Kemal aus: Dankesrede bei Friedenspreis des deutschen Buchhandels, München 1997
- [1] Siehe das Multimediaprojekt hamburgstundenull.de sowie Oliver Schirg: Die halbe Stadt ist zerstört, in: Hamburger Abendblatt, 30. 4./1. 5. 2015
- [2] Adolf Hitler: Mein Kampf, München 1925/27, 700. Auflage 1942, S. 629

Stefan Ochaba: Ich bin kein Kriegsenkel, ich bin ein Nazi-Enkel!

- [*] Mottozitat von Patricio Guzmán aus dem Dokumentarfilm »Nostalgia de la luz«
- [1] Peter Pogany-Wnendt: Von den zerbrochenen menschlichen Bindungen zum mitfühlenden Dialog. Die generationsübergreifende Wiederherstellung zerstörter zwischenmenschlicher Verbundenheit, noch nicht veröffentlicht
- [2] Rolf D. Hirsch: Sie verfolgen mich noch heute. Auswirkungen von Kriegstraumata im Alter, Psychosoziale Umschau 2/2015, S. 4 ff.
- [3] AK Angreifbare Traditionspflege NRW: Gebirgsjäger vor Gericht!, 3. 3. 2008, <http://de.indymedia.org/2008/03/209513.shtml?print=onv>
- [4] Alexander Krug: Blutbad in der Toskana, in: Süddeutsche Zeitung, 10. 5. 2010, <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/deutsches-massaker-im-zweiten-weltkrieg-blutbad-in-der-toskana-1.532638>
Siehe auch: http://www.nrw.vvn-bda.de/bilder/Dokumentation_Kameradenkreis_Gebirgstruppe.pdf

Demut vor dem Leben. Eine Reise nach Auschwitz und warum es wichtig ist, zu lachen

- [*] Mottozitat von Otto Dov Kulka aus: Landschaften der Metropole des Todes, München 2013, S. 119. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages
- [1] www.auschwitz.org
- [2] KL Auschwitz in den Augen der SS, Katowice 1981, S. 103 f.
- [3] Otto Dov Kulka: Landschaften der Metropole des Todes, S. 47
- [4] ebenda, S. 48
- [5] ebenda, S. 90
- [6] ebenda, S. 41
- [7] ebenda, S. 65